Opp. 561 t
(1

J. G. Seume's

gesammelte Schriften.

Herausgegeben

von

J. P. Zimmermann.

Bibliothek
Schellenberg
WIESBADEN

Erster Band.

Wiesbaden,
bei L. Schellenberg, Hofbuchhändler u. Hofbuchdrucker.
1823.

Wb/51/703

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kleine

prosaische Aufsätze,

enthaltend:

I. Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen . . 1
II. Ueber das Leben und den Charakter der Kaiserin Katharina der Zweiten 59
III. Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Pauls des Ersten 163
IV. Rede des Pliasiers Protokles in Athen, als nach der Schlacht bei Leuktra die Thebaner die Spartaner hart bedrängten 245
V. Die Belagerung, Eroberung und Zerstörung von Platäa 251
VI. Ueber Bewaffnung 287
VII. Ueber Atheismus im Verhältniß gegen Religion, Tugend und Staat 351
VIII. Ueber das Spiel 385
IX. Warum ist der Schmerz der Aeltern bei dem Verluste kleinerer Kinder größer und heftiger, als bei dem Verluste Erwachsener 411
X. Wort an Schauspieler und diejenigen, welche es werden wollen 423

Reime

Inhalt:

I. Einige Nachrichten über die Beredtheit in Athen . . 1

II. Ueber das Leben und den Charakter der Aspasia

Rechtfertigung der Hypatia 39

III. Zwei Briefe über die neuesten Verfinsterungen in

Anspielung seit der Thronbesteigung Ludwig des Grossen 163

IV. Ueber das Philosophische im Alten, als noch

der Schleier bei Festen die Gesichter der Tänzer bedeckte 245

V. Die Belagerung, Eroberung und Zerstörung von

Philadelphia 251

VI. Ueber Verschwendung 287

VII. Ueber Atheismus im Verhältniß gegen Religion,

Neigung und Stand 351

VIII. Ueber das Spiel 385

IX. Warum ist der Schmerz der Weiber bei dem Tode

ihrer kleinsten Kinder größer und heftiger, als bei

dem Verluste erwachsener Söhne 417

X. Brief an Erdmuthicen und gleichzeitig, welche es

werden wollen 423

Vorwort des Herausgebers.

Über Seume's bemoosten Hügel sind nun schon drei-zehn Jahre im schnellen Umschwunge der Zeit dahin gerollt, ohne daß sich bis jetzt ein Sammler seines sehr zerstreuten literärischen Nachlasses gefunden hätte. Ist es Gleichgültigkeit oder Vergessenheit? — Gewiß beides verdiente Seume nicht!

Warme Liebe zu ihm, dem Unvergeßlichen, »zu dem Manne, dessen festes Gemüth durch die mannigfaltigen Leidensschulen, in die ihn das Geschick führte, sich stets zu höherer Kraft steigerte,« *) und innige Verehrung seiner Geistesprodukte, haben mich endlich, nach langem Warten auf eine würdigere Hand, und bei vielen Berufsarbeiten, bestimmt, eine vollständige Ausgabe seiner Schriften zu veranstalten. Die Achtung und Liebe, welche

*) F. Horn, Umrisse der Gesch. u. Kritik der schönen Literatur Deuschl. während der J. 1790 bis 1818. 2te Aufl. pag. 162.

Seume durch diese sowohl, als durch seinen für Recht und Billigkeit sich so klar aussprechenden Charakter erworben hat, öffnen mir die süße Hoffnung, daß meine Absicht nicht mißkannt, vielleicht auch eine Lieblingsidee Realisirung finden werde. — Mögen die gesammelten Schriften, da sie sich durch typographische Schönheit sowohl, als auch durch Wohlfeilheit vortheilhaft auszeichnen, eine freundliche Aufnahme finden.

Über Seumes Lebensumstände und Schicksale hier etwas Näheres zu erwähnen, wäre überflüssig, weil dem Ende des ganzen Werkes, seine Selbstbiographie sich anschließen wird. —

Seinen literärischen Nachlaß habe ich, so viel als möglich, der Zeitfolge nach, geordnet, indem es dadurch klar wird, wie die Ansichten dieses seltenen Cosmopoliten sich nach und nach entwickelten, und wie sein Urtheil stets schärfer und richtiger geworden ist. Das Spätere wird durch das Frühere oft erläutert und auf letzteres sich häufig bezogen. So war diese Anordnung wohl die passendste.

Das Ganze, ohngefähr fünf Bände stark, wird längstens bis zur Ostermesse 1824 beendigt seyn.

Mit dieser Lieferung erscheinen die zwei ersten Bände. Der erste enthält die kleinen prosaischen Aufsätze, theils historischen, theils philosophischen Inhalts, die der Verfasser meistens unter dem Titel der Obolen in den Jahren 1796 und 1798 herausgegeben hat.

Einen unverkennbaren und wahrhaft klassischen Werth haben seine Nachrichten über Polen und seine Bemerkungen über Rußland. Der Verfasser entwickelt darin nicht nur eine tiefe Kenntniß der damaligen Politik, sondern legt auch eine genaue Bekanntschaft mit den Charakteren der berühmtesten Männer damaliger Zeit an den Tag. Letzteres, durch freimüthiges Urtheil und Unpartheilichkeit doppelt interessant.

Der Spaziergang nach Syrakus macht den zweiten Band aus. Derselbe ist im Jahr 1803 erschienen und in den Jahren 1805, 1811 und 1817 neu aufgelegt worden. Bei der letztern Ausgabe sind im Anhange die Anmerkungen eines Freundes des Verfassers abgedruckt, welche ich, in soweit solche einen wesentlich aufklärenden Einfluß hatten, beibehalten und zu mehrerer Bequemlichkeit dem Text untergesetzt habe, durch die beigefügte Unterschrift, von den Noten des Verfassers erkennbar.

Aus dem Spaziergang nach Syrakus tritt Seume's Persönlichkeit am lichtvollsten hervor, und ihr vorzüglich hat man das Anziehende dieser Schrift zu verdanken. »Hier sehen wir den Mann, der sich immer selbst zu helfen vermag, und dennoch, wie billig, nur in der reinsten Freundschaft Befriedigung findet, die feste Brust und das Herz, das sich vor nichts scheut, als vor der eigenen Mißbilligung, den Geist, der einseitig zwar, aber tief, die bewegten Gestalten der Welt aufnimmt, und stets nach Ruhe strebend, gar viel Treffliches findet;

doch jenes Eine, in welchem alle Fragen gelöst sind, wenigstens nicht in Worten auszusprechen vermag. Mit einem Wort: wir finden hier Seume in seiner Ganzheit und diese wird dem sinnigen Leser stets theuer bleiben. « *) —

Der dritte Band wird mit möglicher Schnelligkeit folgen.

Einige in die Augen fallende Druckfehler bitte ich zu entschuldigen und gütig zu verbessern.

Wiesbaden, den 7. Februar 1823.

J. P. Zimmermann.

---

*) F. Horn, Geschichte und Kritik der schönen Lit. Deutschl., pag. 163.

I.

Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahr 1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Amicus Plato, amicus Socrates; sed magis amica veritas.

Sie verlangen von mir, lieber Freund, eine richtige Beschreibung der letzten sehr wichtigen Vorfälle dieses Jahres in Polen, und erwarten in derselben etwas sehr authentisches und vollständiges; weil ich, wie Sie sagen, selbst Augenzeuge und einigermaßen Mithandler gewesen sey. Bedenken Sie aber, denn Sie kennen ja meinen Charakter in dieser und mehrern andern Rücksichten ziemlich, daß ich bei meiner Sorglosigkeit in Ansehung aller Dinge, die nicht strikt zu meiner Pflicht gehören, gar nicht sehr zum genauen Bemerker, und also eben so wenig zum Geschichtschreiber geschickt bin, und daß ein Subaltern im Militär und Civil nur sehr wenig sehen, also nur sehr wenig selbst beurtheilen und verbürgen kann. Indessen, da die Sache doch für jeden Menschenbeobachter wichtiges Interesse haben muß, und jeder der öffentlichen und Privaterzähler vielleicht seinen eigenen persönlichen Gesichtspunkt hat, so will ich, Ihren Wunsch zu erfüllen, so viel mir im Ganzen bekannt ist, Ihnen mittheilen; und Sie können sich gewiß darauf verlassen, daß ich Ihnen nichts vortragen werde, wovon ich nicht entweder selbst Augenzeuge war, oder wofür ich nicht sonst gültige Bürgschaft habe. Seit langer Zeit kennen Sie meine Aufrichtigkeit, Unpartheiligkeit und feste Wahrheitsliebe; Sie wissen, daß ich ohne alle Rücksicht immer mein Urtheil sage, auch wenn ich mir wohl gar Nachtheil und Gefahr dadurch erwerbe. Ich

bin ein ehrlicher Mann, der ohne Vorurtheile zu sehen glaubt, der seinen Satz hält, so lange er ihm Wahrheit ist, und gern den Irrthum verläßt, sobald ihn eine bessere Ueberzeugung führt. Mäßigkeit und Mäßigung sind der Charakter des vernünftigen Mannes im Physischen und Moralischen; und ich hoffe, Sie sollen ihn auch in meinen Schilderungen nicht vermissen.

Der letzte Nationalaufbruch der Polen war wohl eine ganz natürliche Folge der Dinge, wenn man überlegt, wie unerwartet durch unglückliche Conjuncturen, Anarchie im Innern, Machinationen von allen Seiten, Zwist und Niederträchtigkeit seiner Bürger der Staat wieder den schönsten Theil seiner Provinzen verloren hatte. Der Schmerz des Verlustes, die Gemüthsstimmung aller noch übrig gebliebenen, die allgemeine politische Gährung durch ganz Europa, der Revolutionsgeist mehrerer Provinzen, die Verzweiflung der letzten Patrioten, bewaffnete in einem unglücklichen Augenblicke den ganzen Rest der Nation zu einem Riesenkampfe, von dem man voraussehen konnte, wenn er ohne sichere Berechnung fremder Höfe unternommen war, daß er das Ende nehmen mußte, welches er wirklich genommen hat. Das Mißvergnügen war natürlich schon allgemein und die Gährung groß, als ich am Anfang des Jahrs 1793 unter dem General Igelström in Warschau mit ankam, und stieg täglich höher, so wie die politische Lage der Nation täglich kritischer wurde, und ihr Groll täglich tiefer wurzelte. Der Grodnoer Reichstag erzeugte ein fürchterliches Schweigen, bedeutungsvoll, wie die Stille vor dem Ausbruch eines nahen Orkans. Es war freilich ein großer Streich, den die Nachbarn nur unter der damaligen Lage der Dinge wagen und durchsetzen konnten, und bei dem es noch unbegreiflich ist, wie die übrigen Nachbarn, die ein näheres oder entfernteres Interesse dabei haben mußten, so ruhig zusehen konnten, als ob man eine Landcharte des Mondes ver-

fertigte. Die Engländer werden in kurzem wahrnehmen, sagte mir damals ein vernünftiger gemäßigter Pole, welchen Verlust ihr Handel dadurch leiden wird; und die Holländer hängen nun geradezu von der Gnade des Königs von Preußen ab; denn anstatt des Kriegs kann er sie nur mit Hunger überziehen, indem er ihnen seine Provinzen sperrt, die ihre Brodmagazine sind. Die politischen Aspekten haben sich seitdem zwar ziemlich verändert; es scheint mir aber immer noch viel Wahres in dem Urtheil zu liegen.

Alles war wider Vermuthen von außen stille, und die Polen schienen sich ihrem Schicksal ergeben zu haben: aber das Feuer glomm unter der Asche, und eine Menge hitziger Räthelsführer fachte es von Zeit zu Zeit an, damit es nicht erlöschte. Es ist weder meine Pflicht, noch meine Absicht, das Betragen der politischen Feinde Polens zu rechtfertigen; ob ich gleich glaube, daß es nicht schwer seyn würde, eine hinlänglich gültige Apologie, wenigstens in Rücksicht das Hauptverfahrens zu machen, da die Prinzipien der Politik und der Völkerverhältnisse ganz verschieden sind von den Prinzipien der innerlichen bürgerlichen Gerechtigkeit, und der Ausgang gezeigt hat, daß Rußland wirklich sehr viel von Polen zu fürchten hatte. Denn hätte die polnische Nation vor 30 Jahren den Muth und die Geschicklichkeit gehabt, bei glücklichen Conjunkturen sich aus ihrer alten Anarchie mit solcher Energie heraus zu arbeiten, so dürfte das politische Verhältniß der Mächte Europens jetzt vermuthlich anders seyn. Erhaltung und Sicherstellung seines Vaterlandes ist des Politikers erstes Gesetz; und wenn dieses nicht anders bestehen kann, als auf Kosten anderer, von denen der Staat zu fürchten hat, so ist ihre Beeinträchtigung keine Ungerechtigkeit, denn die Gefahr abwarten, hieße hier oft so viel, als sich ins Verderben stürzen. Dieses ist, däucht mich, das einzige wahre Prinzip, nach welchem jedes politische Verfah-

ren beurtheilt werden muß, gleichweit entfernt von der Engbrüstigkeit des kleinlichen Stubenmoralisten und dem weitausgedehnten abscheulichen droit de convenance, das jedes politische Verhältniß untergraben würde. Keinem braven Polen ist es zu verdenken, daß er in der Leidenschaft seine Nachbarn haßte; denn bei der Trauer seines Vaterlandes, in welche es durch sie war gestürzt worden, konnte er sie nicht lieben; und immer verdient derjenige mehr Hochachtung, der an der Spitze seiner Mitbürger auf den Ruinen seines natürlichen Erbgutes edelmüthig focht und im Kampfe fiel; als der Miethling, der sich knechtisch in den fremden Antichambern herumtrieb, und in Unterthänigkeit um einen Gnadengehalt bettelte. Man darf nur an das innere Ehrgefühl aller braven Männer selbst in Berlin und Petersburg appelliren, und man hat Verzeihung, daß man dieses laut zu sagen wagt.

Eine nähere Veranlassung zur Äußerung allgemeiner Unzufriedenheit war der Unwille, den die Kaiserin nach Zurückberufung ihres Ambassadeurs, des Baron Siewers, durch ihren neuen Gesandten, den General en Chef Igelström, der Nation im Conseil permanent bekannt machen ließ, daß der Reichstag noch das Tragen des Militärbandes erlaubt hatte, welches man den Offizieren im vorigen Feldzuge zur Belohnung ihres Wohlverhaltens ertheilt. In wie weit dieser Unwille hinlänglich gegründete Ursache hatte, kann ich in meiner eingeschränkten Sphäre nicht beurtheilen: man gab nach, bat, ließ das tragen des Bandes untersagen, und es durch die Gesandten selbst denjenigen Offizieren abfordern, die nicht mehr im Lande waren. Alles schien ruhig, wenigstens zu ohnmächtig, um etwas zu unternehmen; als von Petersburg, das freilich natürliche und nothwendige, aber nichts destoweniger verhaßte Projekt der Reduktion der Nationaltruppen ankam. So lange man es bloß mit Hofleuten zu thun hat, kann man durch Po-

litik, Feinheit, Ansehen, List oder Kabale eine Menge Dinge durchsetzen; wenn man aber Leute antastet, welche Waffen tragen, die sie mit Ehren zu tragen glauben, und welcher Soldat glaubt dieses nicht? so wird die Sache jederzeit ernsthafter. Man mochte noch so viel beweisen, daß die nunmehrigen Einkünfte der Republik nicht mehr als höchstens 15000 Mann bezahlen könnten; alles war taub vor Unwillen, und der alte Muth erwachte noch einmal. Allerdings war die Maaßregel Rußlands etwas hart; und vielleicht wären andere gelindere Mittel gewesen, die Truppen bis zur bestimmten Zahl herunter zu bringen, ohne Gewalt zu brauchen; denn 26000 Mann legen nicht sogleich auf die erste Aufforderung gutwillig ihr Gewehr aus der Hand, zumal wenn sie Vorrath von Artillerie haben, und noch keine hinlängliche Übermacht in der Nähe sehen, die sie dazu zwingen könnte. Hätte man Abschied gegeben allen, die ihn haben wollten, Urlaub, wer ihn begehrt hätte, alle Werbungen und Komplettirungen eingestellt, so wäre, ich bin versichert, in zwei Jahren, mit Einrechnung der gewöhnlichen Mortalität, die Armee ganz sanft bis auf 12000 Mann herunter geschmolzen; und ich glaube, die übrige politische Lage hätte wohl diese Langsamkeit erlauben können. Aber die größte Schwierigkeit war, die Offiziere zu befriedigen, von denen der größte Theil von dem kleinen Adel und arm war, eine andere beträchtliche Anzahl ihre Stellen ehemals gekauft und ihr Vermögen an ihre Korps gewendet hatte; so daß fast allen die Armee die letzte Ausflucht war. Das Feuer lief von Provinz zu Provinz; alles weigerte sich, die Waffen niederzulegen. In Litthauen machte man Anstalt zur Gegenwehr; schon war hier alles unsicher. Die Truppen suchten Vereinigungspunkte, die Edelleute bewaffneten ihre Bauern und Flurschützen, und die Russischen Transporte fingen an, über Königsberg durch Preußen zu gehen. Der General

Igelström fing an, das Bedenkliche seiner Lage zu sehen, und um Verstärkung der Truppen zu bitten. In Petersburg, wo man mit sehr weniger Mannschaft überall zu imponiren gewohnt war, fand man die Sache vermuthlich anfangs sonderbar. Man wollte die Reduktion beschleunigen, und Madalinsky machte den Anfang zum Aufbruch, indem er sich mit seiner Brigade aus der Gegend von Ostrolenko weg zog, nicht weit von Warschau über die Weichsel setzte, mit vieler Geschicklichkeit zwischen dem Russischen und Preußischen Kordon hinging, die kleinen Posten sprengte, und sich nach einigem Verluste bei Krakau mit Kosciusko vereinigte, der unterdessen aus Deutschland angekommen war, schon die ganze Woiwodschaft in Insurrektion gesetzt, die Konföderationsakte gemacht, und heftige Manifeste ausgefertiget hatte. Die Russen, welche den Posten hatten, wo Madalinsky durchging, waren zu schwach ihm die Passage zu wehren; und die Preußischen Kommandos, welche noch kleiner und fast nur für bürgerliche Sicherheit waren, wurden aufgehoben, vertrieben oder niedergehauen. Der Russische Obristlieutenant Likustchin hatte sich mit seinem einige hundert Mann starken Korps schon aus Krakau herausgezogen, sich auf der Retirade gegen eine große Übermacht lange hartnäckig vertheidigt, und war endlich zu einem kleinen Korps gestoßen, das von Lublin zu seiner Unterstützung herbei eilte. Die Sache fing an ernsthaft zu werden. Der General en Chef Igelström beorderte die Generalmajore Tormasow und Rachmanow in die Gegend nach Krakau mit einigen Bataillonen Infanterie und einigen Eskadronen Kavallerie; der Generalmajor Denisow stieß mit seinen Truppen von der andern Seite dazu, und übernahm als der älteste das Kommando. Kosciusko hatte sich unterdessen in und bei Krakau formirt. Sein Korps bestand mit Inbegriff der mit Piken und Sensen bewaffneten Bauern nach dem Rapport des Ge-

nerals Tormasow aus ungefähr 8000 Mann. Denisow verzögerte aus mir unbekannten Ursachen den Angriff; und detaschirte endlich, als Kosciusko den Weg nach Warschau einschlug, den General Tormasow mit ungefähr 2000 Mann, um ihm den Weg zu verrennen, und versprach, sobald Tormasow den Feind en front angreifen würde, ihn in die Flanke zu nehmen. Kosciusko kannte die Gegend vortrefflich. Tormasow war unvermerkt in einer Lage, wo er entweder angreifen mußte, oder in einigen Minuten angegriffen worden wäre. Die Zahl der Feinde war nach Russischen Kriegsbegriffen eben nicht so sehr ungleich, da man oft in den Türkenkriegen einen siebenfach stärkern Feind herrlich geschlagen hatte. Er wählte die Attake. Die Russen griffen wie gewöhnlich mit Ordnung und Nachdruck an; die Polen fingen an zu weichen. Kosciusko formirte Kolonnen. Die Russen glaubten, er retirirte, und avancirten mit Hitze und einiger Unordnung: auf einmal chargirt er mit Infanterie und Kavallerie; die Pikenträger liefen wild ins Feuer. Les païsans armés de piques marchoient d'une contenance tout-a-fait incroiable, sind die Worte des General Tormasow. Die Russen wurden völlig geschlagen, verloren zwölf Kanonen, alle ihre Artillerie, nebst 600 Todten und Verwundeten, unter welchen ersten der brave Obristlieutenant Pustawalow war, den die ganze Armee sehr hochschätzte; auch der Obriste Muromzow wurde schwer verwundet, unter den Todten auf dem Platze gelassen und gefangen. Dieses Gefecht in der Gegend von Krakau war für die Russen ein ganz unerwartetes Phänomenon, für die Polen das traurige Signal der Freude, die auch in Warschau laut ausbrach. So sehr man die Bekanntmachung des Vorfalls zu verhindern suchte, so hatten doch die Polen die Nachricht zu eben der Zeit, als der Russische General, weil man unmöglich alle Pässe besetzen konnte, und jeder Bauer den Bothschafter machte.

Das Gerücht vergrößerte natürlich den Vortheil von polnischer Seite unglaublich; und Personen, die sonst keinen Pöbelglauben hatten, waren wirklich überzeugt, Tormasow selbst nebst mehr als 2000 Mann seyen auf dem Platze geblieben. Indessen war dieses die Veranlassung zum gänzlichen Ausbruch. Die neuen Russischen Truppen, welche zur Unterstützung kommen sollten, waren noch weit entfernt, und theils noch kaum ausmarschirt. Die Ukräne konnte man keinesweges entblößen, weil auch dort der Revolutionsgeist auszubrechen drohete, wie in Südpreußen wirklich geschah; und wäre Rußland so unvorsichtig gewesen, und hätte von dieser Seite so viel Blöße gegeben, als von der andern gegeben wurde, so hätte leicht die Krise gefährlich werden können. Kosciuskos Verlust bei der erwähnten Aktion muß auch sehr beträchtlich gewesen seyn; denn sonst würde er mit verstärkter Artillerie gewiß gleich darauf den General Denisow angegriffen haben, da noch alles bei dem Korps in Verwirrung war. Der Preußische General Graf Schwerin hatte schon längst versprochen mitzuwirken; aber seine Truppen kamen nur sehr langsam zu ihren bestimmten Versammlungsörtern, waren zu schwach und zu weit ausgedehnt, indem er nur Kordons zur Sicherung der Grenze zu ziehen suchte. Es waren so wenig Truppen in Südpreußen, daß nach sehr schwacher Besetzung des Landes kaum 4000 Mann zur Unterstützung der Russen übrig blieben. In Warschau selbst fing es nun an äußerst bedenklich zu werden; von allen Seiten entdeckte man gefährliche Koventikel und Missionen in den Provinzen, an einigen Orten fertige Munition unter den Bürgern. In der Residenz hatte ein Theaterstück unter dem Titel, die Krakauer, den Enthusiasmus zu einer seltenen Höhe getrieben. Das Stück ist national, und behandelt eine Zänkerei der Landleute dortiger Gegend mit einer seltenen Kunst. Der Russische Gesandte hatte zuerst Einwendungen gegen die

Vorstellung; da aber der Marschall, Graf Moschinsky, selbst versicherte, daß nichts anstößiges darin enthalten sey, so wurde es aufgeführt. Der Verfasser, Herr Boguslawsky, der mit den Leidenschaften der Menschen wie mit Federbällen spielt, und eben so sehr Patriot als Schauspieler war, hatte in dem Stücke selbst und in der Vorstellung seine ganze Kunst erprobt. Es ist eine Mischung von Drama, Singspiel und Ballet; mit der größten Feinheit durcheinander gewebt, die Musik ist schwärmerisch, theils eigenthümlicher Volksgesang, theils aus den besten ausländischen Stücken kaum merkbar zusammengenommen; man mußte sehr kalt seyn, um nicht zum Enthusiasmus mit hingerissen zu werden. Ich selbst habe der dreimaligen Vorstellung zweimal beigewohnt, und muß bekennen, nie habe ich größere, tiefere, bleibendere Eindrücke wahrgenommen und selbst gefühlt. Die politische Beziehung in dem Stücke war sehr entfernt und nichts bedeutend; aber es war Nationalsache. Einige der ersten Schauspieler waren höchstwahrscheinlich in dem Verständnisse; denn sie sangen sogleich zu den Arien Varianten, die denn freilich bald den eigentlichen Text verdrängten und mit Jubel wiederholt wurden. Diese Varianten kamen schnell von dem Theater unter das Volk, und die Geschichte bei Krakau machte ganz Warschau zu Opernsängern. Selbst die Russische Militärmusik spielte die Lieblinsarien aus der Lieblingsoper. Nun ließ der Russische General, da er die Sache erfuhr, die Vorstellung untersagen; aber sie war dreimal gegeben worden, und hatte ihre Wirkung gethan. Das Ballet, die Werber, welches dem Stücke immer zum Schlusse folgte, war unter jeder andern Conjunktur eben so unschuldig, und jetzt eben so bedeutend, und hatte das nämliche Schicksal. Ein dumpfes Murren lief anfangs durch das Publikum, dann wurden die Pasquille häufiger und kecker, und bald fing man an laut zu drohen.

Der General Igelström detaschirte gleich nach der unglück-

lichen Geschichte bei Krakau noch mit einigen Bataillonen und Eskadronen den Generalmajor Grustchow, um bei der Piliza Posten zu halten, und in Verbindung mit dem Preußischen Korps, unter dem General Trenk, die Bewegungen des Kosciusko zu beobachten, und ihm den Übergang über die Piliza zu verwehren. Dieses kleine Korps ist in der Folge vielleicht die Ursache gewesen, warum der glückliche Ausgang der Waffen so schnell für die Alliirten war. Denn hätte der General Grustchow mit demselben die Polen unter Kosciusko nicht so lange durch seine gute Position und geschickte Vertheidigung aufgehalten, und dadurch die Vereinigung der Preußen und Russen möglich gemacht, so hätte leicht des nachherige Treffen bei Czechoczin anders ausfallen und die folgenden Begebenheiten eine andere Gestalt gewinnen können. In Warschau hatte der General Igelström alle Anstalten zu einem eventuellen Ausmarsch getroffen, um selbst mit Kosciusko zu schlagen, sobald er sich der Gegend von Warschau nähern würde, wo er dann das Grustchowsche Korps mit den Preußen, die in der Gegend standen, würde an sich gezogen haben. Die Bagage mit der Feldapotheke war zu der Wagenburg an der Weichsel beordert, und die Bataillone sollten nichts mit sich nehmen, als nur was zum Schlagen nöthig war. Ich habe selbst mehrere Tage vor den blutigen Auftritten in Warschau mit dem General Pistor bis nach Mitternacht gearbeitet, indem der General Igelström die Preußischen Generale so schnell als möglich in Verbindung zu einem Zwecke mit den Russen zu setzen suchte, und ihnen die Absichten und Vereinigungsplane mittheilte, die er damals für nothwendig und ausführbar hielt. Die Sachen waren allerdings für die Russen sehr mißlich. Von allen Seiten waren wir von einem zahlreichen polnischen Militär umgeben, das sich vereinigt in Insurrektion gesetzt hatte. Auf die Preußische Unterstützung war so geschwind nicht zu rechnen, da in Südpreußen so wenig Truppen lagen. Überhaupt

scheint man die Polen in mancher Rücksicht etwas zu wenig geachtet zu haben. Freilich ließ ihr voriges Benehmen nicht sehr auf eine künftige Energie schließen, aber der Erfolg ist hier wie sehr oft Beweis, daß man vom Vergangenen auf das Künftige nicht immer sicher schließen kann. Die Polen in Warschau hatten unstreitig Nachricht von den meisten Maaßregeln des Russischen Generals; und wie hätten sie diese nicht haben sollen, da sie dieselben nothwendig aus seinen öffentlichen Demarchen abnehmen konnten? Denn Truppenmärsche und Transporte können nicht so unbemerkt geschehen, wo jedermann mit Mißtrauen den Andern beobachtet. Es war für Polen und Russen periculum in mora.

Immer habe ich als Militär mich gewundert, da man mit den Polen auf eine solche Weise verfahren war, daß man sie in dem Besitz ihres Arsenals gelassen hatte. Ob es Befehl des Petersburger Hofes oder eigene Maaßregel des General Kochowsky war, kann ich nicht bestimmen. Der General Igelström beobachtete sehr gewissenhaft die nämliche Mäßigung, und ließ keinen einzigen Russischen Posten mit Kanonen in die Nähe des Zeughauses stellen; woraus ich ohne Zweifel den richtigen Schluß ziehen kann, daß die Absichten der Kaiserin mit Polen bloß zu ihrer eigenen Sicherheit und keineswegs für die Republik lethal waren. Nach der Aktion bei Krakau soll der General Igelström sich endlich entschlossen haben, sich des Arsenals am Charfreitage zu bemächtigen, ehe er die Stadt verlassen wollte. Ich bin davon nicht gewiß unterrichtet, ob ich gleich als einer seiner Offiziere in seinem Palaste wohnte, da ich nur zu deutschen Geschäften, nicht aber zu russischen Arbeiten gebraucht wurde, und man bei einer solchen Unternehmung nach der Klugheit der Mitwissenden bis zum Punkt der Ausführung so wenig als möglich zu haben pflegt. Wahrscheinlich ist mir das Gerücht, weil ich es militärisch consequent finde; denn welcher General hätte wollen aus der Stadt rücken, und den Feinden wahrscheinlich

eine solche Menge Geschütz und Munition hinterlassen? Ob sich Warschau gleich noch nicht erklärt hatte, so war doch bei der ersten Entfernung der Russen seine Erklärung gar nicht zweifelhaft.

Die Polen hatten die gräßlichsten Dinge von den Russen ausgestreut, und alles mögliche gethan, um selbst Absurditäten glaublich zu machen. Man hatte dem dummen Volke aufgeheftet, man wolle ihnen allen am heiligen Freitage die Hälse abschneiden, Kanonen vor die Kirchthüren führen, und so alles niederschießen; man hatte sich der Beichtstühle bedient, um diesen Unsinn zu verbreiten, und die enthusiastische Bigotterie des Pöbels zu bewaffnen. Es war gelungen; und wer es nicht glaubte, hatte wenigstens nicht viel dawider, daß es geglaubt wurde. Wenn Kosciusko selbst daran Antheil gehabt hat, welches ich zu seiner Ehre noch nicht glauben will, so hat er zu sehr verächtlichen unhaltbaren Mitteln seine Zuflucht genommen. Der General Igelström schien den Nationalcharakter für zu leichtsinnig und kleinmüthig zu halten, als daß er hier etwas sehr Ernsthaftes hätte befürchten sollen; doch waren seine Maaßregeln von allen Seiten mit Vorsicht genommen. Die Bataillone sind einen ganzen Monat nicht aus dem Leder gekommen; und wir selbst haben mehr als vierzehn Tage im Mantel auf dem Fußboden seines Vorzimmers geschlafen. Seine Briefe an die unter ihm commandirenden Generale in den Provinzen waren zwar voll Vertrauen, aber nicht sorglos.

Das Blutbad brach den grünen Donnerstag aus. Die Polen glaubten das Prövenire wählen zu müssen. Ungefähr 4000 polnisches Militär befand sich in Warschau, für welches ihre Chefs mit ihren Köpfen zu bürgen versprachen. Leider war dieses ihr nachheriges Schicksal, aber ihre Bürgschaft half den Russen nichts. Das Verständniß war nur unter einigen kleinen Offizieren von der Krongarde zu Fuße und zu Pferde und von der Artillerie, kaum einigen hunderten Gemeinen und einigen

hunderten der unternehmendsten Köpfe von der Populace. Sehr wenige Staabsoffiziere entschlossen sich Parthei zu nehmen. Die Subalternen führten ihre Compagnien, als ob es zum Exerzierplatz ginge, und alles gewann bald ein ziemlich wohlgeordnetes Ganze. Um Mitternacht brachten die Kosacken schon Rapport von häufigen Bewegungen. Die Mirsche Kavallerie that früh ungefähr um fünf Uhr den ersten Angriff auf einen Russischen Posten von zwei Kanonen nicht weit vom eisernen Thore hinter dem sächsischen Palaste, war glücklich in schneller Überraschung, hieb den größten Theil der Leute nieder; vernagelte die Kanonen, und bald lief das Feuer durch die ganze Stadt. Die Russen waren sogleich auf ihren bestimmten Posten, aber alles war noch wie in einer fremden Welt und wußte so wenig von der Absicht der andern bei dem Lärm, daß Russisches und Polnisches Militär noch mit Honeurs vor einander vorüberzogen. Mit vieler Geschicklichkeit hatten die Polen, welche natürlich die Russischen Posten wußten, die verschiedenen Kommandos abgeschnitten. Nun gab es erst Erklärungen, und in kurzem war alles in Feuer. Die Polen öffneten das Zeughaus und führten ihre zahlreiche ziemlich wohlbediente Artillerie heraus, und fingen an aus allen Kräften mit derselben zu arbeiten. Bis ungefähr um zehn Uhr war das Gefecht noch sehr furchtsam von Seiten der Polen, indem die Populace sich noch scheute, sogleich thätig Parthei zu nehmen. Aber um diese Stunde hatte man schon einige Offiziere gefangen, einige Posten und einige Kanonen genommen; und alles strömte nun nach dem Zeughaus, um Waffen und Munition zu holen, welche man denn auch an alle und jede mit Vergnügen austheilte. Auch war schon an verschiedenen Orten Munition aufgeführt. Man stelle sich vor, daß von den Russen nicht mehr als 5500 Mann unter dem Gewehr standen, denn mehr waren nach allen Detaschirungen gewiß nicht im Gefechte; daß fast eine

gleiche Anzahl polnischer Soldaten und gewiß über 20000 Bewaffnete aller Art gegen dieselben fochten, daß die Polen eine Überlegenheit in der Menge ihrer guten und wohlbedienten Artillerie hatten, daß sie überall den Vortheil der Position in den engen Gassen und allen Plätzen durch genauere Kenntniß der Lokalität sich zu erwerben wußten, daß sie nicht von Enthusiasmus, sondern von Wuth hingerissen blind auf den Tod liefen; nehme man dieses alles, und man kann fast nach mathematischer Berechnung den Ausgang der Aktion bestimmen. Einige Bataillons der Unsrigen gingen unstreitig etwas zu frühe unter dem Commando des General Novitzky aus der Stadt, und das Ganze konnte also deswegen noch weniger einen Vereinigungspunkt gewinnen. Hätte der General Igelström am Donnerstage das ganze Unternehmen der Polen, alle ihre Vortheile und die ganze augenblickliche Lage der Seinigen gekannt, ich bin versichert, er würde nicht mit Hartnäckigkeit die Stadt haben behaupten wollen, da ihm der Rückzug noch frei stand. Aber Mangel an Kommunikation ließ selbst den kommandirenden General nur einen Theil der Geschichte übersehen; und diese Kommunikation war unter den Umständen gar nicht so leicht, als mancher wohl glauben dürfte. Es wurden viele Kouriere erschossen oder gefangen, die von einem Posten zum andern geschickt wurden. Das Gefecht dauerte mit abwechselndem Glücke den ganzen Donnerstag fort. Eine offene Feldschlacht ist nach dem Zeugniß aller alten Offiziere, ein Spielwerk gegen eine solche Mönchsklepperei, wo der ehrliche Kerl aus dem Winkel niedergeschossen wird, ohne einen Feind zu sehen. Die Schüsse flogen von den Ecken, aus den Kellern, aus den Fenstern, über die Mauern, von den Dächern; und von unten und oben und von allen Seiten und überall war Tod, und niemand zeigte sich. Ungefähr sibenzig Kanonen von verschiedenem Kaliber arbeiteten ohne Aufhören durch die Plätze und Gassen der Stadt; bald

drängten die Russen, bald die Polen. Das Rikoschet der Kartätschen rasselte grell von einer Mauer zur andern, und schlug nieder, was die geraden Kugeln nicht fassen konnten. Schon waren die Straßen mit Leichen bestreut. Man konnte schon deutlich sehen, daß wir uns unmöglich würden halten können. Die Nacht brach ein; das Postengefecht dauerte fort. An allen Ecken und Plätzen der Stadt arbeitete das Geschütz; und das kleine Gewehr machte von allen Quartieren eine grelle Musik während der Pausen. Die Nacht war furchtbar schön. Der Himmel schien sie gemacht zu haben, um den Menschen Spielraum zu ihrer Thorheit zu geben, mit glänzender Ruhe blickte der Mond auf den Wahnsinn der Elenden herab. Die beiden Abende werden lange, vielleicht immer ihr Bild in meiner Seele lassen; es ist groß und schrecklich. Der ferne und nahe Donner der Stücke, der sich fürchterlich dumpf durch die Straßen brach, das Gekletter der kleinen Gewehre, der hohle Ton der Lärmtrommeln, der Todtenlaut der Sturmglocken, das Pfeifen der Kugeln, das Heulen der Hunde, das Hurrahgeschrei der Revolutionäre, das Klirren ihrer Säbel, das matte Ächzen der Verwundeten und Sterbenden; nehmen Sie dieses alles in der tiefen, hellen, herrlichen Mitternacht, und vollenden Sie das Gemälde nach Ihrem eigenen Gefühl. Ich vergaß unter der Größe des meinigen der Gefahr, und freute mich einige Augenblicke bei der schaurigen Scene gegenwärtig zu seyn. Schon den Donnerstag Nachmittag waren die Polen in das Hintertheil des Igelströmischen Palastes, wo der Ingeniergeneral von Suchteln stand, einmal eingedrungen, und hatten aus demselben alle Hofzimmer, unter denen die Gesandtschaftskanzlei war, mit ihren Kugelbüchsen zerschossen; wurden aber nach einer Stunde wieder daraus vertrieben. Von allen Seiten wurde der Pallast gedrängt, und schon gegen fünf Uhr Abends das hintere Thor, welches die Polen mit Gewalt zu erbrechen

suchten, verrammelt, und der Thorweg mit todten Pferden vollgeführt. Zu verwundern war es, daß nichts Feuer fing; indem das Schießen von beiden Seiten so heftig war, daß man vor Dampfe keine Hand breit im Hofe sehen konnte. In der Nacht selbst gab der General die Hoffnung auf, sich länger halten zu können. Die Zeit eines glücklichen Rückzugs war verstrichen, und nun dachte man blos auf Rettung. Der General schickte verschiedene Offiziere als Kouriere zu dem damaligen Brigadier Mokronowsky, der an der Spitze der Revolutionäre stand, um wegen des Auszugs zu verhandeln; aber keiner kam zurück; und wenn man auch dieses Verfahren der Polen mit der allgemeinen Verwirrung entschuldigen wollte, da man ihnen durch die Wuth des Pöbels keinen sichern Rückweg schaffen konnte, so ist doch das folgende Benehmen der Herren, die durchaus mit ihren Kanonen Gerechtigkeit predigen wollten, sonderbar genug, indem man alle diese Offiziere, unter welchen selbst der Brigadier Bauer sich befand, hernach als Kriegsgefangene behielt, da sie doch auf Treu und Glauben mit Trompetern gekommen waren; eine von den vielen Inkonsequenzen, die man in der ganzen Geschichte findet. Der General Igelström schaffte sich endlich mit ungefähr vierhundert Mann, nach dem er sich im engsten Gedränge noch bis den Freitag Nachmittag geschlagen hatte, mit Gewalt nach der Seite von Povonsk einen Ausweg. Hätten die Polen Disposition und Entschlossenheit genug gehabt, so wären wenige Russen durchgekommen, gestehen selbst einige wackere Offiziere von den Unsrigen, die bei der Retirade waren; aber die Russen fochten wie Russen. Die Grenadiere wiesen jeden Vorschlag und Zuruf, sich zu ergeben, mit Verachtung zurück, und sagten: ihre Bajonette würden ihnen schon Durchgang verschaffen. Auch schleppten sich wirklich Schwerverwundete unter dem heftigsten Feuer von allen Seiten bis vor die Stadt hinaus, wo sodann die

herbeieilenden Preußen ihren Rückzug deckten. Ich hatte das Unglück, da ich eben einen schwerverwundeten Kameraden, den ich schon einigemal besucht hatte, auf noch einige Augenblicke sehen wollte, in der Eile zurückgelassen, abgeschnitten, von einem Ort zum andern getrieben und endlich gefangen zu werden. Was seit der Zeit im Felde vorgegangen ist, kann ich nicht als Augenzeuge, sondern nur durch Nachrichten und ans der Wirkung wissen, die es auf Warschau hatte; und auch dieses nur unzulänglich, da unsere Gefangenschaft so enge war, daß wir Kriminalverbrechern ziemlich ähnlich sahen.

Erlauben Sie mir hier einige freimüthige Bemerkungen über den Charakter des General Igelström, der zu seinem Unglücke im Kriege nun auch, wie gewöhnlich, das Unglück gehabt hat, unter die Geisel des tausendköpfigen Publikums zu gerathen. Es war kein Schimpf, keine Schmähung, mit welchen man nicht nach der Katastrophe über ihn herstürzte; und selbst einige seiner Offiziere, wovon ihm einige wohl Verbindlichkeiten hatten, und die doch nichts weniger als competente Richter über Verdienste überhaupt waren, vergaßen die Ehre des Dienstes und ihre eigene so weit, daß sie reichlich in dergleichen häßliche Tiraden mit einstimmten. Sie kennen mich gewiß nicht als Schmeichler: ein Mann der in der Welt so ganz ohne Furcht und Hoffnung lebt, wie ich, hat nicht nöthig, Dinge zu sagen, die er nicht fühlt und denkt. Sie können also alles, was ich von dem General zu sagen wage, gewiß als das Zeugniß eines rechtschaffenen Mannes vor dem strengsten Gerichte, wenn Sie wollen, selbst vor den Augen der Welt nehmen. Man beschuldiget ihn des Stolzes gegen seine Untergebenen und, noch mehr, gegen die Polen, und der Härte gegen beide. Ich habe kein Beispiel gesehen, das die Anklage rechtfertigte; aber wohl an mir und andern mehrere vom Gegentheil. Es haben wenige Offiziere in ihren Verhältnissen so viel unter ihm zu ar-

beiten Gelegenheit gehabt, als ich; ich bin kein Mann, der sicht-liche Verachtung von jemand ganz ruhig vertrüge, auch wenn er die rechte Hand eines Monarchen wäre; ich kann mich aber auch nie erinnern, daß er je mein Ehrgefühl, welches ich für sehr fein halte, beleidiget hätte. Strenge ist er, und ziemlich heftig; dieß hat bei Leuten, welche nicht genau unterscheiden, oder absichtlich nicht genau unterscheiden wollen, vielleicht Anlaß zu der ersten Beschuldigung gegeben. Ich bin weit entfernt, Heftigkeit zu rechtfertigen; nur das Temperament ist dafür einige Apologie; und der General zeigte dieses Gefühl sehr deutlich; indem er jederzeit geflissentlich durch irgend einige verbindliche Worte es wieder gut zu machen suchte. Mehr Genugthuung erlauben die Verhältnisse nicht, und der Mann von Herz und Kopf, der die Dinge richtig sieht, ist damit zufrieden. Aber manche Herren mögen es immer noch ihrem Schicksale danken, daß sie mit einem heftigen Verweise durchgekommen sind; denn wenn ein Offizier im Dienste Dinge vorbringt, die sich nicht so verhalten, oder gar geradezu wider Pflicht und Ehre gehandelt hat, so muß er es wirklich für ein Glück halten, wenn der General es bei dieser Strafe bewenden läßt, und ihn nicht der Strenge der Kriegsgesetze überliefert. Wenn ziemlich angesehene Polen sich zuweilen gefallen lassen mußten, mit russischen Offizieren, unter denen auch wohl Generale sich befanden, im Zimmer des russischen Ministers und kommandirenden Generals zu bleiben, während er im Kabinet mit einem fremden Gesandten sprach, oder an seine Monarchin schrieb, oder selbst in den Geschäften ihres Königs arbeitete, so waren sie wohl nicht berechtiget, dieses für eine Erniedrigung anzusehen. Man überdenke die Menge der politischen und militärischen Geschäfte, die alle auf seinen Schultern ruhten, und die er alle mit gewissenhafter Pünktlichkeit selbst zu besorgen bemüht war, so wird man leicht begreiflich finden, daß dieses Verfahren nicht Ver-

nachläßigung, sondern Nothwendigkeit war. Ich erinnere mich, daß er sich einst deßwegen selbst gegen seine Offiziere mit vieler Güte entschuldigte, indem er scherzhaft sagte: Perdonnés, Messieurs, cette semaine le Ministre a mangé le General. Manchmal hat er die langen Klagen ganz gemeiner Leute mit seltener Geduld angehört, welche sich bei dem Hauptkommandeur beschwerten, daß die Kosaken ohngefähr ein Dutzend Kohlköpfe gestohlen hatten, und die Untersuchung und Bestrafung der Thäter sodann selbst befohlen. Wenn nun der General en Chef auf diese Weise es nicht unter seiner Würde hält, zuweilen die kleine Polizei der Armee selbst zu besorgen, so darf man ihm wohl nicht übertriebenen Stolz vorwerfen. Man schildert ferner sein Verfahren als durchaus unerträglich und eigenmächtig; ich weiß aber gewiß, daß die Monarchin bis zur letzten Stunde alles gebilliget hat, also konnte er nichts eigenmächtig vorgenommen, nichts über, wenigstens nichts wider seine Instruction gethan haben. Der Vorzug und die Auszeichnung, die er einer gewissen Person erwies, ließ ihn nie seine Pflichten vernachläßigen; und die Gefälligkeiten, die er für sie hatte, waren an einem Orte, wie Warschau, gar nichts ungewöhnliches, und konnten nur in dieser Lage den Pasquillanten Stoff geben. Die Sache selbst und die politischen Verhältnisse machten seinen Posten verhaßt und gefährlich; und ich glaube behaupten zu können, wenn in dieser Verbindung Konfucius Minister, und Skanderbeg General gewesen wäre, so wäre die Sache zum Ausbruch gekommen. Seine Feinde wollten sogar seinen persönlichen Muth verdächtig machen: wenn aber auch sein militärischer Kredit bei der Armee und dem nordischen Publikum nicht so gegründet wäre, als er wirklich ist, so würde ihn sein Betragen während der einzigen Aktion in Warschau schon hinlänglich gegen diesen Vorwurf rechtfertigen. Wir haben ihn immer an den gefährlichsten Stellen gesehen, wo er

selbst die Warnungen seiner Offiziere nicht achtete. Zwei Pferde wurden ihm erschossen, sein Rock von Kartätschen durchlöchert und sein Stock zerschlagen, da ich ihn noch sahe; und nachher bekam er noch eine Wunde im Gesicht.

Von der Disposition, welche in Warschau genommen worden war, wage ich nur furchtsam zu urtheilen, da ich sie nicht im Ganzen übersehe: indessen scheint sie doch nicht auf eine solche extreme Anstrengung aller Kräfte der Stadt, des Militärs und der Populace zusammen genommen, gemacht gewesen zu seyn. Die Wegnahme des Arsenals wäre allerdings das einzige Mittel zur Behauptung der Stadt gewesen; aber dieses war in den Tagen der Revolution keine leichte Sache, auch für Russen keine leichte Sache. Die Verzweiflung und der letzte Funke des Nationalstolzes kämpfte in allen Polen. Unvermerkt hatte man vorher, wie mich ein Offizier versicherte, der hernach als Gefangener einige Zeit im Zeughause saß, daselbst nach allen Gegenden verdeckte Schießscharten angebracht, wovon nur eine kleine Anzahl der Getreuesten und Entschlossensten wußten; und bei dem Angriffe hätte sich gewiß alles nach dem Arsenal geworfen, wo wenigstens funfzig Kanonen nach den verschiedenen Seiten bequem hätten spielen können. Die Russen hatten mit den Regimentskanonen im Ganzen nicht mehr als ohngefähr 34 Stücke in der Stadt. Das russische Militär war dem polnischen kaum überlegen, und noch dazu sehr von einander getrennt; ein Vortheil, den die Polen gleich anfangs gewonnen hatten. Nun stellen Sie sich den Angriff vor; er würde mörderisch und immer zweifelhaft gewesen seyn, und hätte zum Ausgang vielleicht den völligen Untergang der Stadt gehabt. Der Pöbel war schon völlig bewaffnet und wüthend; sehr wenige der russischen Verwundeten wurden gerettet, wenn sie nicht zuweilen ein vernünftiger menschlicher Mann der Raserei entriß. Nach Abzug der Bataillone unter Novitzky war es platt

unmöglich. Ich will jedoch nicht sagen, daß es nicht anfangs hätte gewagt werden sollen, da bekannt ist, welche Wunder in einer solchen Krise der Russe mit seinem vortrefflichen Bajonet zu thun im Stande ist. Die Preußen kamen zu spät an, und waren viel zu schwach, um einzudringen; denn eine Verstärkung von 8000 Mann wäre den Freitag kaum hinreichend gewesen; so vortheilhaft waren die Polen überall postirt, und so groß war durch die Nothwendigkeit natürlich ihr Muth geworden, das Äußerste zu wagen. Wolky, der den Russen mit einigen hundert Mann zur Unterstützung zuzueilen suchte, wurde mit einigem Verluste von den starken Batterien vor der Stadt zurückgeschlagen; denn diese Gäste hatte man natürlich erwartet, und nur zu wohl gewußt, wie stark ihre Anzahl seyn konnte. Man tadelt den General Igelström, daß er Krakau nicht stärker besetzt hatte; aber wo sollte er die Truppen hernehmen? Gewiß nicht aus der Gegend von Warschau, oder aus Litthauen. Die Folge zeigt, daß dort keine entbehrt werden konnten. Die Russen hatten mit zu wenigen zu viel unternommen. Man stelle sich die ungeheuern Polnischen Provinzen vor, in welchen alles Feind war, und wo das Polnische Militär allein fast immer stärker war, als das Russische; diese sollte ein Korps von ohngefähr 25000 Mann in Ruhe halten. Jeder darf bescheiden seine Meinung sagen. Als Militär würde ich vielleicht meine Leute in Warschau auf folgende Weise gestellt haben. Zärtliches Menagement war nach der Geschichte mit Tormasow, der lauten Äußerung darüber in der Residenz und der allgemeinen Stimmung der Gemüther gar nicht mehr rathsam. Den größten Theil der Artillerie hätte ich auf den großen offenen Platz hinter dem Zeughause unter der Bedeckung von einigen Bataillonen gestellt; ein Bataillon auf den Kommissionsplatz, einige Bataillone mit Artillerie in die Gegend der Krakauer Vorstadt, um das Schloß in Respekt zu halten, welches man von da stracks zusammenschießen könnte, und den

Rest um die Pulvermagazine zu nehmen, oder wenigstens nicht nehmen zu lassen. Dadurch hätte man durch die lange Gasse, durch den Kommissionsgarten, durch die Meth- und Senatorenstraße überall sichere Vereinigung gehabt; und in dem Palast des Russischen Generals selbst, der in der Methstraße sehr bequem lag, wäre ein sehr guter Mittelpunkt gewesen. Alle übrige Gegenden, die Brücke allein ausgenommen, die man von der Krakauer Vorstadt leicht hätte kommandiren können, waren von gar keiner militärischen Wichtigkeit. Aus dem Zeughause hätte auf diese Art kein alter Säbel genommen werden können; und das Militär allein, ohne Hülfe der Artillerie und der Populace, würde schwerlich etwas unternommen haben. Ich unterwerfe diese Meinung der Prüfung aller Militäre, die genaue Kenntnisse des Lokalen von Warschau haben.

Den Freitag Nachmittage hatte sich also der General Igelström mit den einigen Hunderten, die er noch zusammenziehen konnte, durchgeschlagen und sich mit den Preußen vereiniget. Die Zurückgebliebenen wurden meistens niedergemacht, wenn sie nicht so glücklich waren, einem vernünftigen Militär oder sonst menschlichen Menschen in die Hände zu fallen. Ich verbarg mich im Hotel des Grafen Borch, wo mein verwundeter Freund lag, in welches ich, als ich zu den Unsrigen retiriren wollte, von einer Parthei zurückgetrieben wurde. Das Gemetzel fing nun erst an recht wüthend und grausam zu werden, da die Polen nun entschieden überall das Übergewicht hatten, und der bewaffnete Pöbel selten Gefühl für Menschlichkeit hat; und das Schießen dauerte, wiewohl nicht so stark als gestern und heute Vormittage, durch die ganze Stadt fort, bis ohngefähr um Mitternacht, wo sodann nur unterbrochen aus kleinem Gewehr gefeuert wurde. Den Sonnabend früh fing es in einzelnen Partheien, wo sich noch die Feinde trafen, zuweilen hartnäckig wieder an, indem sich einige Rotten Russen wie Verzweifelte wehrten; hörte aber ge-

gen Mittag ganz auf. Denn jetzt wurde zur Ruhe geschlagen und geblasen; und hier muß ich gestehen, so groß vorher das Geschrei, der Lärm, das wilde Geschieße und verworrene Geheul bei Morden und Plündern gewesen war, so schnell war nun alles stille; es fiel kein Schuß, kein Schlag mehr. Ich war so glücklich gewesen, vor der Wuth der besoffenen Partheien mich verborgen zu halten, indem ich wirklich in den Todesstunden, wo keiner der Unsrigen, als nur Erschlagene und Halbtodte, mehr zu sehen waren, meine Retirade hinter ein großes Bollwerk alter Fässer auf einem der obersten Böden nahm. Unzählige Partheien zogen zu Mord und Raube unter und neben mir hin, recognoscirten glücklich umsonst alle Schlupfwinkel um mich her, und zogen mit dem tröstlichen Fluche fürbaß: Verdammt, hier sind keine Russen. Sie sehen, lieber Freund, daß ich sehr offenherzig erzähle, da niemand um die Geschichte weiß, als ich selbst; denn daß ich die Nacht vom Charfreitag zum heiligen Sonnabend ganz ruhig hinter einer Batterie Tonnen auf einem der höchsten Böden Warschaus über Welt und Menschen und ihre und meine Narrheit philosophirte, wird man wohl schwerlich unter die Heldenthaten rechnen.

Nachdem ich einmal das Unglück gehabt hatte, zurück zu bleiben; und wer damals zurückblieb, konnte man eben nicht geradezu der Poltronerie zeihen; nachdem ich mich ferner ziemlich mathematisch überzeugt hatte, daß ich allein wohl schwerlich Warschau behaupten würde, so fing ich omnibus modis an darauf zu denken, wie ich nun meinen Hirnschädel endlich sichern möchte: und der Himmel war ungebeten so gnädig mich zu schützen; denn ich kann Ihnen auf meine Ehrlichkeit bezeugen, daß ich bei der ganzen Geschichte zwar manches philosophirt, aber nichts gebetet habe. Ich halte auch das Angstgebet in der Sterbestunde für eine Impertinenz, die man dem Himmel und dem Menschenverstande macht, wenn man sonst keiner der Devote-

sten gewesen ist. Der ehrliche Kerl ist doch ziemlich ruhig, wenn ihm das Panier des Todes um den Schädel weht, das habe ich zu Wasser und zu Lande einigemal erfahren. Der fürchterlichste Augenblick meines Lebens war den Sonnabend Morgens, als das Gefecht in einzelnen kleinen Parthien wieder anfing. Es hatten sich nämlich noch einige von unsern Soldaten, mit mehreren Bedienten, Weibern und Kindern von der Ambassade auf einen Boden des andern Flügels von dem Gebäude retirirt, den von mir nur eine dünne Bretterwand schied. Eine starke Parthei vermuthlich von gestern oder schon wieder heute besoffener Polen, drangen auf den Boden, und die russischen Soldaten wollten den Angriff zurücktreiben. Das Gefecht fing also oben an. Stellen Sie sich vor, auf einem Obergebäude das Krachen der Schüsse, das Geklirr der Gewehre, das wüthende unartikulirte Gebrülle der Polen, das Geschrei der Russen, das Kreischen der Weiber und Kinder in der Todesangst; es ist doch etwas ganz anders; als wenn man dergleichen nachgemacht auf dem Theater sieht und hört. Ich selbst war für mich in diesem Momente in Sicherheit; aber mein Gefühl ergriff mich mächtig; ich bebte, ich fühlte Kälte durch meine Glieder fahren, die Haare starrten unter dem Hute; ich glaube, es war selbst Todesangst; es war eine unnennbare schreckliche Empfindung, die ich in meinem Leben weder vorher noch nachher gehabt habe. Mir war diese Erfahrung Bestätigung einer Meinung, die ich immer gehabt habe; um das Gefühl eines Mannes zu seiner Höhe zu treiben, gehört nothwendig die ganze Macht der Sympathie: Zufälle seiner eigenen abgesonderten Individualität reißen ihn nie so sehr außer sich, daß er sein Gleichgewicht verlöre, oder er verdient nicht mehr, daß man ihn Mann nenne, Ich hatte während der ganzen Zeit meiner Kryptomilitärschaft hinter den Tonnen meinen Degen in der Faust, um ihn an vernünftige Leute mit Anstand abzugeben, oder ehrlich

in der Arbeit zu sterben, wenn mich eine Rotte Bedlamisten entdeckte; ein Tertium war schwerlich denkbar. Ich hatte seit Mittwoch Abend nichts als einige Bissen Confekt gegessen, die mir ein Soldat vom Raube reichte, und einigemal Wasser getrunken; Sie können also leicht denken, daß mich den Sonnabend früh Hunger und Durst plagte. Ich recognoscirte von oben herab die Straße, als sich der Lärm etwas zu legen anfieng; aber alles war noch voll Verwüstung und Verwirrung. In dem Hofe des Palastes waren zum wenigsten noch einige Hundert bunten Gesindels aller Art, mit Waffen aller Art, schrien Sprachen aller Art durch einander, und nur zuweilen brach mit unaufhaltbarer Gewalt der Jubel: Freiheit und Kosciusko! durch den Haufen. Ganz matt warf ich mich auf den Boden und schlief recht ruhig ungefähr eine Stunde, als mich der hohle Lärm von Fußtritten und das Stampfen der Gewehrkolben weckte: ich fuhr auf, und setzte mich wieder in meine alte Positur; aber auch diese Gesellschaft ging fluchend vorüber, ohne mich zu wittern. Ich wartete noch eine Weile; Hunger und Durst fingen von neuem an gewaltig zu werden; ich hesitirte noch etwas, denn wer hesitirt nicht ein wenig, ehe er den Fuß rückt, wenn der Schritt den Kopf gilt? auch wenn er ziemlich hungrig und durstig ist. Nach kurzer Überlegung ließ ich den Degen liegen, riß die Kordons vom Hute, warf Feldzeichen und Feder weg, und marschirte so entschlossenen Muthes, da ich zum Glück nur einen blauen Überrock an hatte, durch das Getümmel. Zwei Schildwachen standen am Eingange des Hauses, viere am Thore; niemand bemerkte mich unter der Verwirrung. Alle Straßen lagen voll todter Pferde, Sättel, Mäntel, Monturen, Kasken und Exuvien aller Art; die Kadaver der Gebliebenen hatte man gleich des Morgens zusammengesammelt, und in den verschiedenen Gegenden der Stadt in Haufen gestapelt, um sie zu zählen, und von da sie zu begraben,

oder in die Weichsel zu werfen. Mich däucht, in der Geschichte mehr Beispiele gelesen zu haben, daß man bei Warschau die Todten in die Weichsel warf. So philosophisch man auch denken mag, empört ein solches Verfahren doch immer das Menschengefühl; ehemals sah man es als etwas Charakteristisches der alten Barbarei an, und jetzt kann es ein Beispiel seyn, daß unser Jahrhundert sich von derselben bei weitem noch nicht völlig losgemacht hat. Alles fand ich auf der Straße, die Revolutionäre mit noch blutigen Waffen unter Hurrahrufen, die andern als Neugierige, und nicht wenige zeigten sich zu ihrer eigenen Sicherheit; indem niemand sicher war, der nicht wenigstens an der Freude äußerlich Theil nahm. Pistolen und bloße Säbel waren in Aller Händen; und ich habe selbst Männer wandeln gesehen, die zwei Paar Pistolen im Gürtel trugen, in der einen Hand den Säbel hatten, und am andern Arm eine Dame führten. Sie können sich leicht vorstellen, daß meine Promenade keine der angenehmsten war; ich durchwandelte ohne geflissentlich viel Notitz zu nehmen, einige Gassen. Das Haus des Generals Igelström war ganz zerstört, es stand nur das Gerippe davon da; in denjenigen einiger andern Russen hatte man nicht viel glimpflicher gehaußt. Mein erster bestimmter Gang war zu dem sächsischen Major Herrn von Geßnitz, bei dem ich als einem Landsmanne mir die erste Nachricht von dem Ausgange und der Lage der Sachen holen wollte, da ich selbst weiter nichts wissen konnte, als daß die Unsrigen fort waren. Der Major kam mir mit weit größerer Angst entgegen, als ich selbst hatte, und bat mich um Gottes Willen nicht in sein Haus zu kommen. Dem Vater einer Familie mußte dieses Gefühl natürlich seyn; ich versicherte ihn, daß ich durchaus nicht meine Sicherheit auf Kosten der seinigen erkaufen wollte, auch wenn man mich vor seiner Schwelle niederhauen sollte. Er konnte oder wollte nicht viel sprechen, und schien meine augenblickliche Entfernung zu wün-

schen. Auf seinen Rath sollte ich nach dem Rathhause in der Alistadt zu dem erwählten Präsidenten Sakreczewsky gehen, und mich zum Arrest melden. Unwillkührlich marschirte ich von ihm fort durch den Sächsischen Hof, um einen andern Freund, den Doktor Blauberg aufzusuchen, der als Arzt doch nicht mit bei der Schlächterei gewesen seyn konnte. Hier erschien ich als ein Gespenst; denn ich sollte mit Gewalt den vorigen Tag nicht weit von dem Hause gefallen seyn, und die Bedienten hatten noch die Identität meines Kadavers nach genauer Besichtigung behauptet. Kaum wollte man mir glauben, als ich selbst das Gegentheil versicherte. Den Doktor selbst hatte man eine halbe Stunde vorher als den Russen anhänglich abgeholt, und sein alter Schwiegervater bat mich inständig, ihn nicht in Gefahr zu setzen. Er bot mir Säbel und Pistolen an, damit ich unter der Maske eines Revolutionärs sicher in das Arsenal kommen könnte. Ich liebe nie die Maske; ich dankte ihm, und wandelte voll Verdruß einige Gassen auf und ab. Der Mann meinte es gut; er war selbst Pole, und konnte nichts anders thun, wir waren beide in Verlegenheit. Ich kam unvermerkt wieder in den sächsischen Garten, und hielt hier, auf dem besten Spaziergange in Warschau, mit mir selbst Kriegsrath, was ich wohl mit meinem Kopfe anfangen sollte. Alle Ausgänge waren besetzt, die Gegend wimmelte von Truppen und wilden Revolutionären; und vor der Stadt, sagte man mir im Hause des Doktors, wird alles niedergehauen, was man auffängt. Noch unentschlüssig was ich thun sollte, war ich in Gedanken in die Krakauer Vorstadt gekommen, und hier hielt das Schalinskische Regiment mit seinen Kanonen. Einige Offiziere sprachen französisch, und plötzlich fiel mir ein, es wäre am besten, ich bliebe hier; und sogleich war ich bei ihnen. Meine Herren, sagte ich, ich bin ein russischer Offizier, bei Ihnen kann ich hoffentlich sicher seyn. Sie sahen mich voll Verwunderung an, und mir selbst war es nun unbegreiflich, wie ich, da ich doch Uniform-Un-

terkleider trug, und der Hut mit Knopf und Litze noch ganz militärisch aussah, durch das wüthige Gewimmel gekommen war. Meine erste Bitte war um etwas Trinken, und sie ließen sogleich aus der nahen Apotheke etwas Zimmetwasser holen, welches mir mit einem Stücke Kommißbrod auf der Kanone recht köstlich schmeckte. Die Offiziere waren sehr höflich und artig, und fragten und sagten manches über die Begebenheit; einige davon erinnerten sich nun, mich in der Uniform gesehen zu haben. Sogleich versammelten sich um uns her einige Dutzend von der Populace, und fragten mit grimmigen Blicken: ob ich kein Russe wäre? da ihnen aber ein Offizier sagte, ich sey ein Franzose, und sie mich französisch sprechen hörten, gingen sie halb mißtrauisch weiter. Sie haben uns viel, sehr viel zu schaffen gemacht, sagte mir sodann ein Offizier, welcher deutsch sprach; unser Regiment hat 250 Mann Verlust; aber wie konnte Ihr General die Stadt gegen unser Militär, unsere starke Artillerie, unsere ganze bewaffnete Bürgerschaft, gegen alle unsere Vortheile, die uns Lokalkenntniß gab, behaupten wollen? warlich die Idee war gigantisch. Ich sagte ihm, daß man Vorfälle nicht immer vorher sehen könne, und daß keiner gewinnen würde, wenn sich der Andere nicht verrechnete. Alle waren sehr artig; und zwei von ihnen begleiteten mich nach dem königlichen Schloß, wo mich Mokronowsky, der eben dort war, in das Corps de garde bringen ließ.

Eine allgemeine Krankheit des gemeinen Soldaten der russischen und vielleicht der meisten Armeen ist, daß er, wo er sich der Subordination entziehen kann, auf das Plündern geht, und besonders nach spirituösen Getränken gierig ist. Ich habe selbst gesehen, daß eine Gruppe Grenadiere sich auf dem Kommissionsplatze um ein Faß hergepflanzt hatte, und ganz ruhig die Kugeln um sich herfliegen ließ, ohne sich im Trinken stören zu lassen. Die Offiziere dieser Kommandos verdienen gewiß die schärfste Ahndung. Während der zweitägigen Aktion plünderte freilich alles,

was mit Sicherheit plündern konnte; die Russen die Polen, und diese jene, wo sie eines ihrer Häuser fassen konnten; doch mußte auch mancher Pole sein Gut unter dem Ausruf, er sey russisch, mit wegtragen sehen, und schweigen, um nicht selbst als Russe todtgeschlagen zu werden. Sehr wenige Offiziere auch von denen, die sich herausschlugen, haben ihre Equipage gerettet. Der öffentliche Verlust läßt sich nicht bestimmen, da der Kassenbestand und die verlornen Regimentssachen nicht genau bekannt sind. Der Privatverlust des General Igelström wird ziemlich richtig auf 50000 Dukaten angegeben; auch der Schaden der übrigen Generale wird verhältnißmäßig sehr hoch gerechnet. Die Polen geben die Anzahl der russischen Gebliebenen auf 2500 an, welches vielleicht ziemlich richtig ist, wenn man alles einrechnet, was auch von dem Fuhrwesen, der Kriegskommission und der Menge Bedienten getödtet worden; aber ihren eigenen setzen sie auf vier bis fünfhundert, welches augenscheinlich zu niedrig ist. Denn, wie ich oben bemerkte, hatte nach Aussage des Offiziers das Regiment Schalinsky allein 250 Mann Verlust. Man nehme nun die Garde zu Pferde und zu Fuß, die Artillerie und die ungeheure Menge Populace. Die Russen haben ihre Kanonen auch nicht ruhen lassen, und ihre Kartätschen haben zuweilen mörderisch gewirkt. Allerdings ist der Verlust der Polen nicht so groß, als der der Russen, da sie die vortheilhaftesten Posten besetzt hielten, wo sie ziemlich sicher arbeiten konnten, und mit dem kleinen Gewehr ziemlich zerstreut aus allen möglichen Schlupfwinkeln wie die Meuchler nach dem Ziel schossen, und fast mit jedem Schuß trafen, ohne sich selbst bloß zu geben. Sie berufen sich auf die Zahl der Aufgefundenen, aber erwähnen nicht des Mittels, dessen sie sich bedienten, den Muth ihrer Leute aufrecht zu halten, indem sie nämlich während der Aktion alle russische Todten liegen ließen, um sie so viel als möglich den Augen zu zeigen, die ihrigen aber so schnell als möglich wegbrachten. Man kann wohl annehmen,

wenn man auch den Vortheil der Polen in ihrer Lokalkenntniß und den Gebrauch, den sie von jedem Schlupfwinkel machten, erwägt, und ihren Verlust an verschiedenen Stellen berechnet, daß derselbe wahrscheinlich auf 900 bis 1000 Mann sich belaufen müsse. Von den Russen blieben an bekannten Offizieren: der Generalmajor Tischow von der Artillerie, der Obriste Fürst Gagarin vom Simbirskischen, und der Obriste Parventiew vom Kiowschen Grenadierregimente, und der Generaladiutant Major Igelström gleich Donnerstags, als er als Bothschafter zum König geschickt worden war. Wüthend fiel der Pöbel über ihn her, schoß und hieb auf ihn zu, und ließ ihn so zerfetzt halb nackend vor dem Krakauer Thore liegen. Ihre Absicht, warum sie die Kadaver in den Fluß warfen, war wohl vorzüglich, um den Preußen bei Sakrotchin ein Schauspiel ihrer Art zu geben.

Als ich den Sonnabend Nachmittag im Schlosse anlangte, hatte man eben vor dem Schloßthor noch einige Russen niedergehauen, die die Wache nicht retten konnte. Nun fing die Ungezähmtheit und Gesetzlosigkeit an, ihre Kräfte zu zeigen. Alles trug Waffen; und nur sehr wenige hatten Vernunft genug, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Es führte blos Haß, Wuth und Wahnsinn; und um die Grausamkeiten zu beschönigen, erdichtete man die lächerlichsten Beschuldigungen. Leicht ist es, die Rache des Pöbels zu reizen, aber sehr schwer, sie zu besänftigen. Man sprach von Freiheit, und niemand hatte davon einen Begriff; alles war zügellos, und bei der geringsten Veranlassung drohete man, alle Gefangene ohne Unterschied zu morden. Die einstweilige Regierung wand zwar alles an, um wieder Ordnung herzustellen; aber folgendes Beispiel zeigt, wie schwach das Ruder gegen den Sturm war. Bei einer kleinen nichtswürdigen Veranlassung wurden den ersten Osterfeiertag achtzig Russische Gefangene niedergemetzelt. Ich habe die Geschichte mit den Umständen von einem Polen, der Augenzeuge des schändlichen

Schauspiels gewesen ist, der zuvor nichts weniger als russischer Partisan war, aber nach und nach, durch wilde Unordnung und dergleichen Unmenschlichkeiten getrieben, selbst in der größten Gefahr fast immer für uns war. Obige Anzahl Gefangener sollte von einem Ort zum andern gebracht werden. Alles geht, natürlich voll Neugierde, bewaffnet vor, neben und hinter ihnen her, um recht nach Herzenslust spotten und schimpfen zu können, welches jederzeit das Vergnügen des Pöbels jeder Art ist. Ein kleiner giftiger Junge, dem vermuthlich die Physiognomie eines der Gefangenen zuwider war, oder der von ihm auf seine Spottfragen eine nicht genug demüthige Antwort erhalten hatte, schießt mit der Pistole nach ihm, trifft aber zum Unglück einen dabei kommandirten Offizier durch dem Arm, und hat die listige Bosheit, die Pistole dem Gefangenen unter die Füße zu werfen, und zu sagen: dieser habe sie ihm aus dem Gürtel gerissen, und nach dem Offizier geschossen. Alles ward wüthend, schrie Halt! und wollte sogleich über die Gefangenen herfallen. Die Menge wuchs, man führte schon Kanonen mit Kartätschen herbei, und kein Ansehen einiger herbeigeeilten Magistratspersonen half etwas. Die Gefangenen fielen auf die Knie, baten flehend und mit gefalteten Händen, man möchte untersuchen, und den Schuldigen tödten; nichts, man drohete, alle Gefangene in allen Gefängnissen zu ermorden, wenn man ihnen nicht diese Preis geben wollte. Die Krise war schrecklich: das Militärkommando war nicht stark genug, den bewaffneten Pöbel zu zähmen; er fiel mit dem Säbel über die armen Elenden her, und metzelte sie mehr als schlächtermäßig alle nieder. Leute, die zugegen gewesen sind, können das Gräßliche des Anblicks nicht genug beschreiben, wie die noch zuckenden rauchenden Glieder der Zerstümmelten in einem kleinen Raum auf der Methstraße umher gelegen haben. Das ist Volkswuth. Gesetzt auch, welches doch selbst Polen, als nicht wahr eingestehen, daß der Gefangene die Pistole im Grimm ergriffen

habe, so konnten doch nur Unmenschen deswegen so viele Unschuldige niederhauen. Dieses war einer der kritischen Augenblicke für die Gefangenen; und der Major Wengersky, der durch seinen Volkston viel Ansehen und Gewalt über die bewaffnete Menge hatte, sagte nachher zu uns: »Kinder, dieser Sturm war gestillt, gebe Gott, daß er nicht von neuem ausbreche; seyn Sie um Gottes Willen ruhig und vorsichtig; denn in dieser Lage kann man für nichts stehen.« In der Schloßwache waren ohngefähr sechzehn gefangene Offiziere von den Unsrigen, die meisten verwundet, und einige sehr schwer. Hier wurden wir aus des Königs Küche gespeist, und man begegnete uns mit vieler Artigkeit. Nach vierzehn Tagen wurden die Kranken in das Spital, und wir übrigen in das Commissionshaus gebracht, wo wir mehrere unserer Kameraden vorfanden. Hier trat die neuerwählte Kommission ihre Funktion förmlich an, und nahm uns unter nähere Aufsicht, und wir gewannen täglich mehr das Ansehen von Kriminalisten. Kaum hatten wir Stroh zum Schlafen; zum Essen nicht Messer und Gabel; und erst nach einigen Wochen ließ man sich bedeuten, daß wohl schwerlich ein Offizier über Tische mit einer Gabel sich oder seine Wache tödten würde. Man fing an uns Messer und Gabel, jedoch nur bei Tische, zu erlauben, und jedesmal standen bei dem Essen doppelte Posten mit bloßem Säbel oder gespanntem Hahn. Bier wollte man anfangs nicht zulassen, aber an Brandtwein fehlte es nie, welches mir gewaltig inkonsequent däuchte; Bücher sollten gar nicht, und noch weniger Schreibmaterialien erlaubt werden, so daß sagar ein Arzt sein anatomisches Kompendium verstecken mußte, das er noch durch Zufall gerettet hatte. Hernach wurde man humaner, und endlich hatte Herr Sablotzky von der Kommission sogar selbst die Güte, mir einen beträchtlichen Vorrath Papiere zuzustellen, weil er wußte, daß ich ein Poetaster war, und die Poeten sich um politische Intriguen sehr selten bekümmern. Bald fingen die Bürger an, sich nach der Vorschrift

zu formiren und die Municipaluniform zu tragen. Allemal konnte man rechnen, daß ein solcher Municipaliste mehr Höflichkeit und Vernunft zeigte, als sein Mitbürger im polnischen Kittel. Unsere Wache war eine Komposition aller Menschenklassen. Ein Komödiant war Kommandeur; ihm folgten ohngefähr zwanzig komplet bewaffnete im Municipalhabit, dann Flinten ohne Bajonette und Schlösser, dann Bajonette ohne Flinten, dann Pistolen und Säbel, dann Spieße und so weiter. Alle Zünfte, vom Silberschmidt bis zum Kärner, inclusive der Kinder Israels, waren von dem Zuge, und immer alle Tage in umgekehrter Ordnung, so, daß das Ganze dem Plotton des Judas Ischariot nicht unähnlich sah. Die zweite Krise war vor dem Tage der Hinrichtung der Herren Ozarowsky, Ankewicz, Kossakowsky und Sabiello. Ankewicz, gewesener Präsident des Conseil permanent, hatte, sagt man, einen falschen Lärm veranstalten lassen, als ob die Russen und Preußen zurückkämen, um die Stadt anzugreifen; bei dieser Gelegenheit sollte dann seine Parthei die Gefangenen befreien und so vereinigt versuchen, ob für ihn und sie nicht Rettung möglich wäre. Alles stürmte nach dem Arsenale, es wurden Kanonen vorgefahren, es fielen hin und wieder Schüsse; und kein Gefangener durfte es wagen, sich am Fenster zu zeigen, so drohete man abzudrücken. Man fand den Lärm bald falsch; aber alles war eben deswegen in der entsetzlichsten Gährung. Der Offizier, welcher bei Ankewicz die Wache hatte, fand die Zudringlichkeit eines Menschen auffallend, der in dem Ton eines heißen Patrioten ihn aufforderte, zur Vertheidigung der Stadt mit seinem Kommando abzugehen. Unsere Brüder werden die Stadt vertheidigen, antwortete dieser, hier ist mein Posten, und du bleibst zur Sicherheit bei mir, und hielt ihn in Arrest. Dieses war ein Donnerstag; den Freitag wurden schnell die Dekrete für die Obenbenannten abgefaßt, und sie wurden hingerichtet. Noch immer drcheten unvernünftige und wahnsinnige Schwärmer den Ge-

fangenen den Untergang, und die Strenge gegen sie ließ nicht nach. Man erlaubte kein Licht und keine Bücher; aber wohl Brandtwein und Karten; eine Maaßregel, die mir ganz abderitisch vorkam; denn wirklich waren unter einer Menge junger Leute, die auch nicht alle die feinste Bildung hatten, über dem Spiele Rausch und heftiger lärmender Zank nicht selten. Einige bescheidene Spießbürger waren, wenn uns andere mit augenblicklichem Tode droheten, sehr artig, und sprachen uns mit vieler Theilnahme Trost zu. »Sehen Sie, sagte einer von ihnen, sehen Sie, meine Herren, wären sie zu Hause geblieben; uns ist Ihr Besuch warlich gar nicht lieb, und auch jetzt wären wir Sie gern los. Indessen seyn Sie ganz unbesorgt, es kann Ihnen kein Übel geschehen. Sie haben als brave Männer Ihrem Vaterlande und Ihrer Monarchin gedient: hätten das die Unsrigen auch immer gethan, so wären Sie und wir nicht hier. Wir wollen nur unsern Schurken den verdienten Lohn geben; und das ist sehr billig, wie Sie selbst einsehen werden. Wir werden doch nicht den Kopf verloren haben, uns an den Kriegsgefangenen zu vergreifen. So denkt jeder vernünftige Pole, und die Unvernünftigen werden wir schon im Zaum halten können.« Mich däucht, daß der Mann für seinen Rock ziemlich konsequent sprach. Einige Tage nachher hatten einige Offiziere von Distinktion für mich die Erlaubniß erhalten, daß ich in den sogenannten Brühlschen Palast gebracht wurde, wo ehemals Repnin und Stackelberg gewohnt hatten, und wo alle Ausgezeichnete unter den Russischen Gefangenen und das ganze Corps diplomatique saßen. Alle waren bis auf das letzte Hemde ausgeplündert; eine Methode, die sich doch wahrlich nicht mit der gepriesenen Menschlichkeit der Revolutionäre vertrug. Noch einige Monate nach der Periode machte der Graf Moschinsky dem General Suchteln ein Geschenk mit einem Hute, weil er bisher beständig hatte müssen mit bloßem Kopfe gehen. Man erlaubte selbst keinem Offiziere, das Geld zu em-

pfangen, das ihm von seinen Verwandten von außen her zur Erleichterung seines Zustandes zugeschickt wurde, sondern zählte es ihm nach und nach in Dukaten zu, daß er sich kaum einzelne Kleidungsstücke machen lassen konnten. Als ich einen Herrn von der Deputation deswegen fragte und meine Befremdung darüber äußerte, antwortete er: »Mein Herr, wenn der Russe Geld hat, so machinirt er; und wir haben leider unter unsern Landsleuten keine kleine Anzahl, die Schurken genug sind, für eine Flasche Champagner ihr Vaterland zu verkaufen.« Freilich kann man das Verfahren in dieser Rücksicht nicht tadeln. Den gefangenen Offizieren zahlte man täglich, den Subalternen 2 Gulden polnisch, den Kapitänen 3, den Stabsoffizieren 6, den Obristen 8, dem General einen Dukaten; freilich eine ziemlich mäßige Portion, wenn man die große Theurung der Lebensmittel in Warschau nimmt, die aber doch der neuen Regierung schon Kosten genug machte. Dieses ist zu entschuldigen, da die traurigen Verhältnisse es nothwendig machten, und nicht mehr verstatteten: daß man aber die Offiziere wie Missethäter auf der Erde liegen ließ, daß man ihnen nicht einmal eine bretterne Bettstelle, lange Zeit nicht einmal einen groben Strohsack, und nur höchst wenig erbärmliches Stroh zum Lager gab, ist wohl unter gesitteten Völkern ohne Beispiel. Der König von Preußen ließ nach der Schlacht bei Zorndorf die russischen Offiziere nicht so in den Kasematten von Küstrin liegen, wie er gedrohet hatte; und wenn es geschehen wäre, so würde es nicht zu den ehrenvollen Zügen in dem Karakter Friedrichs des Zweiten gehören. Aber viele unserer Offiziere beklagten sich auch über Dinge, die sie nicht ganz überlegt hatten. So schrieen die meisten Ach und Weh, daß man uns nicht erlaubte, frei in der Stadt herum zu gehen; und ich glaube, sie hatten sehr Unrecht. Man muß nehmen, daß die Lage der Polen keine gewöhnliche Lage des Kriegs war. Die neu eingesetzte Regierung hatte bei weitem nicht hinlängliches Ansehen, Ordnung und Be-

setze geltend zu machen. Wie leicht hätte einem Gefangenen Schaden geschehen, wie leicht einer in einem Auflauf, deren es fast täglich gab, getödtet werden können; und die Schuld wäre sodann natürlich auf die Regierung gefallen. Der Faktionen waren in der Stadt sehr viele; die Regierung hielt es also auch in dieser Rücksicht nicht für sicher, gefangenen feindlichen Offizieren ungehinderte Freiheit in der Stadt zu lassen: und endlich möchte ich wohl wissen; ob dieses je die militärische Vorsichtigkeit erlaubte, wenn die Feinde in der Gegend, oder gar vor den Werken der Stadt stehen, und von allen Seiten den Angriff drohen. Daß die Besorgnisse vor der Wuth des Pöbels nicht ungegründet waren, beweist der fürchterliche Aufstand, in welchem der Fürst Bischoff Massalsky, der Fürst Czetwertinsky, der Geheimerath Boskamp, der Kriminalgerichtsassessor Wulfers und mehrere andere ihre Opfer wurden. Zwar muß ich selbst hier der Populace die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie, als sie die Thore mit Gewalt gesprengt hatten, gegen die Kriegsgefangenen nicht das geringste weder sprachen noch thaten, sondern einigen Erschrockenen und Weibern vielmehr Muth einredeten, und wie sie sagten, nur die Verräther, ihre Landsleute, zum Galgen schleppen wollten. Allein wer kann einer wüthenden Menge trauen? Nur ein Funke ist genug, ein ganz neues Feuer anzublasen.

Der Feind rückte heran: die polnischen Truppen unter Kosciusko waren auf ihrer Retirade nicht weit mehr von Warschau. Die Gefängnisse waren voll Staatsgefangener, welches eine starke Wache forderte. Der Dienst in den Schanzen war natürlich sehr strenge und lästig; die Arbeit beschwerlich. Sogleich machen einige Hitzköpfe das Projekt, die gefangenen Polen, die alle den Tod verdient hätten, oder doch die Vornehmsten de facto hinrichten zu lassen. Man richtete des Nachts an zwölf verschiedenen Orten Galgen auf; und auch vor dem Thore des Brühlschen Palastes ward unter einer Menge Fackeln und dem laute-

sten Vivatrufen so ein Instrument des Volksgerichts aufgepflanzt. Die Kommission ließ mit Anbruch des Tages manche niederreißen, und auch den vor unserer Pforte; aber kaum erfuhr es die erbitterte Menge, so kam sie mit großer Verstärkung unter den Waffen, und richtete ihn unter dem gräßlichsten Lärm wieder auf. Einige Delinquenten hatten wirklich Sentenz, und sollten diesen Tag gehangen werden; aber man stürmte alle Gefängnisse und führte mit Gewalt heraus, wen man bestimmt hatte. Der Fürst Bischof wurde unter unserm Fenster dicht an dem Thore in pontificalibus gehangen, die übrigen schleppte man an verschiedene Orte, und oft von einem Galgen zum andern, wenn der eine schon besetzt war. Man kann hier ein Beispiel des Volkshasses an dem Kriminalgerichtsassessor Wulfers sehen. Eine Parthei kommt, bricht ein, greift und hängt ihn, kaum ist diese fort, so kommt die andere in der nämlichen Absicht, und sodann eine dritte, und läßt sich nicht eher zufrieden stellen, als bis alle sich überzeugt haben, er sey schon gehangen. Es ist bewiesen, daß der Mann in dieser Sache unschuldig war, und sein Bruder, der Professor, hat ihn nach seinem Tode durch den Druck des Processes öffentlich gerechtfertiget. Aber jedermann behauptete doch, sein Kopf sey von jeher der Sitz der boshaftesten Kabale und Rabulisterei gewesen, indem verschiedene Partheien zugleich über seine Plünderung klagen. Ich kannte den Mann selbst nur aus einem einzigen Zuge. Er kam zu uns Gefangenen in das Kommissionshaus verschiedene Tage nach Ostern, schimpfte, lärmte, fluchte und drohete den Galgen und Niederhauen ohne Unterschied. Wenn nun ein Mann in einem öffentlichen Amte, der die kalte Vernunft selbst seyn soll, solchen Unsinn sprechen kann, was kann man von dem gemeinen Mann erwarten? Verschiedene von den polnischen Offizieren, die bei diesem Tumulte Ordnung schaffen wollten, wurden verwundet. Die Krise ließ das Schlimmste befürchten. Zum Glück rückte

Kosciusko nach dem Verlust des Treffens bei Czechoczin mit der Armee immer näher nach der Stadt, und schickte sogleich einige tausend Mann Kavallerie herein, welche die Ordnung wieder herstellen half. Auf den offenen Plätzen wurden Piquete mit Kanonen aufgestellt, und gegen die Ruhestörer mit Strenge verfahren, so daß einige Tage nachher einige Tausend müßige Taugenichtse als Rekruten zur Armee geschickt wurden.

Die Belagerung fing an; und während der ganzen Zeit war die Stadt selbst in der größten Ruhe. Man begegnete nun den Gefangenen, so viel als man in der Lage erwarten konnte, mit Achtung und Anstand, ob man gleich natürlich von der Strenge nichts nachlassen konnte. Wie man sich leicht einbilden kann, wurden die Rapporte und Erzählungen von den täglich vor der Stadt vorfallenden Gefechten immer zum Vortheil der Polen gemacht, und der Verlust so viel als möglich verborgen gehalten; die Hamburger Zeitungen aber zeigen, daß man von preußischer Seite auch nicht ganz strikt die Wahrheit lieferte. Die Preußen nahmen die Batterien bei Wola weg, und alles in der Stadt war ruhig. Eine Menge Menschen stand auf den Dächern und hohen Balkons, und sahen dem hitzigen Gefecht wie einem gewöhnlichen Schauspiel zu. Die preußischen Kugeln konnten nun die Werke erreichen, und thaten einigen Schaden in den Trancheen und der Vorstadt; aber alles war unverdrossen und muthig, und niemand glaubte, daß die Stadt würde genommen werden. Die Aufforderung wurde mit bestimmter Entschlossenheit zurückgeschickt. Kosciusko hatte an regulirten Truppen ungefähr 20000 Mann, eine ziemliche Anzahl Piken- und Sensenträger, und die Bürgerschaft, welche unermüdet Dienste that. Der Postenkrieg scheint seine Stärke zu seyn; und er wäre vielleicht glücklich gewesen, wenn er sich blos auf denselben hätte einschränken können. Man war des Schießens in der Stadt so gewohnt, daß auch die stärksten Kanonaden die Einwohner nicht be-

unruhigten; und man lief der Lärmtrommel nach, als ob die Glocke in das Schauspiel gerufen hätte. Nur ein einziges=mal, als die Batterie bei Povonsk genommen wurde, war die Bestürzung groß und allgemein; und hätte der König den An=griff mit Nachdruck gehörig unterstützen lassen, so daß die Bat=terien bei und hinter Marimont noch genommen wurden, so hätte er vermuthlich in einigen Tagen die Stadt zur Übergabe genöthiget. Die Ursachen, warum der König, als auch der Ge=neral Götze es rieth, nicht forciren wollte, sind mir nicht be=kannt. Sechs bis achttausend Mann hätten diesen äußerst wich=tigen Posten gewiß genommen. Ohne Marimont zu haben, war es unmöglich der Stadt auf einer andern Seite beizukom=men, weil augenscheinlich zu befürchten war, mit großer Macht von dort aus umgangen zu werden; und die Posten von Wola und Povansk wurden eigentlich dadurch erst der Stadt recht ge=fährlich, wenn man erst Marimont dazu hatte. Denn ob man gleich wegen des Defilees hinter den Kronkasernen von Mari=mont aus auf die Stadt selbst schwerlich einen glücklichen An=griff würde haben machen können, so war es doch der Punkt, aus welchem man die Angriffe von den andern Posten vortrefflich unterstützen konnte und unterstützen mußte. Täglich fielen hart=näckige Aktionen vor; die Polen machten verschiedene neue Angrif=fe auf die gewonnenen Posten, um sie den Feinden wieder zu ent=reißen, aber vergeblich. Die Preußen hielten fest, was sie erfoch=ten hatten; und würden gewiß in kurzer Zeit noch die Stadt ge=nommen haben, wenn die Unruhen im Rücken und von der Seite längst der Weichsel herunter nicht sehr bedenklich geworden wä=ren, und nicht endlich den König genöthiget hätten, sich von der Stadt zu entfernen. Der König war viel zu schwach, um einen so weitläufigen Distrikt, wie das damalige Großpolen, gehörig zu decken, und zu sicher auf die gute Gesinnung derer, die er hin=ter sich gelassen hatte. So wie die Preußen sich nach Lowicz zu=

rückgezogen hatten, ging der General Fersen mit seinem Korps Russen, nachdem er die Polen durch viele Amüsements, wo er Brücke zu schlagen Miene machte, irre geführt hatte, schnell über die Weichsel. Alle Sachverständigen bewundern diesen Streich so sehr, als sie vorher die Gefahr gesehen hatten, in welcher das russische Korps sich befand. Kosciusko sah sich nun genöthigt seine Macht zu theilen, um Fersen zu folgen, und den Preußen, die sich in verschiedenen Posten wieder gesetzt hatten, Widerstand zu leisten. Bis jetzt war alles leidlich glücklich für die Polen gegangen; aber von nun an war alles unglücklich. Die Russen waren gleich im Anfange glücklicher gewesen, weil sie mit ihrer gewöhnlichen Energie zu Werke gingen. Der Verlust unter Tormasow, der erste mißlungene Versuch auf Wilna, und selbst die Schlacht bei Czechoczin, wo sie den rechten Flügel hatten, machte sie aufmerksam. Es kamen mehrere von den nationalen Kerntruppen durch die Ukräne in Polen an. Derfelden hatte ein starkes polnisches Korps unter Saiontschik geschlagen, und ihm viele Kanonen abgenommen; Jasinsky hatte in Litthauen unglücklich gefochten: die Folge war, daß sich Wilna und bald darauf Grodno ergaben. Nun drängte der Feind näher; die Gegend von Warschau bis Brescz wurde das Theater. Der Ausgang war schon entschieden, wenn die Polen nur ihre eigenen Kräfte dem Feinde entgegenzusetzen hatten. Nun kam der unglückliche Tag für sie bei Maczewicza, wo Kosciusko geschlagen und gefangen wurde. Schon hoffte er die Russen unter Fersen mit dem größten Vortheil anzugreifen, und sie mit Hülfe des Poninskischen Korps vielleicht gar aufzureiben, als er selbst unversehens in der nachtheiligsten Stellung angegriffen wurde. Die Russen waren hier freilich fast noch einmal so stark als die Polen. Poninsky traf nicht ein. Das Gefecht dauerte lange; die Polen standen fest wie eine Mauer und arbeiteten. Die Güte der russischen Truppen besiegte alle ihre Hartnäckigkeit; sie wurden völlig ge-

schlagen, und von 8000 Mann kamen ungefähr 1200 davon. Russische Offiziere, die dabei gewesen sind, sagen zu ihrem Ruhme, daß sie das Feuer fünf Stunden gehalten, und daß man ihre Glieder fast unverrückt, wie hingemäht, gefunden habe. Der Fehler war Kosciuskos, daß er seine Truppen in eine solche Lage brachte, wo sie allen Nachtheil hatten, und wo ihnen aller Rückzug abgeschnitten war, da er doch die Gegend kennen mußte. Poninsky wurde verhaftet und unter Kriegsrecht gegeben, und würde vermuthlich hingerichtet worden seyn, wenn die Eroberung von Prag nicht die ganze Sache geendet hätte. Mit welchem Recht er angeklagt ward, weiß ich nicht, da ich die Position nicht kannte.

Dieses war der Hauptstreich des ganzen Feldzugs, die Russen hatten bei demselben nichts mehr zu wagen; denn hätten sie nicht angegriffen, so wären sie den folgenden Tag höchstwahrscheinlich zwischen zwei Feuer gerathen. Wäre der Streich den Polen geglückt, so war die Kampagne zu Ende, die Russen wären in die Winterquartiere gezogen, und interim fid aliquid! wäre der Trost in Warschau gewesen.

Nunmehr drang Suworow selbst mit aller Macht weiter vor. Mokronowsky und Jasinsky zogen sich mit ihrem Korps vor Prag, und warfen sich in die dort aufgeführten Werke. Dombrowsky, der einen ziemlich glücklichen Zug nach Westpreußen gemacht und in Bromberg den Obristen Seculy geschlagen hatte, wurde zurück berufen, um die Stadt decken zu helfen. Suworow rückte mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit immer näher, und wollte schon von Kobilka aus die Werke stürmen. Seine Generale erhielten aber wenigstens einige Tage Zeit zum Rekognosciren und den übrigen Anstalten; und dann wurde einen Morgen der Sturm mit aller den Russen eigenthümlichen Unaufhaltsamkeit unternommen. Bekanntlich waren bei dem Sturme kaum 10000 Mann, und diese warfen aus den Werken über

20000 polnische Truppen nebst einer Menge von der Bürgerschaft. Über 15000 Polen und ohngefähr 1800 Russen blieben. Es ist fast unbegreiflich, mit welcher Energie man von der einen, und mit welcher Nachläßigkeit man von der andern Seite zu Werke gegangen ist. Die polnischen Vorposten müssen äußerst schlecht ausgestellt gewesen seyn, oder ihre Schuldigkeit äußerst schlecht gethan haben, da die Russen fast unter den polnischen Kanonen waren, ehe diese einen Schuß gethan hatten. Aber die schon erlittenen Unglücksfälle und das panische Schrecken, das vor Suworow herging, arbeitete bei den ermatteten Polen eben so viel, als die russischen Bajonette selbst. In zwei Stunden war die ganze Geschichte geschehen, und in einer halben Stunde war schon entschieden, auf welcher Seite der Sieg seyn würde. Die Grausamkeit der Russen bei der Einnahme ist allerdings ein Flecken, den der redliche Offizier gern aus dem Dienst wischen möchte. Es wurden eine Menge Unbewaffneter, ja sogar Weiber und Kinder niedergestoßen. Es waren bei dem Sturm einige Bataillone der Truppen, die vor acht Monaten in Warschau so unglücklich gewesen waren, bei denen die Erbitterung aufs höchste gestiegen war, und die sie auch unter allen übrigen verbreiteten. Man kann also zu einiger Entschuldigung sagen, daß der Soldat in Wuth war, daß er Rache für die Warschauer Geschichte kochte und in dem Angesicht der nämlichen Stadt focht, wo so mancher seiner Kameraden freilich auch grausam und ohne Schonung gemordet worden war. Die fürchterlichen Lakonismen Suworows hatten seine Wildheit nicht gemildert; und so konnte der beste menschenfreundliche Offizier der Wuth nicht Einhalt thun. Der Obriste Lieven, der ein Regiment bei dem Sturme kommandirte, und hernach einige Zeit Platzkommandant in Prag war, erzählte mir mit Entsetzen, daß er selbst am Ende des Gefechts einen Grenadier getroffen, der in der linken Hand sein Ge-

wehr gehalten, jeden Polen ohne Unterschied das Bajonet durch den Leib gerannt, und sogar keinen Schwerblessirten verschont habe, und in der rechten eine Axt, mit der er sodann über den Hirnschädel jedem den Gnadenhieb gegeben. Der Obriste schalt seine Unmenschlichkeit, und sagte ihm, er möchte Bewaffnete schlagen, aber nicht Verwundete und arme Wehrlose. »Ei was, Herr!« antwortetete der Wüthende, »sie sind alle Hunde, und haben gegen uns gefochten, und müssen sterben; und so hieb er einem armen Elenden mit der Axt den Kopf entzwei. Den Obristen rief seine Pflicht schnell weiter. Aber auch ein Gegenstück erzählte mir der nämliche würdige Offizier. Als er an die Weichselbrücke kommt, begegnet ihm ein Grenadier, mit seinem Gewehr am Riem um die Schulter gehangen, der einen Knaben von ungefähr drei Jahren auf dem Arme trägt. Wo hast du den Jungen her? fragt ihn der Obriste. Herr, ich habe ihn gerettet, anrwortete der Grenadier enthusiastisch, als ihn ein Kosak in die Flamme werfen wollte. Bravo, Kamerad! ruft er ihm zu: was willst du mit dem Knaben machen? Herr, das weiß ich nicht, sagt der Soldat, aber seht nur, was es für ein herrlicher schöner Junge ist! Wer wollte ihn nicht gerettet haben! und er küßte mit herzlichem Ungestüm den Knaben, der seine kleinen Arme um den Nacken des Kriegers schlang und sein Gesicht an seinen Schurrbart schmiegte. Es ist dieses zwar nicht mehr als gewöhnliche Menschlichkeit; aber ich bedaure den, der ihren Werth bei einer Gelegenheit nicht fühlt, wo sie so theuer ist, und wo man sie so selten findet. Desgleichen darf ich einen Zug zur Ehre der Kosaken anführen, denen man sonst mit Recht Wildheit und Grausamkeit vorwirft. Als die polnischen Batterien auf dem rechten Flügel erstiegen, und die Truppen geworfen waren, und die Russen mit unaufhaltsamer Gewalt von allen Seiten eindrangen, stürzte sich eine große Menge National-Kavallerie in den Fluß.

Der Strom ist breit und reißend; die Leute waren abgemattet und sinnlos; die Russen hatten die Brücke unterwärts schon besetzt. Man stelle sich die schreckliche Lage vor, in welcher sich die Elenden befanden. Vorne und seitwärts Feinde, hinter sich den reißenden Strom, überall Tod und Verwirrung. Die Russen zogen sich sogleich etwas zurück, und nur einige Kosaken blieben stehen, riefen und winkten ihnen Pardon zu, und der größte Theil wurde gerettet. Die russischen Gefangenen im Kadettenhause konnten den ganzen Vorfall aus ihren Fenstern sehen.

Früh um halb sechs Uhr war der Anfang des Sturms; gegen acht Uhr feuerten die Russen aus ihren aufgeführten Batterien schon nach Warschau, und gegen Mittag flogen die Kugeln schon durch unsern Hof und in ziemlich entfernte Straßen. Alles war in der größten Bestürzung und Angst. Die Periode war für alle in der Stadt kritisch. Das Militär wollte die Stadt noch halten, aber dieser Gedanke konnte nur in dem Gehirne der Wahnsinnigen und Verzweifelnden entstehen. Die Bürger drangen auf Übergabe; die Vernünftigen des Militärs sahen die Unmöglichkeit ein ohne den gänzlichen Ruin der Stadt länger zu bleiben. Wer die Lage von Warschau an der Weichsel kennt, der wird wissen, daß man von Prag aus die besten Plätze der Stadt zerstören kann. Es gingen Deputirte hinüber, die Feindseligkeiten hörten auf. An Kapitulation war fast nicht zu denken; die Stadt hing in dieser Lage ganz von der Gnade des russischen Feldherrn ab. Als die Abgeordneten sagten, sie wären gekommen zu traktiren, soll der General geantwortet haben: »Ja, meine Herren, sogleich werde ich Befehl geben zum Traktament; das Traktament wird wie gestern seyn.« Die Polen baten um Schonung und Sicherheit für Person und Eigenthum; und Suworow gestand mehr zu, als man gebeten hatte. Den Abzug konnte man den Truppen nicht verwehren, da die Landseite ganz offen war. Jetzt war die

Lage noch die bedenklichste. Die abziehende Armee wollte mit Gewalt den König und die Gefangenen mit sich fort führen. Die Bürgerschaft aber widersetzte sich hartnäckig, füllte noch bewaffnet den Schloßhof und erklärte, sie würde bis auf den letzten Mann dieses zu verhindern suchen, da ihre ganze Sicherheit darauf beruhe, daß der König und die Gefangenen in der Stadt blieben. Die Truppen standen also von der Forderung ab, und entfernten sich; ob sich gleich noch kleine Partheien in den Vorstädten herum trieben; und man sahe nun schon wieder polnische und russische Offiziere zugleich auf den Straßen, ohne daß sie einander zu bemerken schienen. Endlich rückten die Russen ein, so bald die Brücke wieder hergestellt war, und besetzten die gewöhnlichen Wachen, und auf der andern Seite der Stadt die Schanzen, welche die Polen während der vorigen Belagerung gegen sie und die Preußen aufgeworfen hatten. Was an dem fürchterlichen Gerücht ist, welches man in den Zeitungen herum getragen hat, daß man nämlich den König und alle Gefangenen noch zuletzt habe ermorden wollen, weiß ich nicht. Wir sind immer ziemlich ruhig gewesen. Alles was wir befürchteten, war mit fort geführt zu werden; und in diesem Falle hatte jeder seine eventuellen Maaßregeln genommen. Die Lage der Sachen macht das Mordprojekt ganz unwahrscheinlich, wenigstens in Ansehung der Kriegsgefangenen. Es kann nur in dem Kopfe einiger durch Verzweiflung Verrückten gesessen haben, und es war unmöglich, daß es nur einige besonnene Anhänger finden konnte.

Wenn man bedenkt mit welcher unaufhaltsamen Geschwindigkeit die Russen von Litthauen und der Ukräne aus den Feldzug machten, und wie schnell sie vor Warschau ankamen, kaum sahen und schon siegten, und wenn man dagegen die langsamen Bewegungen der Preußen und ihre lange fruchtlose Belagerung hält, so ist allerdings die Vergleichung erstaunlich auffallend. Wenn man aber erwägt, daß der König seine besten Truppen in einem

andern Kriege hatte, daß die Lage seiner Länder es erforderte, seine Gränze so zu sagen durch einen Cordon von Czenstochow aus bis nach Memel zu decken, so wird es sehr begreiflich, wie er mit so weniger Mannschaft in einer so kritischen Lage mit der größten Vorsichtigkeit zu Werke gehen mußte. Selbst die Schlacht bei Czechoczin, wo der Sieg lange unentschieden blieb, und wo Kosciusko sich mit der größten Geschicklichkeit rettete, lehrte den König, daß er mit keinem gewöhnlichen Manne zu thun hatte. Bei Warschau hoffte er, daß die Russen erst den Feind in Litthauen enger zusammen drängen würden, um ihm sodann mehrere Unterstützung zu leisten. Auch hatte er sich vermuthlich vorher mit falscher Hoffnung geschmeichelt, daß sich Warschau auf die erste Aufforderung bei seiner Annäherung ergeben würde. Die ihm aber dieses versichert hatten, kannten den Kopf an der Spitze, den Geist des Volks und die Lage der Sache nicht hinlänglich. Die Gegend um Warschau war von Kosciusko vortrefflich benutzt, und seine Plane von geschickten Offizieren sehr gut ausgeführt worden. Er konnte in dieser bedenklichen Lage keinen Sturm wagen, wie vielleicht die Russen wünschten. Der fehlgeschlagene Versuch hätte für seine Sache die fürchterlichsten Folgen haben können. Der Kern der polnischen Truppen stand in und bei Warschau; und dieser war noch frisch und muthig, noch durch keine großen Unglücksfälle abgeschreckt. Der Aufstand in Südpreußen, der ihm im Keim schon nicht mehr verborgen seyn konnte, wäre sodann ein höchstgefährlicher Umstand gewesen, da er ohnedieß schon ein riesenmäßiges Ansehen zu nehmen schien. Die Russen hingegen hatten gegen die Polen den Kern ihrer Truppen; und als sie in die Gegend von Warschau kamen, hatten die Sachen schon eine ganz andere Gestalt gewonnen. Ganz Litthauen und Samogitien war rein, ihr Rücken frey; die Preußen hielten von der andern Seite den Feind wenigstens in Respekt. Suworow konnte stürmen ohne Gefahr: wenn der Sturm

abgeschlagen wurde, so hatte er nichts weiter verloren, als den Sturm, und seine Armee war gesichert: und wenn der fehlgeschlagene Sturm vielleicht einige üble Folgen haben konnte, so waren diese nicht in der politischen oder militärischen Lage der Sachen, sondern in ganz andern Verhältnissen. Er war glücklich und krönte sein Werk.

Man betrachtet und beurtheilt diesen außerordentlichen Mann aus manchen Gesichtspunkten. Sein eigenthümlicher Charakter ist schnelle Entschlossenheit und eben so schnelle kraftvolle Ausführung. Die Herzen seiner Soldaten hat er durch Popularität ganz in seinen Händen; und seit Cyrus und Cäsar ist schon bekannt, welcher Vortheil dieses für einen Feldherrn ist. Vielleicht ist seine Leutseligkeit und Nachsicht auf Kosten der Disciplin zuweilen ein wenig excessiv: aber er überläßt sehr weislich die Disciplin seinen Unterbefehlsbabern; übergiebt ihnen das Strenge und Harte des Dienstes, und behält selbst davon nur das Gefällige; ein Betragen, das, wenn es recht verstanden wird, vortreffliche Wirkung hat und gar nicht zu tadeln ist. Alles was er thut und spricht, ist mit einem ganz eigenen Stempel gezeichnet. So verlangt er lauter bestimmte Antworten, und ein: ich weiß nicht! bringt ihn in den heftigsten Zorn. Wenn die Replike nur schnell und bestimmt ist, so fragt er oft sehr wenig nach der Wahrheit. Wahrhafte Männer haben mich versichert, er nehme es hin, wenn man einen Gründling für einen Hayfisch, und eine Lerche für einen Auerhahn angebe, wenn man ihm nur nicht die Antwort schuldig bleibt, oder seine Unwissenheit weitschweifig und verlegen gesteht. Er badet Sommer und Winter sehr kalt, und oft im Angesicht der ganzen Armee. Alle seine Bewegungen und Reden sind äußerst schnell; und in der kleinsten seiner Bemerkungen ist Witz, und oft sehr beißender Witz. Seine kurzen lakonischen Rapporte sind allgemein schon aus dem vorigen Türkenkriege bekannt. An die Kaiserin soll er von den

Prager Batterien weiter nichts geschrieben haben, als: Hurrah! Prag! Suworow; und die Kaiserin soll ihm sehr gnädig in dem nämlichen Stile geantwortet haben: Bravo! Feldmarschall! Katharina. Man muß nämlich bemerken, daß er durch diesen Streich erst Feldmarschall wurde. Verbürgen kann ich die Wahrheit dieser Anekdote nicht; aber sie sieht dem Geiste beider sehr ähnlich. Die den Mann näher kennen, sagen, er habe sehr viel militärische Gelehrsamkeit und die ausgebreiteste Belesenheit aller Art. Er spricht außer dem Russischen mehrere Sprachen, zum Exempel, deutsch, französisch und türkisch mit vieler Fertigkeit. Er liebt Sprüchwörter und Sentenzen, und giebt oft in denselben seine Befehle. Ich habe in Prag bei dem Obristen Lieven eine poetische Ordonanz von ihm gesehen, die die herrlichsten militärischen Maaßregeln, vorzüglich für die damalige Lage enthielt, und wirklich dichterischen Werth hatte. Ich bedaure, daß ich sie nicht mehr besitze, sie würde für Deutsche ein herrliches Stück zu seiner Charakteristik seyn. Als er an der Spitze der Regimenter nach Warschau zog, küßte und umarmte er auf der Brücke Alles was ihm entgegen kam, und gewann dadurch auf einmal das ganze Zutrauen des Volks. Er sprang vom Pferde, um bei dem Einzuge auf der Krakauer Vorstadt einem Greiße diese Ehre zu erzeigen; und der Alte weinte vor Freuden, als er hörte, es sey Suworow selbst, der ihm so auszeichnend gütig begegnet habe. Seine gewöhnliche Höflichkeitbezeugung gegen Personen, die ihn schon gesehen, oder Offiziere, die ihn auch wohl noch nicht gesehen haben, ist: komm, Bruder, küsse mich! Ich fuhr mit dem Obristen Lieven ins Hauptquartier, als ich den Feldmarschall zum erstenmal sahe. Er stand am Kamin und zog sich das Hemde an, und sagte zu einigen Polen, die eben mit vielem Respekt hereingetreten waren, um ihren ersten Besuch zu machen: »Warten Sie ein wenig, meine Herren, warten Sie!« Nachdem er sein Hemde in Ordnung gebracht hatte, drehte er sich

um, kam, ohne erst die Oberkleider anzulegen, einige Schritte näher zu ihnen, machte mit schneller Kadenz einige Verbeugungen mit den Worten. Paix, amitié et fraternité, und sprang ihnen mit einer solchen Heftigkeit um den Hals, als ob er sie erdrücken wollte. Solche charakteristische Scenen sind bei ihm täglich gewöhnlich. Selten hat er Equipage, und seine Feldzüge hält er gewöhnlich auf einem Kosaken-Pferde, das er auf den Posten wechselt, und das der Kosak, der mit ihm reitet, wenn es nicht schnell genug gehet, mit der Knute treiben muß. Er soll nie Geld haben, sich nie in Geldgeschäfte mengen und die ganze Ökonomie auf gutes Zutrauen einem Hausoffizier überlassen. Wenn er ein Fest geben will, läßt er diesen kommen und fragt ihn, wie viel die Anordnung koste. Der Offizier sagt ihm die Summe nach kurzem Überschlage. Mehr, Bruder, mehr! ruft er, wenn es ihm nicht genug ist. Der Offizier setzt hinzu und der General sagt immer: Mehr, Bruder, mehr! bis ungefähr die Summe seinem Gutdünken entspricht oder übersteiget wo er denn spricht: abgezogen, Bruder, abgezogen! Auf diese Weise wird dann das Fest bestellt, um das er sich weiter mit keiner Silbe bekümmert, und es wird bei ihm taxirt nach der Summe, die es ihm gekostet hat.

Es sey mir erlaubt, auch noch etwas über Kosciusko zu sagen. Da der Mann dieses Jahr eine so merkwürdige Rolle gespielt hat, und von verschiedenen so verschieden beurtheilt, von einigen als Held und Heiliger erhoben und fast angebetet, und von andern als Böswicht verdammt wird, so können ein paar Worte von einem unpartheyischen Manne, der seine Demarschen zuweilen in der Nähe beobachtet hat, nicht unangenehm seyn. Personen, die ihn in der Jugend gekannt haben, sagten mir von seinem excentrischen Genie in seinen Knabenjahren schon vieles. Er habe in der Schule beständig einsam mit sich gelebt, nur wenig und immer bestimmt gesprochen, vorzüglich Geschichte und Mathematik studirt, und in der Geographie schon damals eine

seltene Stärke besessen. Das letzte hat er in dem letzten Feldzuge nicht ganz gezeigt; denn welches Land sollte ihm billig wohl besser bekannt gewesen seyn, als sein Vaterland? Die Geschichten von Czechoczin und Maczewicza zeugen aber nicht von dieser vollkommenen Kenntniß, wenigstens nicht von dem Vortheil, den ein General daraus ziehen mußte. In Amerika soll er bei mehrern Gelegenheiten mit viel Kenntniß und Muth zu Werke gegangen seyn; und in der Belagerung von Ninety-Six läßt ihm der amerikanische Geschichtsschreiber vieles Lob wiederfahren. In dem ersten Feldzuge gegen die Russen unter Kochowsky ist er, nach Übereinstimmung aller Polen und Russen, der einzige, der den letzten noch einigen Widerstand geleistet hat; und die Aktion bei Dubenko, wo der russische Obriste Palmbach blieb, ist nach Aussage der russischen Offiziere selbst, sehr zu seinem Ruhme. Er hielt sich daselbst mit ungefähr 4000 Mann gegen 16000 Russen sechs Stunden auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, und zog sich, nachdem er den Russen außerordentlichen Schaden zugefügt hatte, ohne großen Verlust von seiner Seite zurück, indem er nur sechs Kanonen verlor. Es war natürlich, daß die Revolutionärs ihn zu ihrem Anführer wählten. Die Sache war für Rußland und Preußen gefährlich genug, und hätte weit gefährlicher, vielleicht schrecklich werden können, wenn der Plan gehörig angelegt und ausgeführt worden wäre, und wenn ihn nicht die übereilte Hitze des Madalinsky und einiger andern Hitzköpfe verdorben hätte. Als dieser voreilig losgebrochen war, blieb Kosciusko weiter nichts übrig, als entweder die Sache aufzugeben, oder sie zu nehmen, wie sie war. So viel auch seine Landsleute von seiner Klugheit und Mäßigung sprachen, konnte ich doch gleich anfangs beides nicht in seinem Betragen finden. Sein Manifest gegen die Kaiserin und den König war so heftig, so anzüglich, so beleidigend, so rebütant selbst für Mäßiggesinnte,

daß ich nicht begreifen kann, wie ein sonst so vernünftiger Mann dergleichen Dinge schreiben konnte. Vermuthlich hoffte er durch dergleichen mehr als bittere Personalitäten auf das Volk zu wirken; er wirkte aber fanatisch, und Fanatismus hält nie Stich. Man muß seinem Feinde sein Unrecht zeigen, mit kalter Vernunft sprechen, und selbst in der Wärme wenigstens nie die Gränzen des konventionellen Sittlichen überschreiten, und nicht Dinge einflechten, die nicht zu dieser Sache gehören; man muß ihn schlagen und ihn nicht schimpfen. Wo ich Schimpfworte höre, es sey, wo es wolle, gehe ich immer voll Mißtrauen zurück. Es fehlte Kosciusko nicht an Anhängern in den neuen preußischen und russischen Provinzen; seine Heftigkeit schreckte sie billig alle ab, und machte sie mißtrauisch. Den Nutzen seiner Sensenträger hat noch kein Militär gehörig einsehen können. Die Pike ist eine fürchterliche Waffe, und wenn sie gut und zweckmäßig gebraucht wird, von schrecklicher Wirkung. Man hat, glaub ich, nicht ganz richtig gerechnet, daß man sie seit dem spanischen Successionskriege völlig außer Gebrauch gesetzt hat. Aber Kosciusko bediente sich ihrer augenscheinlich nicht mit dem besten Vortheil, den er daraus ziehen konnte. Er ließ die Pikenträger durch das feindliche Feuer an der Spitze avanciren; natürlich prallten die Neulinge, die noch kein Feuer gewohnt waren, und selbst weder Feuerwaffen hatten, noch durch dieselben gehörig unterstützt wurden, meistens zurück, und das feindliche Feuergewehr wüstete sodann fürchterlich unter ihnen. Nach meiner Meinung hätte er sie beständig kräftig durch Feuer unterstützen, oder sie zur Resource ins zweite Treffen oder in kleinere Intervallen stellen können, wie er, nach dem was ich von dem Gefechte zwischen ihm und Tormasow bei Krakau gehört und gelesen habe, daselbst mit Vortheil gethan hatte. Bei Czechoczin ist mir kaum begreiflich, wie er nicht wußte, daß die Russen und die Preußen sich vereiniget hatten. Hat er es ge-

wußt, und seinen Soldaten verschwiegen, so weiß ich keinen Grund zu diesem Benehmen, aber wohl manchen dagegen; wußte er es nicht, so war es augenscheinlich die größte Vernachläßigung, zumal da in der dortigen Gegend die Gemüther so gestimmt waren, daß jeder Bauer gern Nachricht gab. Sein Rapport war, daß man schließen muß, er habe die Vereinigung nicht gewußt. Auf alle Fälle konnte sie aber doch höchstwahrscheinlich vermuthet werden, und der Soldat mußte daher mit der größten Aufmerksamkeit darauf vorbereitet seyn, damit ihn nichts neues, nichts unerwartetes und vergrößertes in Schrecken setzte; wie das nach seinem eigenen Rapport an den Nationalrath der Fall war. Seine Vertheidigung unter Warschau ist nach dem Urtheil aller Kenner meisterhaft. Daß ihn Fersen mit dem Übergang über die Weichsel hinterging, war leicht zu entschuldigen, da Fersen den ganzen Strom aufwärts in seiner Gewalt hatte; aber daß er sich, als er ihm folgte, in einer so unglücklichen Stellung überfallen ließ, als Eingeborner nicht weit von der Residenz überfallen ließ, ist gewiß unverzeihlich. In einem solchen Falle ist keine Entschuldigung gültig, daß man den Feind nicht so nahe geglaubt habe; man muß vielmehr glauben, daß der Feind fliegen könne, wenn man Maßregeln zu seiner Sicherheit nimmt. Der Ausgang hat gelehrt, was zu fürchten war. Auf Poninsky war nicht sicher zu rechnen; denn mancherlei Hindernisse konnten ihn zurückhalten, auch ohne daß er ein Verräther war. Bei allem dem bleibt Cosciusko immer ein Mann, der Achtung verdient, ein ehrlicher, rechtschaffener, braver Mann, den nur Noth, heißer Patriotismus und falsche, aber doch noch wahrscheinliche Hoffnungen zu einem Schritte brachten, der seiner Nation lethal wurde. Diejenigen thun ihm augenscheinlich Unrecht, welche in seinem Kopfe eine Kronwelliade suchten; ob er gleich vielleicht in manchen Fällen besser gethan hätte, nicht so eigenmächtig zu handeln. Man hatte vermuthlich ziemlich sicher auf aus-

wärtige Unterstützung gerechnet; und ich glaube, es ist selbst die Schuld der Polen, daß diese nicht erfolgte. Eine gut eingeleitete geschickte Verhandlung hätte in dieser Lage fast mathematisch berechnet wirken müssen: aber unter allen Polen scheint bei der ganzen Geschichte kein einziger ächt politischer Kopf gewesen zu seyn. Vorbeigelassene Momente kehren nicht zurück. Boscamp war nach mehrerer Meinung der Mann, dem man in diesen Conjuncturen verzeihen mußte, und dessen Einsicht und Talente man benutzen konnte, da man für seine Treue Sicherheit genug in den Händen hatte, indem seine Familie und Güter in Warschau waren; und endlich wäre ja weiter nichts verloren gewesen, wenn er auch Verräther geworden wäre. Es war durch ihn nichts zu verlieren, aber wohl sehr viel zu gewinnen. Das Schicksal beschloß es anders. Kosciusko ward genommen; der neue Generalissimus Wawreczewsky war ein Mann von sehr wenigem Militärgeist, und der Aufstand ging zu Ende. Einer meiner Feunde, der bei Kosciusko, welcher im russischen Lager als Gefangener war, die Ordonnanz hatte, hat ihn oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, und versichert, er habe sein Betragen immer voll Würde gefunden. Einmal war ein hartnäckiges Gefecht, das lange zweifelhaft blieb. Kosciusko saß an dem Tische, stumm und tiefsinnig, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, bis ein Offizier die Nachricht brachte, die Russen haben endlich mit dem Bajonette durchgedrungen. »Gott! Gott!« sprang er auf und schlug sich vor die Stirne, »warum habe ich bei meiner Sache nicht solche Soldaten gehabt!« Man lärmt und schimpft über ihn, und die Manifeste nennen ihn Rebellen. Es kommt nicht darauf an, was Zeitungen und Parteygänger sagen, sondern was der vernünftige unparteyische Beobachter denkt, und was die vorurtheilsfreie Nachwelt von ihm sprechen wird; und diese wird bei allen seinen Fehlern, die er vor und während des Feldzugs gemacht hat, bei allen seinen Irr-

thümern im Rechnen, seiner Rechtschaffenheit und seinem Patriotismus doch immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihn Polens Phocion nennen, so wenig sie im Gegentheil bei den Konjuncturen die benachbarten Mächte verdammen wird, daß sie ihm entgegen arbeiteten, und seine Plane zernichteten. Der polnischen Nation hat es nie an großen, muthigen und entschlossenen Männern gefehlt: die Geschichte stellt Beispiele auf, vor denen andere Nationen mit Ehrfurcht stehen. Auch unter den letzten Konjuncturen haben sich dann und wann Männer mit einem Muth betragen, den man in andern Verhältnissen Heroismus nennen würde.

Es ist bekannt, wie wenig selbstständig der König, Stanislaus Poniatowsky, in den kritischen Zeiten handelte, in welche ihn das Verhängniß gesetzt hatte. Wenn man die öffentlichen Blätter des Reichs lieset, erstaunt man, mit welcher Kühnheit und Bündigkeit zuweilen Männer in den öffentlichen Versammlungen sprachen. Aber was konnten einzelne Säulen helfen, wo dem ganzen Bau Haltbarkeit fehlte? Ein Pole von der gemäßigten Parthey hat mir folgende Apostrophe mitgetheilt, die einer der Patrioten bei einer gewissen Gelegenheit an den König gehalten haben soll. Wenn sie nicht wörtlich wahr seyn sollte, wofür ich nicht bürgen kann, so ist doch das Wesentliche davon schon oft in den Reichsversammlungen gesagt und öffentlich bekannt gemacht worden. Der Mann sprach: »Hören sie mich, Herr, »die Nation spricht aus meinem Munde, und die Nachwelt soll »Richter seyn zwischen ihr und Ihnen. Ein ganzes großes schö»nes kraftvolles Volk ist durch Sie in ein politisches Nichts her»abgesunken. Was die Üppigkeit, die Schwelgerei, der Beste»chungsgeist Ihrer Vorfahren angefangen hat, das hat Ihre »Schwachheit vollendet. Warum bewarben Sie sich um eine »Krone, wenn Sie ihr Gewicht nicht tragen konnten? Die »Feinde des Vaterlandes haben sich nicht in Ihnen geirrt, als

» sie Sie der Nation zum König aufdrangen; die Absicht ist er=
» reicht. Durch schöne Worte und Nepotismus regiert man kei=
» ne Völker. Unsere Krieger wollten fechten, und Sie weinten in
» den Armen der Weiber. Nicht Thränen, sondern Thaten ret=
» ten die Ehre, und sichern das Glück der Länder. Würde So=
» biesky den Polen haben Hohn sprechen lassen? Wir sind ein
» Spott der Völker geworden. Durch ihre Schwachheit faßte die
» Zwietracht Wurzel in unserm Reiche; Ihre Selbstständigkeit,
» Ihr Muth hätte sie ausgerottet. Sie hatten das Herz der Na=
» tion in ihrer Hand. Sie haben es weggeworfen, wie ein Kna=
» be sein Spielwerk. Wehe den Königen, die mit diesem Hei=
» ligthum freveln. Die Nachwelt, welche mit unpartheyischem
» Griffel die Geschichte der Könige, der Mark Aurele und der
» Sardanapale schreibt, wird mit Wahrheit von Ihnen sprechen,
» und Ihnen die verdiente Stelle in der Gallerie Ihrer Personen
» anweisen.« Dergleichen Reden soll der König oft haben hö=
ren müssen. Sie sind unstreitig zu hart, aber es ist doch man=
che Wahrheit darinnen. Folgender Aufzug, noch ziemlich
lange vor der Revolution, war für ihn auch äußerst empfind=
lich. In dem deutschen Schauspiele, wo der König oft gegen=
wärtig war, kam in einer Stelle eine pathetische Rhapsodie des
Patriotismus vor, welche mit den Worten schloß: Wehe dem
Lande, dessen König schläft. Der Schauspieler arbeitete sei=
ne Rolle gut; der Beifall war ungestüm, und er mußte un=
ter lautem Klatschen zweimal die Stelle wiederholen. Eine grö=
ßere Demüthigung kann man schwerlich für das Ehrgefühl ei=
nes Regenten ersinnen; denn man suchte die Beziehung gar
nicht zu verbergen. Der König ist übrigens der beste, rechtschaf=
fenste freundschaftlichste Mann, von dem aber ziemlich die Cha=
rakterzeichnung Friedrich des Zweiten von Karl dem Sechsten
gilt. der Kaiser Karl der Sechste würde höchstwahrscheinlich in
ähnlichen Verhältnissen Stanislaus Poniatowsky, und dieser

vice versâ Karl der Sechste geworden seyn. Hier haben Sie meine Gedanken. Eben erfahre ich, daß unser General Beningsen, dessen Talente und Verdienste bekannt sind, die vollständige Geschichte des Feldzugs schreibt; alsdann werden Sie hoffentlich etwas ächt pragmatisches haben.

II.

Ueber das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rußland Katharina II.

Mit Freimüthigkeit und Unparteylichkeit.

Le premier soin, le premier devoir, quand on traite des matieres importantes au bonheur des hommes, ce doit être de purger son ame de toute crainte, de toute esperance.

Raynal.

Wenn Könige sterben, jauchzen und trauern Millionen; und viele machen sich fertig zu reden und zu schreiben. Manche strömen daher als Enkomiasten, ihren Griffel in den Honig der Schmeichelei getaucht: manche brechen hervor zum bittern Tadel, ihre Feder in Schmähsucht und Galle gesenkt: nur wenige sprechen Wahrheit, weil nur wenige ohne Furcht und Hoffnung, ohne Vorurtheil und Parteygeist sind. Bei Lückenbüßern unter den Großen, die nur die Chronologen und Genealogen durch ihre Auftrittsperiode und ihren Sterbetag beschäftigen und der Geschichte den Zeitraum ihrer Vegetation hinterlassen, finden alle nur sehr wenig Stoff, und alles schlummert in guter Ordnung fort: aber das Ende außerordentlicher Personen ihres Zeitalters bringt gewöhnlich alle Meinungen über ihren Werth oder Unwerth in Gährung, und erzeugt die auffallendste, groteskeste Verschiedenheit.

Dem pragmatischen Menschenforscher ist bei einer solchen Gelegenheit nichts unwichtig. Er sieht, wie jeder der Männer des Publikums aus Grundsätzen, Neigung, Vorurtheilen, Parteylichkeit oder irgend einem andern Grunde seinen eigenen Gesichtspunkt faßt und seinen Helden mit Lorbern oder mit Dornen krönt. Aus der Zusammenstellung aller dieser Umstände und ihrer Vergleichung sucht er wo möglich die Wahrheit der Thatsachen aufzufinden, sie auf der Wage der Vernunft kosmisch

und moralisch zu würdigen, und für sich und seine Interessenten die praktischen Resultate daraus zu ziehen.

Die beiden nordischen Helden zum Anfange des Jahrhunderts ausgenommen, sind in Europa ohne Widerspruch in demselben in kosmischer Rücksicht ein Deutscher Mann und eine Deutsche Frau, Friedrich der Zweite von Preußen und Katharina die Zweite von Rußland, die wichtigsten. So merkwürdige Männer auch in den neuern Händeln der Franzosen aufgetreten sind, so ist doch keiner derselben so wichtig, daß er nur entfernt in eine Vergleichung mit diesen beiden gestellt werden könnte. Unser Vaterland darf stolz darauf seyn, sie unter seine Kinder zu zählen. Mag ihnen die Welt die Beinamen Groß geben oder nicht, so sind sie doch in aller Rücksicht dem Kosmopoliten sowohl, als jedem Parteygänger ins besondere äußerst wichtig und merkwürdig. Wir haben vor zehen Jahren bei Friedrichs Tode den Beweis von der Äußerung der buntesten Meinungen gehabt; es wird dem Charakter Katharinens nicht anders und nicht besser ergehen. Friedrich wurde vergöttert und gelästert, und Katharina wird vergöttert und gelästert werden. So ging es Cäsar, Konstantin, Julian und allen übrigen, deren Namen berühmt oder auch wohl berüchtiget sind: alle haben ihre Kirchenväter und ihre Prokope; und nur der tiefere Wahrheitsforscher ist dann und wann so glücklich, die Staubwolke wegzublasen und den Parteygeist und den Enthusiasmus der Kirche und der Politik zu berichtigen. Selten sieht und beurtheilt der Mensch die Dinge, wie sie sind; fast immer setzt ihm irgend eine Leidenschaft ein optisches Glas vor die Augen. Dieses ist der Fall im Privatleben, wo selten der Nachbar den moralischen Werth seines Nachbars mit einigem Grunde kompetent bestimmen kann; und noch mehr ist er es in der höheren Sphäre der Menschen, wo die Verhältnisse noch dichtere Schleier ziehen, tiefere Verwickelungen legen und dickere Schminke auftragen müssen. Es

ist selten ein Mensch so gut oder so schlecht, als die öffentliche Meinung von ihm ist; und dieses gilt noch vorzüglicher von den Königen. Nero war gewiß kein so scheußliches Ungeheuer und Titus kein so tadelloser wohlthätiger Genius, als uns die Geschichte sagt. Das major ex longinquo in utroque ist im vorzüglichen Grade im Gepräge der Monarchen. Mit mehr Freiheit und viel mehr Macht, als ihre übrigen Zeitgenossen genießen, werden sie mit gewöhnlichen Tugend Wohlthäter und Schutzgeister, und mit gewöhnlichen Lastern Harpyen und Geißeln der Nationen. Durch ihren Einfluß auf alle wird an ihnen alles größer, das Gute wie das Böse: jenes hebt sie leicht zu Engeln, dieses brandmarkt sie leicht zu Teufeln; ein nothwendiger Lohn und eine nothwendige Strafe auf der Stufe, auf welcher sie stehen.

Der Verfasser wagt es, in dem folgenden Werkchen die Geschichte der Kaiserin Katharina der Zweiten mit philosophischem und kosmopolitischem Sinne kürzlich zu schildern. Da die Parteyen überall gewöhnlich auf beiden Extremen stehen, und enthusiastische Verehrer oder bittere Schmäher sind, so wird er mit aller Ruhe und Wahrheitsliebe, so viel in seinen Kräften steht, die Sachen, wie er sie unbefangen sieht und beurtheilt, vortragen, und sodann seinem Publikum die Entscheidung über seine Gründe überlassen. Die Schrift ist keine Lobschrift, als in so fern der Gegenstand es erzwingt, und enthält keinen Tadel, als in insofern der laute Beifall nicht sprechen kann. Sie ist keine geordnete vollständige pragmatische Biographie: denn dazu fehlt es dem Verfasser nicht allein an Materialien und ununterbrochenen richtigen Urkunden, sondern auch an Kräften zur würdigen Behandlung. Er sagt vielleicht nur, was längst allgemein bekannt ist, und spricht darüber nach seinen Wahrheitsgefühl ohne Rücksicht, welche Zufriedenheit oder welches Mißvergnügen er bei den Parteien aller Art dadurch erregen wird. Der Aufsatz ist

nichts als eine Flugschrift der Periode: es würde aber dem Verfasser sehr leid thun, wenn wohl unterrichtete und wohl denkende Männer sie zu der Rubrike ganz gewöhnlicher seichter Gelegenheitsprodukte dieser Art zu zählen Ursach finden sollten.

Es ist in Rußland bekannt, daß ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, von gründlichen geläuterten Kenntnissen in alter und neuer Literatur, von dem feinsten Geschmack, und dessen literarischer Kredit schon unter seinen Landsleuten und unter den Ausländern feststeht, der überdieß in den wichtigsten Geschäften der Kaiserin oft ist gebraucht worden, entschlossen ist, die Geschichte seiner Monarchin ohne Schmeichelei der Nachwelt zu geben. Wenn dieses geschiehet, ist Katharina die Zweite noch nach ihrem Tode so glücklich einen ihrer würdigen Geschichtsschreiber zu finden, wie ihn Alexander im Arius und Gustav Adolph in Oxenstierna hat, und wie ihn Friedrich der Zweite bis jetzt noch nicht gefunden. Denn wider seine eigenen Werke werden aus dem gewöhnlichen Rechtsgrunde seine Feinde appelliren, und die besten Beiträge Herzbergs und aller übrigen bleiben immer nur noch Beiträge. Die Kaiserin wußte es, daß dieser Mann von ihrem Hofe Dokumente und Papiere aller Art zu diesem Behufe sammelte und ordnete und sie zu seinem Endzwecke bearbeitete; seine Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit sowohl als seine Feinheit des Geschmacks waren ihr bekannt, und sie bat ihm um die Mittheilung seiner Schriften, welches der Mann verweigerte, mit der Äußerung, daß nur Wahrheit allein ohne alle Rücksicht seine Führerin seyn müsse, und er wolle weder sich noch seine Monarchin durch irgend einen Schein in den Verdacht des Gegentheils bringen. Die Kaiserin lächelte, sprach und handelte fort, wie sie gewohnt war, und ließ den Mann sammeln und schreiben. Gewiß werden diejenigen, welche durchaus despotische Willkühr in Katharinens Charakter tragen, diesen Zug, eben so wenig als tausend andere in ihr Gemälde

setzen. Hoffentlich wird das ganze Europäische Publikum nun bald die Frucht von dem kosmopolitischen Wahrheitseifer dieses Mannes erwarten dürfen; und wir dürfen glauben, daß sodann diese Schrift Aufschlüsse über Vorfälle enthalten wird, an welchen ganz Europa den lebhaftesten Antheil nahm und noch nimmt, da sie nicht allein auf Humanität und Aufklärung, sondern auf Menschenschicksale, Menschenwohl und Menschenelend überhaupt den entscheidendsten Einfluß hatten. Sie wird von einer Monarchin handeln, auf welche mehr als Ein Welttheil bei den wichtigsten Konjunkturen der gesammten Menschheit ihr Augenmerk richteten, und deren Entschlüsse und Maaßregeln die Partheien aller Art nach ihren Stimmungen entweder ehrten oder verwünschten; ihr Verfasser wird ein Mann seyn, von der nämlichen Nation, deren Beherrscherin sie war, der mit allen Eigenschaften zu dieser Unternehmung Gelegenheit hatte, sie von ihrer ersten Erscheinung in der nordischen Welt bis an ihren Sterbetag in allen ihren Verhältnissen mit größter Freiheit zu beobachten.

Unterdessen will ich hier in diesen wenigen Bogen das Wesentlichste und Merkwürdigste von dem Leben dieser außerordentlichen Monarchin nach den öffentlichen Papieren wiederholen, mehr ihren Charakter zu schildern als ihre Thaten zu beschreiben suchen, und deßwegen oft nur auf Thatsachen hindeuten, die fast jedermann des lesenden Publikums schon im Gedächtnisse hat. Da man über ihren öffentlichen und häuslichen Charakter, zumal im Auslande, so verschieden und meistens mit Vorurtheil und Lieblosigkeit spricht und auch wohl schreibt, so kann ein Versuch einer unparteyischen Darstellung den deutschen Lesern nicht unwillkommen seyn. Ihre enthusiastischen Verehrer finden vielleicht in mir nicht den glühenden Panegyriker, den sie wünschen; aber ihre Tadler und Schmäher finden dagegen vielleicht einen Vertheidiger, den sie nicht wünschen. Schwerlich wird im Rus-

sischen Reiche eine Seele leben, die den Namen Katharinens nicht mit Dankbarkeit und Liebe und Ehrfurcht nennte, ausgenommen Böſewichter und kleine Tyrannen, welche ihre Gerechtigkeit zu Boden drückte; aber im Auslande iſt man aus mancherlei Urſachen ſo bemüht, alle ihre Handlungen und Geſinnungen in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen, daß unter dem Namen der nordiſchen Semiramis auch wohl liberal denkende Menſchen ſich ſogleich den Inbegriff der weiblichen Tyrannei mit ihrem ganzen ſchrecklichen Gefolge vorſtellen. Wir wiſſen von der morgenländiſchen Königin fabelhaften Andenkens ſo wenig Beſtimmtes, daß es kaum einem ernſthaften Mann einfallen kann, irgend eine Perſon aus der ſichern Geſchichte mit ihr zu vergleichen. Der Verfaſſer dieſes kleinen Aufſatzes iſt gewiß nichts weniger als Anhänger der Deſpotie oder des Ariſtokratismus; und er hat durchaus keine Aufforderung weder von innen noch von außen etwas zu billigen oder zu mißbilligen, als den Maaßſtab ſeiner vernünftigen Grundſätze, ſeiner Philanthropie und ſeines Wahrheitsgefühls: nach dieſen wird er ſprechen ohne alle Bedenklichkeit und ruhig ſeyn.

Die Kaiſerin Katharina Alexiewna die Zweite, ehemalige Prinzeſſin von Anhalt Zerbſt, unter dem proteſtantiſchen Taufnamen Sophie Friederike Auguſte, geboren im Jahr 1729 kam mit ihrer Mutter auf Einladung der damaligen Kaiſerin Eliſabeth nach Moskau als erwählte Braut des Großfürſten Peter Fedrowitſch, den Eliſabeth als ihren Neffen zum Thronfolger erklärt hatte. Alte Leute, welche ſie noch als ein kleines Mädchen in Zerbſt auf dem Schloßhofe mit den Kindern aus der Stadt bei dem Spiele geſehen haben, erinnern ſich mit Vergnügen der Lebhaftigkeit, Artigkeit und Leutſeligkeit der jungen liebenswürdigen Prinzeſſin, und manche Graubärte erzählen noch mit vieler Selbſtgefälligkeit die kleinen Vorfälle, als ſie daſelbſt zuweilen ihre Spielkame-

raden waren. Die Nachrichten sagen, daß die Kaiserin Elisabeth zur Gemahlin für ihren Neffen den Großfürsten die Prinzessin Amalie von Preußen, Schwester Friedrichs des Zweiten, wünschte: ob aber der König Bedenlichkeiten fand, seine Schwester, die er sehr liebte, in ein so kaltes, damals noch halb wildes Land so weit von sich zu lassen, oder ob die Prinzessin selbst nicht Neigung hatte nach Moskau zu gehen, ist nicht ganz bekannt. Friedrich dankte für den ehrenvollen Antrag, und schlug die Prinzessin von Anhalt Zerbst vor. Man folgte zwar seinem Rathe: aber vielleicht wurde auch diese Weigerung eine von den Ursachen zur Erbitterung der Kaiserin gegen den König von Preußen, welche die Östreichischgesinnten in Petersburg zur Schließung der Allianz mit Wien und Dresden sehr künstlich benutzten. Die Kaiserin Katharina die Zweite dankt also ihre große politische Laufbahn vielleicht ganz zufälliger Weise irgend einer kleinen Bedenklichkeit Friedrichs; und der Himmel weiß, welche Katastrophen im Gegentheil sich ereignet hätten, wenn Friedrich diese Bedenklichkeit nicht gehabt hätte. Die Verbindung zwischen Petersburg, Wien und Dresden wäre wahrscheinlich nicht geschlossen worden, der siebenjährige Krieg wäre nicht erfolgt; aber was würde in Deutschland und im Norden an die Stelle getreten seyn? So gewiß ist es, daß die größten, wichtigsten Begebenheiten oft von sehr kleinen Ursachen abhängen, und daß nach mathematischer Berechnung ein Sandkorn hierher oder dorthin geworfen eine Welt zertrümmern kann.

Die junge Prinzessin von Zerbst traf im Juni 1744 in Moskau ein, nahm den Tag darauf die Griechische Religion an, welches der Russische Hof jederzeit zur nothwendigen Bedingung macht, wenn Prinzessinnen von andern christlichen Religionspartheien, in die kaiserliche Familie verheirathet werden, erhielt den Namen Katharina Alexiewna, wurde den folgenden fünften Juli mit dem Großfürsten verlobt, zur Großfürstin mit dem Ti-

tel kaiserliche Hoheit erklärt, und das folgende Jahr den ersten September wurde die Vermählung feierlich vollzogen. Seit dieser Zeit scheint es festere Gewohnheit des Hofs geworden zu seyn, für die kaiserlichen Prinzen jederzeit Prinzessinnen kleinerer deutscher Fürsten zu wählen; höchst wahrscheinlich, damit man desto weniger Parteyen und Einfluß von außen zu befürchten habe, wie das wohl der Fall seyn könnte, wenn ein mächtiger Hof dem regierenden Hause durch Blutsverwandtschaft nahe träte.

Die junge Großfürstin erwarb sich durch ihre persönlichen Vorzüge und durch die Talente ihres Geistes bald die allgemeine Liebe und Verehrung sowohl der Einheimischen als der Fremden. Die Leichtigkeit und Ungezwungenheit, mit welchen sie sich in ihren neuen glänzenden Verhältnissen betrug, die Schnelligkeit, mit welcher sie die ihr fremde Sprache der Nation lernte, die Güte und Herablassung, mit welchen sie durchaus mit jedermann aus allen Ständen sprach und umging, der Witz und die Anmuth, welche durchaus in allem herrschten, was sie that und sprach, machten sie bald eben so sehr zum Liebling der Nation, als die zurückstoßende Härte des Großfürsten die Gemüther erbitterte und von sich entfernte. Während der ganzen Regierung der Kaiserin Elisabeth bis zu ihrem Tode hatte sie in die Geschäfte noch weniger Einfluß, als ihr Gemahl, der vielleicht aus guten Gründen, aber wohl nicht mit reiflich überlegter Methode, ein seiner Tante ganz entgegen gesetztes System angenommen hatte.

Es sey mir erlaubt etwas weniges über die damalige Lage der Dinge zu sagen. Vor Petern dem Ersten waren die Russen eine ungeheure Masse halber Barbaren, mit allen Fähigkeiten und allen außerordentlichen Kräften, welche sie seit der Zeit gezeigt und zu entwickeln angefangen haben. Jedermann weiß, was Peter zum Erstaunen seiner Zeitgenossen und zur Bewunderung der Nachwelt unternommen und ausgeführt hat. Er riß das alte Gebäude nieder, mit Gefahr sich unter den Trümmern zu begraben,

und fing an zu bauen auf eine Weise, welche in kurzer Zeit seiner Nation ein entscheidendes Übergewicht im Norden gab. Peter hatte den Riesengedanken, da seine Schwedischen Kriege seine Gegenwart oben immer nothwendig machten, und Moskau ihm wegen der blutigen Scenen der Strelitzen nicht sehr angenehm war, sich selbst eine neue Residenz und zwar außer den Gränzen seines Reichs zu bauen: er führte ihn aus, wie ihn seine Seele gedacht hatte. Es ist kein ähnliches Phänomen in der ganzen Menschengeschichte. Wo vor hundert Jahren nur noch einige Fischerhütten standen, wohnen jetzt zweimal hundert tausend Menschen mit ihrem ganzen furchtbaren Apparat; und alte Königshöfe horchen begierig auf das, was dort beschlossen wird. Das war Peters Werk. Freilich gehörte dazu ein Nachbar wie Karl von Schweden war, der bei allem Muth und aller Tapferkeit der alten Chevalerie auch seine Entwürfe aus ihren Büchern genommen zu haben scheint. Wäre Karl von Narva nicht diktatorisch nach Polen und Sachsen gegangen, sondern hätte von dort aus seinen Vortheil nach Moskau verfolgt, oder hätte sich auf seine eigenen und die benachbarten Provinzen eingeschränkt, so würde Peter wahrscheinlich zwar immer sein gefährlichster Feind, aber wohl nie sein Überwinder gewesen seyn. Das läßt sich sicher aus der damaligen Beschaffenheit der Kriegskunst bei beiden Nationen schließen. Seit Peters Tode hatte Schweden zwar nichts beträchtliches an Rußland verloren; dieses war ihm aber durch seine neuen Erwerbungen, und noch mehr durch seine neuen Etablissements in allen Zweigen der Kriegskunst, entscheidend furchtbar geworden. Rußland hatte vorher nur mit den Türken und Tartarn Händel gehabt; unter Petern fing es an sich nachdrücklich in die Polnischen Angelegenheiten zu mischen, und unter seinen Nachfolgern hatte es bald sein Interesse in Deutschland, und man sahe die Russen am Rhein. Die Kaiserin Elisabeth war durch einige Sarkasmen Friedrichs des Zweiten, ganz gegen das dama-

lige anscheinende Staatsinteresse, so sehr gegen alle Preußen eingenommen, daß sie eifrig in alle Maaßregeln einstimmte, welche man ihr von Wien und Dresden aus zum Nachtheil des Königs von Preußen vorzuschlagen wußte. Peter der Große hatte fast alle seine großen Reformen mit Hülfe der Ausländer angefangen, und dadurch hatte nothwendig mancher derselben in Rußland Kredit gewonnen. Schon unter seiner und noch mehr unter den folgenden Regierungen hatte der Troß der russischen Nation es mit schelen Augen angesehen, daß so viele Ausländer, vorzüglich Deutsche, Beförderungen im Civil und Militär erhielten. Kein rechtlicher Mann, welcher der Nation Ehre macht, hat an den barbarischen Entschlüssen Antheil genommen, die man einigemal gegen die Fremden gefaßt hatte. Unter Elisabeth, gleich nach dem Antritt ihrer Regierung in Moskau, wollte man alle Ausländer vertilgen; und bei der Armee in Finnland wollten unter der nämlichen Kaiserin die Grenadiere alle fremde Offiziere auf das Bajonet nehmen, und sodann nur ihren Nationalkommandeuren gehorchen, weil sie sich geschmeichelt hatten, die Kaiserin würde alle Ausländer fortschaffen. Der General Keith, nachheriger preußischer Feldmarschall, dessen Namen jeder Schulknabe kennt, welcher damals im russischen Dienst war und dort kommandirte, stillte durch seinen Muth und seine unerschütterliche feste Entschlossenheit den Aufruhr. Der Mensch ist gewöhnlich nur wüthend, wenn er blind ist; sobald er sehen lernt, wird er vernünftig, wenn er auch Barbar wäre. Die Soldaten bereuten bitter ihre Wildheit, und schämten sich ihrer Ausschweifungen. Es war aber bei dieser Stimmung ganz natürlich, daß ein Krieg wider Preußen, von welchem sie, aber freilich unter Zwang, bisher sehr viel gelernt hatten, der russischen Nation gar nicht unwillkommen war.

Der Großfürst, als Thronfolger, war mit den Maaßregeln seiner Tante, der regierenden Kaiserin, gar nicht zufrieden, da er

ein persönlicher Freund und Verehrer Friedrichs war; und meistens hatte er die Offenherzigkeit, sein Mißvergnügen gar nicht zu verbergen. Die Kriegsoperationen in Preußen sollen eben deßwegen von russischer Seite durch Anstiften des sogenannten kleinen Hofs oder der Anhänger des Großfürsten ungewöhnlich saumselig gegangen seyn. Das Ende der Kaiserin konnte wahrscheinlich nicht mehr fern seyn; und es läßt sich leicht vermuthen, daß mancher sich in die Gunst des neuen Monarchen jetzt schon dadurch zu setzen suchte, daß er Geschäfte nicht aus allen Kräften beförderm half, von denen er wußte, daß sie ihm nicht angenehm waren. Aber der Großfürst Peter Fedrowitsch verlor dadurch desto mehr in der Liebe der Nation, je mehr er ohne alle Schonung täglich seine entschiedene Parteylichkeit für die Ausländer zeigte, und die Nation, über welche er einst herrschen sollte, geflissentlich bei mancher Gelegenheit herabwürdigte. Es ist eine Eigenheit, vielleicht eine moralische Krankheit in der Natur der Menschen, daß sie eher bittere Beleidigungen als aufgebürdete Lächerlichkeiten ertragen. Indessen die Kaiserin Elisabeth starb, und der Großfürst bestieg ruhig den ihm bestimmten Thron als Kaiser Peter der Dritte. Der Tod Elisabeths rettete wahrscheinlich Friedrich den Zweiten: hätte sie noch einige Jahre gelebt, und der Krieg wäre von ihrer Seite auch nur nach der alten Gewohnheit fortgesetzt worden, so weiß ich nicht, wie bei der verzweifelten Lage Friedrich selbst aus seinem unerschöpflichen Geiste die ferner nothwendigen Mittel und Kräfte hätte nehmen wollen. Peter der Dritte schloß sogleich Frieden, und gab alles, was gewonnen war, nämlich ganz Preußen, großmüthig zurück. Nicht genug; er trat selbst in ein Bündniß mit Friedrich, und in einem Zeitraum von einem Monate schlugen Russen gegen und für Preußen: so sehr hängen oft Nationen von einer Vorstellungsart ihrer Regenten ab, von einem Widerwillen oder einer Vorliebe, die sie eben gefaßt haben. Kein gesunder Politiker wird dieses Verfah-

ren Peters tadeln, vielleicht das zu schnelle Geben der Hülfstruppen ausgenommen. Es konnte und durfte nach den damaligen Aspekten Rußland durchaus nichts daran gelegen seyn, zumal bei der damaligen Verfassung in Polen, den König von Preußen zum Vortheil Östreichs unterdrücken zu helfen. Auch haben diese Maaßregeln gewiß dem Kaiser Peter dem Dritten bei seiner Nation keinen Schaden gethan, ob es gleich nachher von den Mißvergnügten und Stiftern der Revolution mit unter den Beschwerden angeführt wurde. Diese Katastrophe ist zwar so bekannt, aber doch so dunkel, daß man davon mit Gewißheit und Bestimmtheit unmöglich sprechen kann. Folgendes ist mir nach Vergleichung mancher Erzählungen von beiden Seiten das Wahrscheinlichste.

Zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlin, der jetzt verstorbenen Kaiserin Katharina der Zweiten, waren schon früher bei Lebzeiten Elisabeths kleine häusliche Mißhelligkeiten entstanden, welche Elisabeth jedesmal gütlich wieder zu schlichten wußte. Wer kann über die Streitigkeiten zwischen Eheleuten entscheiden? Die Ursachen liegen meistens auf beiden Seiten. Katharina war gewiß nicht nach Rußland gekommen um zu regieren; sondern um froh und glücklich zu leben; und dazu ist wohl schwerlich das Tragen einer Krone der wahrscheinlich richtige Weg. Man stelle sich vor eine junge, liebenswürdige, geistreiche Frau, mit allen Reitzen ihres Geschlechts, und allen Ansprüchen auf Glückseligkeit, die sie nicht findet, allen Hoffnungen auf Lebensgenuß, die sie getäuscht sieht; und man wird ihre damalige Lage wahrlich nicht beneiden. Der Kaiser vernachläßigte sie, wie er die ganze Nation vernachläßigte, und das machte sie der Nation theuerer: wer kann entscheiden, ob sie diese Zurücksetzung verschuldet hatte? Der Kaiser machte durch jeden seiner Schritte die Lage für sich und seine Verhältnisse täglich kritischer. Der Krieg mit Preußen war geschlossen, welcher der Nation nicht

zuwider war, und alle gewonnenen Vortheile waren zurückgegeben, mit beispielloser Großmuth zurück gegeben worden. Nun wollte er mit aller Anstrengung einen neuen aus persönlicher Feindschaft gegen Dänemark unternehmen, der der Nation verhaßt war. Die Kassen waren erschöpft, die Armeen hatten gelitten, das Volk war unzufrieden, und seine besten Minister hatten alle Mühe ihm die Unternehmung abzurathen. Er vernachlässigte die alten braven Russischen Soldaten, die unter seinen großen Ahnherrn Peter dem Ersten die Russische Macht erst fest gegründet, sich Ruhm und Ehre erfochten hatten, und nun auf Achtung billigen Anspruch machten; er hing dagegen an seinen Deutschen, welche weiter noch keinen Verdienst hatten, als daß sie ziemlich nach der Schnur auf dem Platze manövrirten. Es muß durchaus eine Nation kränken, wenn ihr Herrscher ihre Treue und Anhänglichkeit nicht achtet, und sich sogar in Ansehung seiner Sicherheit auf Fremdlinge zu verlassen scheint. Nicht zu verwundern ist es also, wenn besonders das Militär es übel empfand, daß sich der Kaiser so wenig um sie bekümmerte, als ob ihm an ihrer guten Meinung wenig gelegen wäre. Peter hatte ferner unterlassen, zur Krönung nach Moskau zu gehen, und sich durch eine dem Volke so wichtige Ceremonie der Treue und Anhänglichkeit des Kerns der Nation zu versichern. Auch ist es wahrlich keine leere Einbildung; denn das Volk kann mit Recht erwarten, daß es den Mann kennen lerne, dem es ohne Einschränkung gehorchen soll. Alle diese Hauptumstände, mit einer Menge sich täglich vermehrender kleinerer Unannehmlichkeiten, setzten die meisten Russen gegen den neuen Kaiser in die übelste Stimmung.

Der Verfasser hat nun hier eine sehr mißliche Periode, den Sturz Peters und die Thronbesteigung seiner Gemahlin Katharina der Zweiten, zu erzählen. Die Feinde Katharinens brechen gewöhnlich bei dieser Gelegenheit in Verwünschungen und

Läſterungen gegen ſie aus, und bemühen ſich, das ganze Gemälde mit den grellſten, ſchwärzeſten Farben zu zeichnen, und ihren Charakter in das häßliche Licht zu ſetzen. Andere, die durchaus ihre blinden Verehrer ſind, gehen entweder mit Stillſchweigen über die Kataſtrophe hin, oder berühren ſie wohl gar mit Enkomien. Mich däucht, daß weder die einen noch die andern ihrem wahren Charakter Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Freilich wäre wohl das ſicherſte, von dergleichen Sachen weder zu ſprechen noch zu ſchreiben. Aber wie ſollte der wahrheitliebenden Menſchheit gerathen werden, deren Wohl auf Freiheit und Freimüthigkeit beruhet, wenn jeder nur ſeine eigene Gemächlichkeit und Sicherheit zum letzten höchſten Geſichtspunkte machen wollte? Wenn ſich die Großen nicht ſcheuen zu handeln, warum ſollte ſich der rechtſchaffene Mann, ſey er noch ſo klein, fürchten, über ihre Handlungen zu urtheilen? Wenn es jetzt niemand wagt mit Wahrheit hervorzutreten, ſo tritt vielleicht nach einem Jahrhundert ein entgegengeſetzter Enthuſiaſt auf, und ſpricht Schmähungen ohne Grund. So erbittert auch die große Menge der Ruſſiſchen Nation gegen Petern war, ſo wäre es doch ohne die entſchloſſenſten Kabale, Parteyſucht und den unbegränzten Ehrgeitz mehrerer Individuen ſchwerlich zum Ausbruch gekommen, und ohne den Muth und die größte Kühnheit der Anführer nicht durchgeſetzt worden. Geſetzt auch, daß alle Fehler, welche man der perſönlichen Aufführung Peters des Dritten Schuld giebt, wirklich wahr und nicht zur Hälfte übertrieben waren, und daß ſeine öffentlichen oben erzählten Maaßregeln in dieſer gefährlichen Epoche die Kriſe ſehr hoch getrieben, ſo gehörte doch Zeit oder eine ganz nahe Veranlaſſung dazu, die endliche Kataſtrophe herbei zu führen. Dieſe gab Peter durch ſeine Übereilung ſelbſt. Das allgemeine und beſondere Benehmen des Kaiſers konnte ihm die Liebe und Zärtlichkeit einer ſo gefühlvollen und ausgebildeten Dame, wie ſeine

Gemahlin war, unmöglich ganz erhalten; und er selbst that alles mögliche seine eigene Abneigung recht sichtbar zu machen. Es wird versichert, daß er schon die Maaßregeln genommen hatte sich von ihr zu trennen; und Trennung und Verzicht auf allen künftigen Lebensgenuß ohne Freiheit, noch dazu unter der größten Gefahr, ist in solchen Verhältnissen eins. Natürlich war es also, daß sich eine Menge Mißvergnügte nicht allein an die Kaiserin anschlossen, und jede Handlung und Äußerung ihres Gemahls in ein noch verhaßteres Licht setzten; und unter diesen waren wild entschlossene, unbändige, abentheuerliche Seelen, an denen es in allen Konjunkturen nirgends, und besonders in Rußland nicht fehlt. Friedrich der Zweite hatte seinem Freunde Peter verschiednemal mit der innigsten Vertraulichkeit geschrieben, er möchte sich vor zu schnellen Schritten hüten, die Nation schonen, und vorzüglich gegen seine Gemahlin mit Güte und Klugheit handeln. Aber Peter schien nicht geneigt zu seyn, auf eine glimpfliche Weise gut zu machen, was er vorher schlimm gemacht hatte. Sein Benehmen dauerte ohne Mäßigung in seinen Gesinnungen fort, und die Sache mußte schnell zu Extremen kommen. Vermuthlich hätte die Kaiserin gegen ihren Gemahl nie etwas unternommen, wenn die heftigsten, ausschweifendsten Parteygänger, deren ganze Rettung nun an einem großen Wagstücke hing, sie nicht zu ihrer eignen Sicherheit dazu gezwungen hätten. Die Nachrichten derjenigen, die sie in ihrer damaligen Lage können gesehen haben, sagen alle, daß sie mit sich in dem fürchterlichsten Kampfe gewesen. Man setze sich unbefangen an ihre Stelle. Eine Frau mit den entschiedensten Vorzügen und Talenten des Geistes und den gerechtesten Ansprüchen auf alle Glückseligkeit der Erde; auf dieser Seite die unüberwindliche Abneigung eines Gemahls, dessen Herz sie durch nichts wieder zu gewinnen hoffen darf, und der entschlossen ist, sie auf eine Weise von sich und der Welt zu entfernen, die ihr bitterer seyn mußte

als der Tod; und wer konnte ihr bürgen, daß nicht der Tod selbst im Hinterhalte lag? Jeder Menschenkenner weiß aus der Geschichte in solchen Verhältnissen das traurige Loos derer, welche das Schicksal auf eine solche Bahn geworfen hat. Auf der andern Seite sich und mehrere andere zu retten, und eine Krone zu nehmen, wie der Erdball keine mehr hat; die Hoffnung durch ihren großen Geist das Glück von Nationen zu machen, deren Namen sie vor zehen Jahren kaum wußte. Es blieb ihr keine Wahl übrig, als ihr Verderben oder die Herrschaft. Nun table sie der Moralist der finstern Stube. Er wird vielleicht zeigen, wie groß seine Weisheit ist, und wie eisern gerecht seine Forderungen sind; aber er wird auch zeigen, daß er den Menschen und seine traurigsten, verwickeltsten Kollisionen nicht kennt. Nach langem Kampfe mit sich selbst ward endlich Katharina mit einem Entschlusse Monarchin eines unermeßlichen Reichs, und ihre Regierung hat sie bei ihren Völkern gerechtfertiget. Die Garderegimenter, welche der Kaiser vorzüglich seine vielleicht gerechte, aber unzeitige Strenge hatte fühlen lassen, waren gewonnen; und diese übermüthigen Prätorianer hatten sich schon in vorigen Katastrophen, nach dem Exempel ihrer alten Vorgänger, mit ähnlichen Unternehmungen bekannt gemacht. Die Kaiserin mit ihrer Freundin, der Fürstin Daschkow, erschien mit aller ihrer herrscherischen Beredsamkeit muthig an ihrer Spitze, und man gab ihr die Kronen, als ob sie das Eigenthum der Leibwächter wären. Der Kaiser ward gezwungen eine Resignationsakte auszustellen. Die Ächtheit wird nicht bezweifelt, und so bald die Ächtheit bewiesen ist, ist jedermann geneigt, ihre Wahrheit anzuerkennen. Ein weiser Mann hätte sich nicht in die Katastrophe gestürzt, und ein muthiger entschlossener Mann hätte sich glücklich heraus gewunden, oder wäre ehrenvoll darin umgekommen. Wer nicht Muth zu sterben hat, ist zu keinem Volksbeherrscher geboren. Es blieben dem Kaiser noch manche Ausflüchte übrig,

die er mit Gegenwart des Geistes hätte benutzen können. Das Volk in Moskau und die Gouvernements des tiefern Rußlands hätten ihn, trotz ihres Widerwillens, gewiß aufgenommen und beschützt; so fest ist immer die Treue und Anhänglichkeit dieser braven Nation an ihre Beherrscher. Die Armee in Deutschland würde mit Stolz für ihn geschlagen haben; denn das Gefühl des Rechts ist trotz allen Beleidigungen nicht aus den Herzen der Menschen zu tilgen. Beide Wege hätte Peter noch frühzeitig genug wählen können. Selbst in Petersburg hatte er bis zum letzten Augenblicke, wo alles verloren war, treue, wackere, bis zum Tod entschlossene Männer um sich, und es wäre vielleicht durch einen einzigen Schritt alles wieder zu gewinnen gewesen. Der alte Feldmarschall Münch rieth dem unglücklichen Monarchen dringend, sich den Soldaten und vorzüglich der Artillerie zu zeigen, und wagte es, zu versichern, daß kein einziger sich unterstehen würde, gegen den Kaiser zu fechten: er selbst wollte vor seinem Herrn hergehen, und als Soldat und General und treuer Unterthan mit seinen alten Kameraden sprechen. Der Unentschlossene war zu nichts zu bewegen; die Periode verfloß, und seine Feinde hatten sie benutzt. Er war Gefangener, und alle seine treuesten Anhänger sahen sich genöthiget ihn zuletzt zu verlassen, da er sich selbst verlassen hatte. An den Gränzen bei Reval und Riga waren sogleich die thätigsten Maaßregeln für die neue Monarchin genommen. Eine Partey hatte die Katastrophe gewünscht und befördert; die andere wagte keinen gefährlichen Widerstand, da sie dabei für sich nur sehr wenig Hoffnung hatte. Für die bloße kalte Gerechtigkeit schlagen, fordert die Seele eines Cato; gewöhnliche Menschen haben dafür keinen Sinn. Nur Eigennutz oder irgend eine gewöhnliche Leidenschaft giebt gewöhnlichen Menschen Enthusiasmus. Einige Tage nachher starb der Kaiser in Ropscha, und sein Tod schlug jede Bewegung nieder, die man zu seinem Vortheil vielleicht noch gemacht hätte.

Daß es bei der Gefangennehmung Peters Gewaltthätigkeiten gegeben, ist wohl außer Zweifel; man nennt in Rußland noch die Männer, die dabei Hülfe leisteten: daß aber der Tod des Kaisers gewaltsam gewesen, ist, wie ich glaube, nicht wahrscheinlich, wenigstens nicht zu erweisen. Daß ihn die Männer am neueu Ruder wünschten, ist ganz begreiflich; und daß sie das ihrige dazu würden beigetragen haben, leidet eben so wenig Widerspruch. Für Leute die zu einem solchen Unternehmen die Hände nicht allein bieten, sondern aufdringen, ist keine Maaßregel mehr zu gewaltsam. Alle Umstände zusammen genommen, hat Peter zwar durch Gewaltthätigkeit die Regierung, aber nicht das Leben verloren. Die Natur mußte seinen Feinden vom Anfange bis zum Ende helfen, und seine moralischen und physischen Schwachheiten ihnen den glücklichen Ausgang sichern. Es ist sehr leicht zu begreifen, wie der Kaiser in dieser traurigen Lage bald das Opfer seiner Leiden ward. Sein Zorn, seine Heftigkeit, und nun seine Ohnmacht und seine Verzweiflung, mußten aus seiner Seele seinen Körper fürchterlich angreifen. Seine Diät war niemals sehr abgemessen gewesen, und er war dadurch manchen Übeln der Natur mehr ausgesetzt als gewöhnlich, so daß er oft schmerzlich an Kolik und Hämorrhoiden litt. Man nehme dazu den Kummer, die Angst, die Qual der Ungewißheit, die Unbequemlichkeit und für ihn üble Beschaffenheit der Zimmer, in welchen er sich befand; mußte seine Krankheit nicht mit doppelter Stärke zurückkehren? Und bei einem solchen Zufalle kann die unschuldigste Speise verderben, die geringste Vernachlaßigung Tod werden. Freylich kann nicht bewiesen werden, daß seinen Ärzten und Bedienten keine Vernachläßigung zur Last gelegt werden kann, und daß man in seiner Gefangenschaft eine sehr humane theilnehmende Sorgfalt für ihn getragen habe. Auch ist gewiß sein Ende seinen Feinden, und in diesen Verhältnissen einem großen Theile der Nation, nicht unwillkommen gewesen,

wenn es gleich nicht gewaltthätig herbei geführt worden ist. Sey alles wie es wolle, so lästert man den Charakter seiner Gemahlin, wenn man sie zur Urheberin oder nur zur Mitwirkerin seines Todes macht. Es ist bekannt, mit welcher Angst, und unter welchen Thränen die Monarchin während dieser ganzen Periode lebte, und wie viel man Mühe hatte, sie nur etwas aufzuheitern. Menschen, die sich eines überlegten Verbrechens bewußt sind, sind selten der Thränen fähig. Auch ohne die letzte Gewaltthätigkeit verlor der unglückliche Monarch doch sein Leben in der Revolution; und die Kaiserin war durch die unglückliche Verbindung der Umstände, wenn gleich nicht Ursache und Veranlassung, doch wenigstens Gelegenheit des ganzen Unglücks. Den zärtlichen Gemahl durfte sie nicht beweinen: denn dieser war er nie gewesen: aber den Menschen und den ihr so nahen Unglücklichen beweinte sie. Es würde ihr Herz entehrt haben, wenn sie nicht geweint hätte. Die Herrscher der Erde mögen noch so groß seyn; sobald sie die menschlichen Gefühle verloren haben, sind sie für unsere Menschheit von keinem Werth mehr. Der Kaiser wurde nach der gewöhnlichen öffentlichen Parade feierlich beigesetzt; und es war so ruhig, als ob Katharina gesetzmäßig den Thron ihrer Väter bestiegen hätte. Daß der Tod des Kaisers das Reich von innerlichen Unruhen und Zerrüttungen rettete, ist gewiß; denn man kann aus dem Aufstande des Betrügers Pugatschew sehen, wie viele Anhänger sich für ihn noch hätten erheben können.

Wenn kein rechtlicher Mann den Antritt der Regierung der Kaiserin Katharina der Zweiten loben kann, und zufrieden seyn muß, sie mit den traurigen Konjunkturen und der entsetzlichen Kollision, in welcher sie war, zu rechtfertigen, oder doch zu entschuldigen, so wird ihr nachher der Beifall eines jeden desto öfter und lauter folgen müssen: denn nie hat wohl ein Mann, und noch weniger ein Weib, in so großen, glänzenden, gefahrvollen Verhältnissen, mit so viel Muth, so viel Standhaftigkeit und Weis-

heit zur Wohlthat für so viele Völker gewirkt und gearbeitet, wie diese Monarchin.

Bisher war Katharina meistens nur erschienen, wie sie erscheinen mußte, wie die unglückliche Verwickelung der Staatshändel es verlangte: nunmehr erschien sie, wie sie war; denn niemand konnte ihr Gesetze geben, anders zu seyn; und viele Millionen segnen sie, daß sie so war. Der Verfasser hat schon oben erklärt, daß er mehr kosmisch als historisch sprechen wird: man erwarte also von ihm keine ununterbrochene dokumentirte Erzählung aller Begebenheiten, die sich während ihrer so merkwürdigen Regierung zugetragen haben. Dieses kleine Buch soll nichts mehr seyn, als eine peripathetische Berührung der Geschichte; die Geschichte selbst mögen Männer liefern, die des Verfassers Wahrheitssinn, aber mehr als seine Kunde von der Sache besitzen.

Die erste öffentliche Verhandlung der Kaiserin Katharina der Zweiten nach ihrer Thronbesteigung war mit Preußen. Jedermann war aufmerksam, welche Rolle die neue Monarchin bei dem großen Trauerspiele des deutschen Kriegs übernehmen würde. Katharina durchsah mit schnellem, scharfem Blicke die Zusammenkettung der Politik, und wählte mit richtiger Bestimmung die heilsamsten Maaßregeln für ihre Staaten. Sie rief zwar ihre Hülfstruppen von der preußischen Armee zurück, bestätigte aber den Frieden mit dem Könige Friedrich in allen Punkten, wie ihn der verstorbene Kaiser geschlossen hatte. Dadurch sagte sie sich weislich von aller Theilnahme an Händeln los, die für sie vor der Hand kein näheres Interesse haben konnten, und ward mit entscheidendem Gewicht wohlthätige Friedensvermittlerin. Sie hatte sich von den guten Gesinnungen Friedrichs des Zweiten überzeugt; es war ihr aber eben so wenig daran gelegen, ihn noch mächtiger zu machen, als ihn unterdrücken zu helfen. Rußland hat unerschöpfliche Quellen und ungeheure Kräfre; es kann alle seine Fehden allein ausfechten, und in fremden befugten Ge-

schäften mit Würde und Nachdruck sprechen. Katharina hat dieses gewußt und gezeigt. Ich will fortfahren ihre öffentlichen politischen Unternehmungen zu erzählen; und es wird ganz deutlich werden, daß in allen ihren Gesinnungen und Entschließungen Konsequenz, das heißt Gerechtigkeit, und zuweilen gar Billigkeit und Großmuth ist.

Diejenigen, welche gewöhnlich mit so vielem Feuereifer wider die Ungerechtigkeit der Könige und Regenten sprechen, und bei jedem Schritte ihnen hartherzigen Ehrgeitz und grausame Willkühr vorrücken, bedenken nicht, daß Gerechtigkeit zwischen Völkern aus einem andern Gesichtspunkte und nach einem andern Maaßstabe genommen werden muß, als zwischen Bürger und Bürger. Nationen leben gegen einander in dem Zustande der Natur und können vermöge des Vernunftbegriffs nie anders leben: die Bürger befinden sich in den Verhältnissen der gesetzlichen Geselligkeit; und die meisten Vergleichungen, die man aus den bürgerlichen Rechten gewöhnlich zur Erläuterung des Völkerrechts nimmt, sind eben deßwegen durchaus nicht richtig. Der Bürger wagt nach einer guten vernünftigen Verfassung nichts, wenn er die Gefahr abwartet; die Staaten wären oft verloren, wenn sie dieses thäten. Der Bürger hat zur Entscheidung seines Zwistes Gesetz und Tribunal zur Sicherheit; die Nation hat nichts als ihre eigenen Kräfte und Klugheit zum Schutz und zur Wache für die ihrige. Der Bürger muß jeden voraus für seinen Freund halten, bis er das Gegentheil erfährt; die Nation hat gerechte Ursache, jeden Nachbar als Feind in Argwohn zu haben, und kann nur selten sich gewiß vom Gegentheil überzeugen. Gesetze können zwischen Völkern nicht bestehen, weil keine entscheidende Macht da ist, den Übertreter zu bestrafen, oder überhaupt den Willen des Gesetzes mit Zwang zu vollziehen. Aus diesen traurigen, unsichern Verhältnissen entspringt die Politik; eine Kunst, die zwar für den moralischen Menschen keinen sonder-

lichen Werth hat, die aber doch bei weitem den schlimmen verhaßten Kredit nicht verdient, in dem sie bei den meisten kurzsichtigen Wohldenkenden steht. Das sich kreuzende Interesse der Völker und ihre sich streitende Sicherheit erzeugt alle Angenblicke Kollisionen, über die kein anderer Richter aburtheln kann, deren Entscheidungen aber ihnen zu ihrer Existenz doch höchst wichtig und oft wesentlich sind. Es muß hier nothwendig die ultima ratio regum eintreten. Kriege sind die Prozesse der Völker, wo leider die Gerechtigkeit nicht mehr bestimmen kann. Freilich würde die Menschheit dann sehr glücklich seyn, wenn unter den Bürgern wenig Prozesse und unter den Völkern wenig Kriege mehr wären; aber wenn wird je diese goldne Zei terscheinen können? Man beschuldige nicht die Monarchen, daß dieses entsetzliche Übel vorzüglich durch ihren Ehrgeitz die Menschheit doppelt drückt. Die Geschichte zeigt, daß ohne Ausnahme in und zwischen den Republiken die Kriege weit häufiger, blutiger, erbitterter und grausamer waren. Die unselige Nothwendigkeit derselben scheint in der menschlichen Natur zu liegen: die Philosophen, welche uns das Gegentheil beweisen wollen, widerlegen sich selbst durch die ewigen Streitigkeiten, welche von Trismegist bis auf Kant in ihrer Vernunftrepublik beständig geherrscht haben. Wie in dem bürgerlichen Leben die Händel oft schon so verwickelt sind, daß Ein Prozeß mehrere folgende veranlaßt, wo jede Partey bona fide Recht zu haben glaubt; eben so entstehen in Völkerverhältnissen nicht selten Kriege aus Kriegen, bei welchen selbst der unparteyische Beobachter nicht im Stande ist zu bestimmen, auf welcher Seite mehr Gerechtigkeit oder mehr Ungerechtigkeit liegt. Das sehen wir oft an den Parteyen, die sich in ganz fremden Ländern für oder wider auswärtige Händel formiren, die durchaus für die Disputirenden kein Interesse haben können, das Bezug auf ihren Eigennutz hat. Ein Monarch ist schon durch die Natur verbunden, es mag ein aus-

drücklicher Staatsvertrag vorhanden seyn oder nicht, das ganze Wohl aller seiner Völker wahrzunehmen, ihre Sicherheit und ihre Ruhe zu begründen und zu schützen, und alles abzuwenden, was nur einem einzigen Individuum Eintrag in seine Gerechtsame innerhalb oder außerhalb thun könnte. Das Zuvorkommen und Abwenden der Gefahr ist also keine Chimäre, kein Attentat in das Völkerrecht, wenn es nicht über alle vernünftige Gränzen menschlicher Besorgnisse ausgedehnt wird. Die Zeitgenossen sind meistens zu leidenschaftlich, um ohne Parteylichkeit über alle Befugnisse der Parteyen ganz richtig zu bestimmen: aber die Nachwelt, ohne alles Interesse als das Interesse der Wahrheit, läßt gewöhnlich Gerechtigkeit widerfahren, rügt die Fehler ohne Bitterkeit, und lobt ohne Enthusiasmus und Schmeichelei. So sehr Friedrich der Zweite vor vierzig Jahren in den meisten Provinzen Deutschlands und in den benachbarten Reichen unter den schrecklichsten Verwünschungen geschmäht wurde, so sehr ist nun, nachdem die Scene geschlossen und die ruhige Überlegung wieder an ihrer Stelle ist, jedermann mit ihm über den Anfang des siebenjährigen Krieges ausgesöhnt. Er war höchst wahrscheinlich verloren, wenn er die Unternehmungen seiner Feinde zur Reife gedeihen ließ. Durch diesen Satz allein ist er gerechtfertiget: **bonum publicum suprema lex**; und ohne Sicherheit ist keine feste Ruhe, keine Glückseligkeit. Wenn wir die ganze Geschichte der Völker durchgehen, und die Kriege mit ihren Ursachen und Folgen mit kalter Überlegung untersuchen, so werden wir zwar viel traurige Zerrüttungen und Verwüstungen, und die Menschheit oft auf ihrer allerniedrigsten Stufe treffen, aber bei weitem nicht so viel allgemeine fest entschiedene Ungerechtigkeit finden, als die gutherzigen sentimentalen Moralisten der kleinen Sphäre in ihren Klagen aufstellen. Wenn es ausgemacht ist, daß die Schrecken und Gräuel des Krieges uns meistens den Auswurf der Menschheit zeigen; so

ist es im Gegentheil nicht minder gewiß, daß große Männer in ihrer ganzen Kraft, durch Muth, Entschlossenheit und Menschlichkeit, zur Ehre unseres Geschlechts und zur Wohlthat ganzer Generationen oft nur auf dem Kriegstheater sehen lassen konnten, daß sie das waren, was sie waren. Die Menschen sind aus einem allgemeinen Gefühl ihres eigenen Unwerths immer geneigt mehr zu entstellen, als zu verschönern; und wenn also Hannibal, Scipio, Mark Aurel, Kastriot und andere nicht die Tugendmuster waren, für welche sie gelten, so waren auch Tarquin, Attila und Tilly nicht die Wüthriche, zu welchen man sie gestempelt hat. Alexander hat nicht dadurch den Haß aller Edlen verdient, daß er Asien eroberte, sondern durch seine übrigen schlechten persönlichen Eigenschaften, durch welche er eine Satire auf die Erziehung des Aristoteles machte. Sein Vater Philipp war ohne Zweifel ein feiner, obgleich ziemlich menschlicher Tyrann, der trotz den Athenienischen Rednern auf ihre Kosten seinen Vortheil sicher berechnete; wenn man ihn nicht vielleicht damit rechtfertigen kann, daß seine Sicherheit neben den blühenden feindlich gesinnten Griechischen Republiken auf keine Weise bestehen konnte. Er wurde bei Chäronea Meister aller unfreundlichen Nachbarn, und sein Sohn erbte von ihm das Oberkommando in den Feldzügen gegen den Erbfeind des Griechischen Namens. Sollte Alexander der Macedonier als Grieche warten, bis wieder ein Xerxes eine Brücke über den Hellespont schug, und seine Myriaden mit mehr Klugheit und also mit mehr Glück herüber führte, als zu den Zeiten des Treffens bei Salamis? Niemand darf ihn verdammen, daß er mit seiner Handvoll Macedonier die ungeheuern Armeen der Morgenländer besiegte, ihre Herrschaft vernichtete, und die Griechen als seine Blutsverwandten wenigstens vor dem Joche einer Nation sicherte, welche sie haßten und für Barbaren hielten. Man kann aus den Griechischen Rednern sehen, was man selbst in Griechenland von der

Unternehmung dachte. Die Expedition ist nach allen Begriffen des Völkerrechts leicht zu rechtfertigen; und der Ausgang erwarb dem Anführer billig den Beinamen des Großen. Aber seine Unmenschlichkeit gegen den Arzt eines verstorbenen Generals, der sich höchst wahrscheinlich durch seine Unmäßigkeit und Ausschweifung umgebracht hatte; seine Wuth gegen seinen Freund Klythus, der es wagte zur Zeit Wahrheit zu sprechen, und den er mit eigener Hand bei dem Feste tödtete; der Unsinn, mit welchem er auf Anstiften einer Hure Persepolis verbrannte, stempeln sein Andenken mit Tyrannei, so wie ihn seine Bothschaft nach Jupiter Ammons Tempel zum Narren macht. Wir haben in der Menschenkunde wenige Kriege, die blos Eroberungssucht zum Grunde gehabt hätten, obgleich aus manchem Anfangs gerechten Kriege durch den glücklichen Fortgang endlich Eroberungssucht wurde. Man könnte immer noch zur Ehre der Menschheit ein Buch schreiben, um dieses zu beweisen. Einige Exempel vom Gegentheile werfen den philantropischen Satz nicht um: die beiden auffallendsten Beispiele wurden größten Theils von religiösem Fanatismus erzeugt, die traurigen Kreuzzüge der ganzen Christenheit nach Palästina, und die schändlichen Kreuzzüge der Spanier nach Amerika. Wenig Kriege sind geführt worden, wo nicht der größte Theil beider Parteyen wirklich überzeugt war das Recht auf ihrer Seite zu haben; und in den meisten würde es den erleuchtetsten, billigsten Richtern schwer geworden seyn, endlich zu entscheiden, wenn sich auch alle Parteyen ihrem Urtheile hätten unterziehen wollen. Das Recht ist selten ganz auf einer Seite, wie in Privatsachen so in öffentlichen Streitigkeiten; und es ist dem Menschen allgemein nur zu verführerisch, zur Unterstützung seiner Einsichten von der moralischen Darstellung in der Hitze zu dem Versuch seiner physischen Kräfte überzugehen. Man verzeihe mir diese etwas weitläuftigen Äußerungen; ich halte sie für nöthig, wenn man mit menschlicher Wahr-

heit über große Katastrophen des Menschengeschlechts urtheilen will. Ich kehre zu meinem Thema, Katharinens Leben, zurück.

Der Tod des Königes von Polen, Augusts des Dritten, veranlaßte wie gewöhnlich, wieder neue Unruhen in der Republik, und jeder der Nachbarn suchte natürlich bei diesen Conjunkturen seines Vortheils wahrzunehmen. Man würde hier etwas sehr überflüssiges thun, zu untersuchen, mit welchem Fug sich Fremde in die Wahl des Königes mischten, da es seit mehreren Jahrhunderten Gewohnheit war, daß benachbarte oder entfernte Fürsten entweder selbst Kandidaten waren, oder diesen oder jenen Bewerber durch ihr Interesse unterstützten Die unglückliche Verfassung, welche ihre Auflösung in sich trug, gab nur allzu viel Gelegenheit zu Kabalen und selbst Gewaltthätigkeiten aller Art von innen und außen. Die benachbarten Höfe und selbst die Polen befürchteten, das Haus Sachsen möchte nach und nach Mittel finden, die Krone zum Erbtheil zu machen. Peter der Erste und seine Nachfolger hatten bei der damaligen Lage der Dinge Ursache gehabt, den Fürsten aus diesem Hause in ihren Bewerbungen Hülfe zu leisten und ihre Wahl behaupten zu helfen. Jetzt war es den Höfen von Petersburg und Berlin gleich willkommen, daß man zu der Wahl eines Eingebornen schritt. In der Mitte der Polnischen Nation selbst waren einige vorzügliche Kandidaten aus den angesehenen Häusern Czartorinsky und Potocky, auf welche das Publikum seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte. Aber die Kaiserin Katharina unterstützte mit ihrem Interesse und ihren Armeen (gar kein neues Phänomen in Polen, wo die Parteyen selbst gewöhnlich bewaffnet erschienen und oft sehr blutige Händel hatten) den Grafen Stanislaus Poniatowsky, der seine Genealogie von dem Geschlechte der alten Piasten herleitete, und dadurch einem großen Theile der Nation schon sehr angenehm war.

Friedrich dem Zweiten war es einerlei, wer an der Spitze

einer Nation stände, von deren Militär er nicht eben die vortheilhafteste Meinung hatte, wenn es nur kein Sächsischer Prinz, und aus der Nation selbst kein Sobiesky war, den er in dem Grafen Poniatowsky zu vermuthen nicht Ursache hatte. Da sich Stanislaus Poniatowsky der Kaiserin Katharina der Zweiten bei seinem Aufenthalte in Petersburg während der Gesandtschaft zu empfehlen gewußt hatte, erreichte Friedrich dadurch, daß er seiner Wahl keine Schwierigkeiten in den Weg legte, noch den Vortheil, daß er einer wichtigen Nachbarin eine Gefälligkeit erzeigte, deren gute Gesinnungen gegen ihn nicht anders als sehr erwünscht seyn mußten. Stanislaus wurde gewählt, und seine Wahl behauptet, trotz den Widersprüchen, die sie bei den Gegenparteyen, und selbst bei einigen seiner Verwandten fand. Wenn die Kaiserin auch nicht alle nachherigen Ereignisse in diesem unglücklichen Lande voraus sah und beabsichtigte, so konnte sie doch als scharfsichtige Menschenkennerin wohl merken, daß der neue König ihr auf keine Weise ein gefährlicher Nachbar werden würde; und niemand kann und darf sie tadeln, daß sie einen solchen Kandidaten unterstützte, von welchem sie für sich und ihre Staaten am wenigsten zu befürchten hatte. Was Poniatowsky nachher als Mann und Patriot hätte thun sollen, gehört nicht hierher. Friedrich der Zweite, der denn doch der Freundschaft und Klugheit auch zuweilen auf Kosten der Wahrheit etwas opferte, wie man aus seinen Urtheilen über Peter den Dritten und Stanislaus Poniatowsky sehen kann, bekümmerte sich weiter um die Händel nicht, als in so fern er wieder seinen Vortheil daraus ziehen konnte. Aber für die Kaiserin wurde diese Königswahl, die sie mit ihrem Ansehen durchgesetzt hatte, der Grund und die Veranlassung aller folgenden Händel, die sie während ihrer ganzen thatenvollen Regierung gehabt hat: und so war vielleicht ein vorüber gehendes Wohlgefallen an der einnehmenden Miene des Grafen für Katharinen

in der großen Kette der Dinge die Bedingung ihrer ganzen Größe in auswärtigen Händeln. Die Folge zeigt in allen Verwickelungen, daß wahrscheinlich von allem, was geschah, nichts geschehen seyn würde, wäre Stanislaus Poniatowsky nicht König von Polen geworden; und wie geringfügig waren die zusammen treffenden Umstände, die ihn zum Könige machten!

Die Mißvergnügten suchten, wie zu erwarten war, dem neuen Könige jeden Schritt zu erschweren; und Poniatowsky war nicht der große Mann, der durch seinen Geist, seinen Muth, seine Standhaftigkeit, seinen unerschütterlichen, uneigennützigen Patriotismus die Parteyen für sich hätte vereinigen können. Er sorgte mehr für seine Familie, als für das Wohl und die Ehre des Reiches: Nepotismus verderbet sogar die Regierungen der Päpste; welche Folgen konnte sie hier bei der Konkurrenz ehrgeiziger Magnaten haben! Es schien sodann, als ob er bei jedem wichtigen Schritte sich ängstlich bedächte, ob man ihn in Petersburg und Berlin auch billigen würde; welches freilich bei keiner Maaßregel der Fall seyn konnte, die der polnischen Nation wirklich ersprießlich war; so sehr kollidirten die Vortheile der damals noch mächtigen polnischen Nation mit den Vortheilen ihrer Nachbarn. Die Dankbarkeit des Königs Stanislaus Poniatowsky war Verbrechen; der König hat nur Pflichten gegen sein Volk; jedes Gefühl, das diesen widerspricht, ist Verrath. Ein Mann, wie Sobiesky, hätte gewiß die Nation bei ihrem alten Ruhm in jeder Rücksicht erhalten, und ihr vielleicht neuen gegeben; so viel hatte die Republik damals Kräfte und Hülfsmittel: Poniatowsky hat sie dahin gebracht, wo sie jetzt steht. Mit Muth, Beharrlichkeit und wahren Patriotismus hätte er endlich alle Parteyen der Nation vereiniget, und ihre Nachbarn hätten sie nicht angetastet: durch seine beispiellose Unentschlossenheit hat er, und nur er allein, sein Vaterland zur endlichen Auflösung gebracht. Jedermann weiß, zu welcher fürch-

terlichen Höhe die Unordnungen in den Jahren 1768 und 1769 in diesem unglücklichen Reiche gestiegen waren, wo Bruder gegen Bruder mit aller Erbitterung und Unversöhnlichkeit der Parteysucht focht, wo einer den andern plünderte, und die Heerstraßen mit Räubern besetzt waren, und wo nur die Hütte sicher war, in welcher man nichts mehr von Werth zu finden hoffte. Jedermann wußte, daß es so nicht recht war; aber niemand konnte in der Angst sagen, wie es besser seyn sollte. Jeder kleine Parteygänger hatte seine hirnwüthigen Entwürfe. Obgleich Religionsenthusiasmus nicht in dem Charakter der Nation liegt, so wurden doch die armen Dissidenten gelegentlich das Opfer der Parteyen. Die Kaiserin war endlich genöthiget, zur Sicherheit des Königes und zur Rettung der Dissidenten, die bei den Unruhen am fürchterlichsten litten, ihre Truppen einrücken zu lassen, um wo möglich Ruhe zu schaffen. Die Schlägereien dauerten einige Zeit mit Hartnäckigkeit in dem ganzen Chaos von Reiche fort; und von beiden Seiten haben wir Beispiele von Grausamkeit, von Raubgier und Niederträchtigkeit, die dem Jahrhunderte ein Brandmal aufdrücken. Die Russen gewannen bald mit ihrem Anhang das Übergewicht, und endlich wurde die Ruhe wieder hergestellt, indem man der Nation ein Stigma aufdrückte, und ihr von drei Seiten einen Theil ihrer besten Provinzen nahm. Die Geschichte hat viele sonderbare Phänomene; aber sie hat kein diesem ähnliches, von solchen unsinnigen Zerrüttungen eines ganzen großen Volks, und von solcher lethaler Einigkeit der Nachbarn diese Zerrüttungen zu benutzen. Man war stumm vor Schrecken; und selbst auf zwei hundert Meilen schlug man ein Kreuz. Indessen die Sache ist geschehen. Friedrich hat selbst darüber gesprochen, und man sieht aus seinen Papieren, daß der Vorschlag zur Theilung nicht von Katharinen kam. Kosmisch genommen, war es unstreitig zur Wohlthat für die Menschheit. Die Kaiserin hatte mehrere Jahre Unruhe, Auf-

wand, Gefahren gehabt; die Kriese war so hoch gestiegen, daß der Unordnungen auf rechtlichen Wegen kein Ende zu sehen war. Sollte sie allein die gefährliche Großmuth auf Kosten ihrer Unterthanen haben, einer gewiß feindlichen Nation wieder die Mittel in die Hände zu geben, einst ihr furchtbar zu werden? Es mögen selbst liberale Politiker entscheiden. Wer kann Konjunkturen verbürgen? Es sind noch nicht zwei Jahrhunderte, daß die Polen in Moskau eben so stolz und despotisch, aber weit grausamer und unmenschlicher sprachen und handelten, als je die Russen in Warschau. Alle Polen öffneten bei dem Schlage die Augen zu spät: es war keine Rettung. Es wurde gesetzlich abgetreten, was man von allen Seiten mit den Waffen unter verschiedenem Vorwande genommen hatte. In Wien und Berlin machte man lange, künstliche Deduktionen, um seine Ansprüche zu beweisen. In Petersburg hätte man wahrlich besser beweisen können; man hätte nicht nöthig gehabt, so weit zurück zu gehen. Die abgerissenen Stücke gehörten Rußland noch im vorigen Jahrhunderte, und die Nation selbst sieht ohne Befehle des Ministeriums die Besitznehmung nur für eine Wiedererlangung an. Aber man spottete nicht der Unglücklichen durch einen Beweis, und ließ unterzeichnen. Die Polen sahen nun, was sie in Poniatowsky hatten, aber auch, was sie ihm dennoch hätten seyn sollen. Die Kaiserin hatte die Garantie ihrer Konstitution übernommen; denn es mußte ihr durchaus daran gelegen seyn, daß die Konstitution so fort bestand, wie sie war, mit allen ihren Fehlern und allem ihrem etwanigen Guten für Einzelne. Eine Nation ist schon halb unterjocht, wenn sie ihre Verfassung von einer fremden Macht garantiren läßt. Das hatten die stolzen Magnaten nicht erwogen, und es war zu spät, als sie es beherzigten. Diese Garantie, und nur allein diese Garantie, gab der Kaiserin nachher ein Recht, in den Händeln der ohnmächtigen Republik entscheidend zu sprechen.

Man wird mit gehöriger Aufmerksamkeit und Unparteylichkeit finden, wie alles auf einander folgt, und ganz natürlich folgte, ohne daß man den Charakter der Kaiserin mit Recht antasten könnte. Die Pforte konnte bei den Händeln in Polen und dem Gewinn Rußlands von dieser Seite allerdings nicht gleichgültig seyn: hätte sie aber politisch sprechen wollen, so mußte das wenigstens ein Jahr eher geschehen. Ein einziger Moment, gewonnen oder verloren, kann Reiche retten oder verderben, und kommt vielleicht in Jahrtausenden nicht zurück. Die Pforte nahm Gelegenheit zum Kriege, weil man in den polnischen Unruhen hinter Kaminiek die Gränze verletzt hatte, indem die Russen ein Korps von der Konföderation bis auf das Türkische Gebiet verfolgten. Die Türken fühlen das Bedürfniß klug zu seyn, sind es aber nicht. In Polen waren die Händel abgethan. Friedrich und Maria Theresia waren zufrieden, und halfen sorgen, daß unter den verzweifelten Sarmaten kein neues Feuer ausbrechen konnte. Wir kommen nun auf Perioden, wo Katharina und der Russische Adler in ihrer größten Glorie erscheinen, die zwei wichtigen türkischen Kriege. Wenn ich eine ausführlichere Kriegsgeschichte zu schreiben gesonnen wäre, hätte ich hier gewiß unerschöpfliche Materie in den Feldzügen der braven Armeen. Alle Begebenheiten aber sind noch neu genug, und ich habe nicht nöthig Thatsachen aufzuzählen, deren sich noch jeder Zeitungsleser erinnert. Wenn man auch das militärische Urtheil Friedrichs des Zweiten wollte gelten lassen, wenn er sagt: la guerre des Russes contre les Turcs, c'est la guerre des borgnes contre les avengles; so gilt es doch wohl nicht, wenn diese Einäugigen wider die hellsehenden Preußen selbst fochten; und das Andenken der kritischen Tage bei Frankfurt und Küstrin ist noch nicht verloschen. Die Armee behauptete und vermehrte den Ruhm, welchen sie sich von der Zeit ihrer Entstehung an unter Peter dem Ersten bis dahin er-

worben hatte. Volney, ein Mann, von dem man gewi nicht sagen wird, daß er aus Freundschaft den Russen geschmeichelt habe, spricht in seiner Parallele des Türkischen und Russischen Soldaten. Der größte Theil der Russen hat schon verschiedene Feldzüge gemacht, und ist an das Feuer gewöhnt. Die meisten Türken sind nie im Feuer gewesen. Das Türkische Fußvolk kommt fast nicht in Betrachtung; die Russische Infanterie ist die beste in Europa. Die Russen vertheidigen sich hartnäckig, und verlieren ihre Ordnung selbst in der Niederlage nicht. An der Spitze dieser Krieger fochten Gallizin und Panin; diese Armeen führte Romanzow, für welchen Friedrich selbst beständig die ausgezeichnetste Hochachtung äußerte und sich zu dessen persönlichen Bekanntschaft Glück wünschte, und den jetzt noch als ehrwürdigen väterlichen Greis die ganze Nation wie ihren allgemeinen Wohlthäter ehret. Die Russen, welche vor achtzig Jahren noch kein Boot gehabt hatten, verbrannten jetzt mit der größten Geschicklichkeit und der entschlossensten Kühnheit in der Bucht bei Tschesme die ganze Flotte der Herren des schwarzen Meeres, und sprachen den Thürmen Stambuls Hohn. Aller Widerstand, den die Feinde zu Lande thaten, war nicht hinreichend den Sieger zurück zu halten. Die kleinen Vortheile, welche die Muselmänner hier und da erfochten, waren von keiner Bedeutung. Romanzow, der die ganze Türkische Armee endlich bei Schumla förmlich eingeschlossen hatte, zwang den Großvezier alles zu unterschreiben, was er verlangte: und seine Forderungen waren so gemäßigt und billig, da er die ganze Macht des Türkischen Reichs in seinen Händen hatte, daß man sich wundern muß, wie den Russen und der Kaiserin persönlich noch der geringste Vorwurf gemacht werden kann. Da unsere Soldaten gegen die Russen nicht fechten wollen, schrieb der Mufti, so muß man Frieden schließen; und es war keine andere Rettung mehr übrig. Selbst der Türkische Kourier, welcher aus dem La-

ger des Großveziers nach Konstantinopel ging, reiste mit einem Russischen Passe. Der Friede wurde zu Kainardge geschlossen, und die Bedingungen, obgleich nicht so hart, als man nach der verzweifelten Lage der Sache erwarten durfte, setzten Europa in Erstaunen und die Galle der Neider in Bewegung. Die Russen erhielten ihren alten Wunsch, die freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere, nebst Assow und Kinburn mit den Distrikten. Die Krimm wurde von aller Abhängigkeit von der Pforte frei gesprochen. Einen so glorreichen Frieden hatte man den vorigen Feldzug in Petersburg selbst nicht gehofft: alles war Frohlocken. Die Russische Flotte hatte in Morea gelandet, und schon hatte man Ursache zu hoffen, die Rettung für den alten Peloponnes könne von den ehemaligen Scythen und Geten kommen. Gleich nach geschlossenem Frieden legten sich, um ihre neuen Rechte zu üben, mehrere Russische Fregatten, die aus dem Archipelagus kamen, auf der Rhede von Konstantinopel vor Anker, und eine Menge Russischer Kauffartheyschiffe folgte ihnen. Diese Erniedrigung mußte allerdings der hohen Pforte schmerzlich seyn: aber diese Völkerereignisse sind nicht ungewöhnlich; es ging selbst den stolzen Britten gleich nach dem Pariser Frieden nicht anders, wo mit der zurückkehrenden Englischen Flotte mehrere Amerikanische Fregatten mit der neuen Staatenflagge auf der Rhede von Deal zugleich ankerten.

Der Friede wurde geschlossen, wie alle Frieden, weil er geschlossen werden mußte. Die Türken wollten ihn sodann nicht halten. Die Russen bestanden natürlich pünktlich auf der Vollziehung aller Bedingungen; und diese immer höher steigenden Trakasserien wurden endlich die Ursache zu dem neuen Bruche im Jahre 1787. Die Sache ist so leicht und einfach, daß ich gar nicht einsehe, wie das Publikum es der Kaiserin nur im geringsten hat zum Tadel anrechnen können, daß sie auf Friedensbedingungen bestand, die ihre Truppen erfochten, und die

man von der andern Seite bewilliget hatte. Der Friede hatte doch wohl seine Gültigkeit, oder es hat sie keiner; denn kein einziger Friedensschluß ist ein reines freiwilliges Paktum. Rußland gewann freilich außerordentlich in jeder Rücksicht. Aber war die Ursache des Krieges, den die Pforte selbst angefangen hatte, von Seiten Rußlands denn wirklich ungerecht? Hätte nicht Rußland eben so viel verlieren können, als es gewann? Und hätten sodann die Türken mit Gerechtigkeit nicht eben so hartnäckig auf den Punkten bestanden? Der Khan von der Krimm wurde nun noch auf manche Weise von der Pforte in seiner Unabhängigkeit beeinträchtiget, und konnte eben so wenig seine wilden Landsleute abhalten, daß sie nicht immer fort von Zeit zu Zeit nach ihrer Gewohnheit die Russen beleidiget hätten. Es entstanden daraus beständig neue verdrießliche Händel, die meistens zum Vortheil der Russen ausschlugen, welche die Linien von Perekop umgingen, und sich bald in der ganzen Halbinsel festsetzten. Der Khan, aller Unruhen müde, übergab seine ganze Herrrschaft der Kaiserin gegen eine Pension. Nun hatte die Pforte durch ihr Ungestüm die Krimm aus einem freien unabhängigen Staat, wie es im Frieden abgeschlossen war, gar zu einer Russischen Provinz gemacht. Ehemals hatten die Tartarn, als Türkische Vasallen, nach ihrer wilden Lebensart ohne Völkerrecht beständig die angränzenden Russischen Gouvernements beunruhiget, und es war oft bloß wegen dieser unbändigen Leute zwischen Rußland und der Pforte ernsthafter Zwist gewesen: nunmehr spielten die Russen ein sehr leichtes Spiel, da die Türken rechtlich sie auf keine Weise mehr unterstützen durften. Die Tartarn unterließen ihre Streifereien nicht, und die Russen hatten nunmehr die Freiheit diese beschwerlichen Gäste zu bewirthen, wie sie es verdienen, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß sie die Territorialgerechtsame der Türken verletzten. Als der Khan die Regierung niedergelegt

hatte, begab sich die größere Menge seiner kriegerischen Nation als Russische Unterthanen in Ruhe; die übrigen suchten durch die Auswanderung ihr Heil tiefer in Asien. Obgleich die Russen eigentlich weiter nichts thaten, als wozu sie nach den Friedensartikeln zu Kainardge Fug und Recht hatten, so stieg doch bei den noch stolzen Türken die Erbitterung jeden Tag, und die Russischen Schiffsleute, welche vermöge des Friedens an allen Orten dort frei ihr Wesen trieben, waren manchen Beleidigungen ausgesetzt. Man hatte in Konstantinopel zwar auch den Muth, aber nicht mehr die Energie, wie unter Mahomed dem Zweiten oder Soliman dem Zweiten, und das Kriegssystem hatte sich seit der Zeit durchaus verändert. Es war voraus zu sehen, daß es bald wieder zum Bruche kommen mußte. Die Türken konnten ihren Verlust, besonders die Krimm, nicht verschmerzen, die ihnen bisher ein reiches Magazin gewesen war; und die Russen gaben natürlich keinen einzigen von den Vortheilen zurück, die ihnen das Glück und ihre Tapferkeit gegeben hatten.

Die ganze Zeit von dem Frieden 1774 bis zu dem folgenden türkischen Kriege 1787 brachte die Kaiserin Katharina die Zweite meistens damit zu, etwas mehr Ordnung in ihrem großen unermeßlichen Reiche einzuführen. In diese Zeit fällt die Errichtung der Statthalterschaften, die Anordnungen der neuen Gerichte in denselben, die fernere Einrichtung nnd Verbesserung mehrerer wohlthätigen Etablissements in der Residenz und den Gouvernementsstädten des Reichs; wovon ich hernach mehreres anführen werde, wenn ich, so viel ich im Stande bin, das Gemälde ihrer auswärtigen großen politischen Verhandlungen und Kriege werde vollendet haben.

Die Engländer übten in dem letzten Amerikanischen Kriege mit ungewöhnlicher Willkühr auf dem Meere eine Despotie, die unerhört war, indem sie mit ihrer überlegenen Seemacht alle Schiffe als Prisen aufbrachten, von denen sie nur die ent-

ferntesten Muthmaßungen haben konnten, daß sie mit den Feinden handelten. Sie dehnten dabei den Begriff der Kriegsbedürfnisse so weit aus, daß man nach ihrer Bestimmung den Franzosen oder Spaniern durchaus gar nichts hätte zuführen dürfen, und nach dem Wohlgefallen der Britten allen Umgang mit diesen Nationen hätte abbrechen müssen. Die Kaiserin Katharina war die erste, welche diesen stolzen Insulanern die bewaffnete Neutralität zur See entgegen setzte, um den Handel so viel als möglich zu sichern, und den Krieg in vernünftige Gränzen einzuschränken. Schweden und Dännemark traten sogleich bei; und Friedrich der Zweite, ob er gleich keine bewaffnete Flotte, und nur eine Menge handelnder Fahrzeuge aller Art hatte, schloß sich mit vieler Klugheit und seiner gewöhnlichen Bestimmtheit an. Die Engländer durften es nicht wagen, einer so großen und so billigen Verbindung offene Gewaltthätigkeit entgegen zu setzen, und der Handel der neutralen Nationen gewann dabei außerordentlich: freilich zum großen Verdruß der Engländer, die vorzüglich in ihren Kriegen dahin arbeiten, den Handel anderer Nationen, die sie als Nebenbuhlerinnen ansehen, zu verderben; und jede Nation, die es wagt, durch den Handel selbst für sich Vortheil zu gewinnen, ist natürlich sogleich ihre Nebenbuhlerin. Die Russen, von welchen der Anfang der bewaffneten Neutralität herkam, hatten verhältnißmäßig den geringsten Vortheil davon, weil ihre Handelsschiffe verhältnißmäßig die wenigsten waren. Schweden und Dännemark, und noch mehr Preußen durch seine Westphälischen Staaten wegen der Nähe des Kriegstheaters, gewannen unter derselben durch die Sicherheit ihrer Seegeschäfte den beträchtlichsten Nutzen. Rußland hatte bloß den Vortheil, daß man seine Exportaten von Riga und Reval besser abholen konnte. Es war allen Seenationen ein eigenes Phänomen, während der ganzen Periode die Preußische Flagge so zahlreich

auf allen Meeren zu sehen, indem, freilich nicht ganz nach dem Sinne der Neutralität, eine Menge fremder Schiffer, vorzüglich aus Holland, sich in Aurich Pässe holten. Die Engländer, welche dieses wohl merkten, wagten es doch nicht, die Preußische Flagge anzutasten, und sich dadurch in noch mehr Händel zu setzen, als sie leider damals schon hatten. Das ganze Europäische Publikum, und vorzüglich das handelnde, ist also der Kaiserin Katharina der Zweiten für den wohlthätigen Gedanken und die Ausführung der bewaffneten Seeneutralität gewiß desto größern Dank schuldig, je weniger sie selbst unmittelbar ausgezeichnete Vortheile dadurch gewann. Ihre Handelsschiffe in der Ostsee, welche diese Anstalt hätten benutzen können, waren gar nicht zahlreich; und bis auf das schwarze Meer und die nordöstlichen Gewässer in Indien, wo die Russen selbst mit entscheidendem Nachdruck sprechen konnten, erstreckte sich der Einfluß des Krieges nicht. Die Idee und ihre Ausführung war gewiß so herrlich, hatte so sehr das Gepräge der Humanität und der allgemeinen Philanthropie, daß ich kaum begreife, warum man bloß dieses einzigen Gedankens wegen nicht Katharinens Namen mit wahrer Dankbarkeit nennt.

Die Händel der Russen in dieser Periode mit den Tartarischen Nationen in Asien sind uns hier in Deutschland zu wenig bekannt, als daß wir sie alle in ihrem richtigen Gesichtspunkte fassen und gehörig vorstellen könnten. Da die Russen nunmehr von diesen kleinen, wilden, isolirten Horden gewiß keine ernstliche Gefahr zu befürchten haben, so dürfen wir nicht glauben, daß man, wenn sie nur die Russischen Etablissements in Ruhe lassen, sie in der ihrigen stören werde. Aber wer den unbändigen, ungeordneten, schwärmerischen Freiheitssinn dieser Räubergesellschaften kennt, dem wird es nicht sonderbar vorkommen; wenn alle Augenblicke kleine Kriege von dieser Seite entstehen. Ein etwas größerer dieser Art war der letzte in

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

der Krimm, der sich mit der völligen Besitznehmung endigte, und wodurch die Russen ein Land gewannen, das in der alten und mittlern Zeit der Gegenstand großer Aufmerksamkeit gewesen war. Hier fingen sie nun wenigstens mit allen Kräften an die Zeiten der Griechen und Genueser zurück zu führen. Die schönen Kirgisen, eine ziemlich starke, tapfere, noch halb wilde Nation Mongolischer Abkunft, machten durch ihre Widerspenstigkeit den dortigen Gouvernements viele Sorge, bis sie endlich, der Unruhen selbst überdrüssig, freiwillig sich manche heilsame Anordnung der Regierung nicht allein gefallen ließen, sondern sogar von der Monarchin ausbaten.

Die Ursache des letzten Türkenkrieges lag leider schon in dem Friedensschlusse zu Kainardge. Nicht als ob die Bedingungen, welche der Feldmarschall Romanzow forderte und der Großvezier bewilligen mußte, nach der Lage der Dinge nicht sehr billig und mäßig gewesen wären; sondern weil man in Konstantinopel vor Zorn und Unwillen knirschte, daß man sie hatte eingehen müssen. Die Tugend der Sieger ist sonst selten die Mäßigung; hier war sie es. Natürlich war bei der Pforte der Wunsch das Verlorne wieder zu gewinnen, und dazu Gelegenheit zu suchen, so wie bei den Russen das Bestreben das Gewonnene fest zu halten. Vorzüglich die Besitznehmung der Krimm, welche nun die freie Schiffahrt der Russen auf dem schwarzen Meere fast in die Herrschaft auf demselben verwandelte, schmerzte die Muselmänner empfindlicher als alles. Rechtlich konnte die Pforte wider das Verfahren der Kaiserin nichts haben. Die Krimm war frei. Die Tartaren waren Feinde der Russen, und ihre Streifereien waren auf keine Weise weder zu dulden noch abzuhalten, ohne die politische Aufhebung der Nation. Der Fürst ergab sich, und resignirte, wozu er das Recht hatte. Es hoben sich unter den Händen der Russen täglich neue Etablissements empor, und die alten gewannen an Festigkeit und

Bayerische Staatsbibliothek München

Stärke. Bei den Türken war es beschlossen, noch einen Versuch zur Wiedereroberung zu wagen. Die Erbitterung beider Nationen gegen einander war ganz leicht zu erklären. Man klagt die Russen der Härte, des Übermuths, der Eigenmacht überall an, wo sie mit den Türken zusammen trafen. Ich will nicht behaupten, daß das Betragen der Matrosen und der kleinen Seeoffiziere oder des Militärs an den Gränzen beständig musterhaft, philosophisch, sanftmüthig gewesen sey: denn wer den Menschen und seine Leidenschaften in seinen verschiedenen Verhältnissen kennt, wird darüber in keiner Verlegenheit seyn. Die Türken mit ihrem alten Stolz in ihrer neuen Erniedrigung hatten kein besseres Benehmen. Aber die Russen forderten ja nichts, als die Friedensbedingungen, welche man jenerseits weder halten wollte, noch deutlich und geradezu zu brechen wagte. Bekanntlich erklärten endlich selbst die Türken im Jahre 1787 den Krieg wieder, weil sie sich täglich von allen Seiten mehr beeinträchtiget glaubten; eigentlich aber nur aus dem Grunde, weil ihnen die Bedingungen des vorigen Friedens unerträglich schienen. Das ganze Europäische Publikum interessirte sich, wie ehemals und jetzt noch für die Polen, so auch mit vieler Wärme für die Türken, aus einer allgemeinen sehr edlen Sympathie mit dem Schwachen und Unglücklichen, ohne daß es vorher bestimmt untersuchte, wie und wodurch sich der Leidende sein Unglück zugezogen hat, und ob ihm wirklich auch Unrecht geschiehet oder nicht. Die Türken hatten nun ihre Armee von dem Hundsloch bei Schumla gerettet, und schämten sich, eben so wie ehemals die Römer, das Lösegeld zu bezahlen. Sie hatten schon in dem nämlichen Zeitpunkt ein ziemlich glückliches Gefecht in der Krimm unter Dowlet Gheray gegen den Russischen General Dolgorucky gehabt, und dadurch wieder Muth gewonnen, mußten aber vermöge des Friedens alle Vortheile wieder fahren lassen. Jetzt brach das Feuer mit seiner ganzen Wuth

wieder aus, und alles stand in banger Erwartung der Dinge die da kommen sollten, besonders da alles aus Eifersucht auf dieser oder jener Seite Partey zu nehmen drohete. Die beiden Kaiserhöfe waren durch ältere und neuere Traktaten verbunden, und beide brauchten ihre Kräfte gegen die Türken so viel sie konnten, ohne sich von andern Seiten zu sehr in Gefahr zu stellen. In dem vorigen Türkenkriege hatte Schweden nicht Theil genommen, weil der König damals mit einheimischen Händeln, den Folgen der neuen Veränderung, zu sehr beschäftiget war. Jetzt glaubte er irrig, die innere Ruhe habe Konsistenz genug, und wollte also nachdrücklich in der Konjunktur des äußern Vortheils wahrnehmen. Die Ursachen des Bruchs mit Rußland waren von Schwedischer Seite gewiß sehr künstlich herbei gezogen, indem man die Russen beschuldigte, sie suchten sich in die Schwedische Regierung zu mischen und die Selbstständigkeit der Nation anzutasten. In dieser Lage war es der Kaiserin gewiß höchst wichtig mit Schweden keinen Krieg zu haben, und ihre Minister hatten in Stockholm durchaus weiter nichts gethan, als eben dieses Unglück mit gehöriger Klugheit zu verhüten gesucht. Gustav der Dritte wollte, und es geschah: und vielleicht wäre sein Wille und seine kriegerische Thätigkeit das Glück der Nation geworden, wenn alles von innen und außen gewesen wäre, wie es seyn sollte. Dieser verwickelte Krieg ist, wenn man auch ganz als kalter Beobachter spricht, der hohe Punkt des Ruhms für die Kaiserin Katharina, wo sie mit aller Entschlossenheit und Standhaftigkeit ganz allein gegen alle Gefahren, die ihr von allen Seiten fern und nahe drohten, sich gleich blieb, ihre Frieden allein schloß, so wie sie ihre Kriege allein geführt hatte. Man erlaube dem Verfasser, ohne allen Enthusiasmus, aber mit Wahrheit, von dieser so wichtigen Periode etwas ausführlicher zu sprechen.

Er ist der Meinung, daß in diesem Zeitpunkte der Berliner

Hof eine der glänzendsten Rollen in der Menschengeschichte hätte spielen können, die er aber nicht gespielt hat, und versteht darunter den Punkt kurze Zeit vor dem Reichenbacher Vertrage. Man nehme die Lage der Sachen, wie sie damals war. Es kam darauf an, einen allgemeinen Frieden in ganz Europa auf sehr vernünftige Bedingungen zu schließen, und dadurch die Ruhe auf eine lange, lange Zeit zu sichern: denn vom ewigen Frieden kann wohl die nächst folgenden sechs tausend Jahre noch nicht die Rede seyn. Die beiden Kaiserhöfe waren im Kriege gegen die Türken begriffen; alle übrigen Nachbarn glaubten, zu ihrer Sicherheit und zum Wohl der Menschheit, wie die Sprache gewöhnlich lautet, daran Antheil nehmen zu müssen, um der Pleonexie der Petersburger und Wiener Gränzen zu setzen. Dieses als Wahrheit und Zweck angenommen, mußten nachdrückliche Mittel gebraucht werden; und von diesen Mitteln hatte Preußen allein die besten in den Händen. Die Stimmung der Schweden und Polen gegen Rußland konnte man, mußte man damals als feindlich annehmen. Die Russen und Östreicher waren in dem ersten Feldzuge gegen die Türken nicht sonderlich glücklich. Lascy mit seinem Kordonziehen konnte den wilden Streifereyen der Muselmänner nicht Einhalt thun, und die Russen hatten von ihrer Seite noch sehr wenige Vortheile gewonnen. Hier kam es auf Entscheidung, auf schnelle, kurze und nachdrückliche Entscheidung an. Es war ein Punkt, wo man rasch mit Kanonen, und nicht langsam mit Diplomatik sprechen mußte. Bestimmter, schneller Nachdruck der Preußen hätte den herrlichsten Frieden für ganz Europa schaffen können. Die Polen, so mittelmäßig auch ihre Armee war, hätten mit Unterstützung von nur zehen tausend Preußen den Russen von ihrer Ukraine aus über den Dneper einen sehr schlimmen Besuch gemacht. Wo hätte Rußland sogleich hinlängliche Truppen hernehmen sollen, den noch mächtigen und muthigen Türken an

der Donau, den Schweden in Finnland, und den Polen und Preußen an dem Dneper zu begegnen? Die Östreichischen Provinzen gegen Preußen, Böhmen, das übrige Schlesien und Mähren, lagen dem Könige fast offen. Mit einem schnellen Marsche war er in ihrem Herzen. Der König hätte sodann in dem schönen Amte des allgemeinen Friedensrichters sprechen können: und wenn er mit Billigkeit und Mäßigung gesprochen hätte, welchen herrlichen Lorbeer hätte er sich vielleicht ohne Schwertstreich erfochten! Fast glaube ich, daß dieses die Meinung der alten Minister Friedrichs des Zweiten war, aber man brauchte unzeitig Federn zu langen, gedehnten Unterhandlungen, wo man zum Wohl der Nachkommen Bajonette hätte brauchen sollen. Die Zeit verstrich, und man gewann nichts. Die Russen waren schnell glücklich, weil sie wieder mit ihrem gewöhnlichen alten Muthe fochten. Der Kaiser Joseph konnte unterdessen hinlängliche Truppenkorps von der Türkischen Gränze hervor ziehen: und plötzlich stand der alte ehrwürdige Antagonist Friedrichs, Laudon, an der Spitze eines Heeres, das der fast sinkenden Diplomatik zu Hülfe eilte. Daß wirklich Gefahr, und große Gefahr war, sieht man daraus, daß Östreich wirklich mit den Türken Frieden schloß, und das wenige Gewonnene zurück gab. Die Nationen, mögen ihre Chefs Autokrators oder Volksdeputirte seyn, geben selten etwas zurück, wozu sie nicht gezwungen werden. Als der Reichenbacher Vertrag geschlossen wurde, war die schöne Periode schon vorbei; und dann war freilich wohl nichts besseres zu thun, als den Vertrag zu schließen. Die Sachen hatten schon ein anderes Ansehen gewonnen. Die Östreicher hatten respektable Armeen auf alle Fälle gegen den König bereit. Die Russen schlugen von ihrer Seite die Türken überall, und nahmen einen Ort nach dem andern weg. Die Schweden hatten durch die eintretende Verrätherei unter ihren Truppen kaum noch so viel Kräfte, daß sie das Feld

halten konnten. Katharina stand, obgleich mit Gefahren rund umgeben, doch groß und fest, und schaute und handelte nach allen Seiten. Die Preußen zogen hin, als ob sie noch nachdrücklich seyn wollten; aber nun war man von allen Seiten gefaßt, sie zu empfangen, und das große Spiel zu spielen. Die Periode kam nicht wieder. Die Kaiserin Katharina konnte trotzen, denn sie kannte ihre Kräfte und die Kräfte ihrer Feinde, und konnte zuletzt alles nach ihrem Willen endigen, ohne sich die Vermittelung von Berlin und London aufdringen zu lassen. Hätte der König von Preußen durch bestimmte, nachdrückliche Maaßregeln, wie man damals höchst wahrscheinlich hoffen konnte, den Frieden erzwungen, welche Ereignisse würden nicht einen ganz andern Gang genommen haben! Vielleicht hätten die Russen die Friedensbedingungen von Kainardge bis auf wenige verloren: Vielleicht hätten die Polen sich gegen Rußland wieder auf einen sehr ehrenvollen Fuß gesetzt, und dem König von Preußen wäre ausser dem herrlichen Charakter eines Friedensmittlers doch wohl seine Belohnung nicht verloren gegangen. Noch anderer Veränderungen nicht zu gedenken, welche höchst wahrscheinlich unterblieben wären: denn die Franzosen arbeiteten wohl bloß deßwegen mit solcher Kühnheit die ganze Base des alten Gouvernements umzuwerfen, weil alle Höfe ohne Ausnahme von andern Seiten so sehr in ihre eigene Politik verwickelt waren, daß sie durchaus an keine schnelle Unterstützung Ludwigs denken konnten. Als sie ihn unterstützen wollten, waren die Dinge schon zu solchen Extremen gediehen, und das neue Gouvernement hatte schon so viel Stärke und Festigkeit gewonnen, daß es nun alles aufbieten mußte sein neues Gebäude zu vollenden, oder sich unter dem Einsturz desselben zu begraben. Man weiß von jeher aus der Geschichte, was die entschlossene Verzweiflung zu thun im Stande ist, und hat gesehen, was sie in unsern Tagen gethan hat. Hätte Fried-

rich Wilhelm mit der lakonischen Entschlossenheit seines großen Oheims, mit seinen Kräften und angemessenen Schritten, wie es sehr möglich war, anstatt des Reichenbacher Vertrags einen andern Frieden vorher gestiftet; Polen wäre vielleicht noch Polen, Gustav der Dritte und Ludwig lebten vielleicht noch, und die gewaltsamen Katastrophen wären nicht eingetreten, die dem Menschensinn eine allgemeine neue Gährung gegeben haben. Unser Urheber allein, der die Erziehung des Menschengeschlechts besorgt, weiß, welchen Ausgang diese Gährung nehmen wird. Der Friede wurde also nicht so geschlossen, wie er geschlossen werden konnte und sollte. Die Preußen standen bei Straßburg in Preußen und droheten; und die Russen schlugen die Türken, und ließen sie drohen. Die Kaiserin machte endlich mit dem Könige von Schweden, der mehr fremde Mitwirkung erwartet hatte und erwarten konnte, und dessen innere Verhältnisse täglich kritischer zu werden anfingen, ohne alle Vermittelung Frieden. Igelström und Armfeld, mit geheimen Befehlen von ihren Höfen versehen, schlossen ihn bei Wärela, ehe jemand etwas ahndete. Ganz Europa staunte, und zweifelte nun gar nicht mehr, daß die Kaiserin, da sie sich mit Ruhm aus dieser so gefährlichen Lage gerissen hatte, sich auch aus den übrigen Verlegenheiten ziehen würde. Der Krieg mit Schweden, als der nächste, war unstreitig der wichtigste, und drohete ihr gefährlich zu werden. Die Garden aus Petersburg mußten mit zu Felde gehen, welches nur in kritischen Lagen zu geschehen pflegt; und man transportirte aus der Gegend des Kaukasus in der Eile ein Korps von ohngefähr zehn tausend Mann auf Extrapost nach Finnland; eine Marschweise, die man in jedem andern Lande gewiß zu den seltensten Erscheinungen würde gerechnet haben, und von welcher man dort kaum spricht. Die Schweden sind gewiß noch eben die braven Soldaten, die sie unter Gustav Adolph und Karl dem Zwölften waren; nur ihre Feinde

sind nicht mehr die nämlichen, die sie bei Narva waren. Dieser Krieg hat unstreitig der Monarchin die größte Unruhe gemacht, da er so zu sagen vor den Thoren der Residenz geführt wurde, und sie in Petersburg die Kanonen der Flotten hören konnte, die sich bei Krönstadt mit der größten Hartnäckigkeit schlugen. Sie hätten wohl nicht geglaubt, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit zu dem Schwedischen General, der ihr als Gefangener vorgestellt wurde: Sie hätten wohl nicht geglaubt heute in Petersburg zu seyn. Doch, erwiederte der Schwede, Ihre Majestät; aber nicht als Ihr Gefangener: eine Replike, die mit der größten Freimüthigkeit den feinsten Lobspruch sagte, da er trotz seinen schönen Hoffnungen doch als ihr Gefangener da war.

Nach dem Schwedischen Frieden konnten die Russen, welche nun ziemlich freie Hände hatten, da die Preußen gar nichts und die Polen nichts wesentliches thaten, mit allem Nachdruck in der Moldau gegen die Türken schlagen: und daß sie so geschlagen haben, ist noch jedermann im frischen Andenken. Unter den Waffen wachsen die Helden; und es ist kein Wunder, daß aus einer Armee, welche beständig schlägt, ein tüchtiger Heerführer nach dem andern hervorgeht. Die Nachfolger Romanzows ließen den Ruhm der Russischen Fahnen nicht sinken. Der furchtbare Potemkin und sein lakonischer Freund Suworow führten ihre entschlossenen Heere von einer Unternehmung zur andern. Hat je eine Armee mit so eiserner Geduld und Beharrlichkeit gegen die Schwierigkeiten aller Art gekämpft, wie die Belagerer Oczakows? Die Türken wußten eben sowohl als die Russen, wie viel auf diese Festung ankam; und vorige Kriege hatten ihnen schon gezeigt, welche Vortheile sie durch ihre Lage an dem Strom und die Nachbarschaft des Meeres der Partey gewähren konnte, in deren Händen sie war. Potemkin hatte sehr gute Gründe, diesen Platz durchaus nehmen zu wollen, so viel Vorwürfe man

ihm auch vielleicht, selbst unter den Russen, über seine wild scheinende Hartnäckigkeit macht. Mehrere Stürme wurden gewagt und abgeschlagen; der Verlust war fürchterlich. Die Türken waren eben so verzweifelt in der Vertheidigung als die Russen im Angriff. Die strenge Kälte des damals ungewöhnlich harten Winters tödtete im Lager fast eben so viele, als die Feinde aus den Werken. Selbst der Russische Soldat fing an den Muth sinken zu lassen, und wünschte einen entscheidenden Tag zum Leben oder zum Tode. Potemkin gab ihn: er war schrecklich; und der Ort gehörte den Russen. Man hat diesen und den Tag vor Ismail, so wie nachher den Tag vor Prag, aufgestellt, um die Russen von dem ersten Anführer an bis zu dem letzten Soldaten der Grausamkeit, Unmenschlichkeit und Barbarei anzuklagen. Traurig ist es, daß selbst ihre angesehenen Offiziere, Männer von Ehre und Humanität, es bekennen müssen, daß diese Tage, so sehr sie für die Russischen Waffen glänzen, allerdings nicht zum Beweis für ihre Menschlichkeit können angeführt werden. Viele Entschuldigung liegt in der allgemeinen Erbitterung der Truppen beider Nationen, in der Hartnäckigkeit der Gefechte von beiden Seiten, der Wuth der Türken bis zum letzten Extrem, der Entschlossenheit der Russen zu siegen oder zu sterben, und dem verzweifelnden Widerstande, den sie selbst nach Eroberung aller Vertheidigungsplätze in dem Orte überall noch fanden. Wo wurde je ein Ort mit Sturm genommen, wo die Einwohner nicht litten? Ismail mußte genommen werden, so lag es in dem nothwendigen Plane des Feldzugs. Suworow, dem der Streich aufgetragen wurde, hat das fürchterliche Talent, seine Energie allen seinen Kriegern einzuhauchen, und es wurde genommen. Die Scene war eben so schrecklich, wie bei Oczakow; der Unordnungen und Grausamkeiten aber waren an beiden Orten bei weitem nicht so viele, als das auswärtige Publikum glaubt und sich noch täglich erzählt.

Diejenigen, welche in diesen Kriegen noch immer die strengste menschliche Disciplin verlangen, kennen die Gefechte mit den Muselmännern nicht, bei denen es oft noch gebräuchlich ist, den Kopf des erlegten Feindes an den Sattelknopf als Trophäe zu hängen. Man kann davon nach der Analogie auf ihre übrigen Kriegssitten schließen. Die meisten, welche umkamen, waren Kriegsleute, die in ihrem Beruf bis auf den letzten Athem fechtend starben. Daß dieses wirklich der Fall war, zeigt der Verlust der Russen: denn in dem letzten Hauptsturme kamen bei Oczakow gegen 11000 Russen um, und die ganze Belagerung mit allen Angriffen und den Krankheiten während der schlimmen Jahrszeit kostete gegen 40000. Ismail kostete den Russen gegen 7000. Ungeheure Zahlen! und Katharina weinte bei der Nachricht der blutigen Siege; denn sie hatte nicht den Krieg zu ihrem Vergnügen angefangen, und Menschenköpfe waren ihr keine Rechenpfennige. Von Türkischer Seite ist wahrscheinlich der Verlust nicht so groß gewesen, als ihn die Russen in ihren Papieren machten, um ihre Tapferkeit in noch größern Werth zu setzen, da man sie leider fast noch überall nach der Anzahl der Erschlagenen mißt.

Potemkins weit aussehender Ehrgeitz hätte mit seinem Anhange vielleicht den Krieg noch sehr in die Länge gezogen, und es war sicher eine wahre Wohlthat für die Menschheit, daß dieser große Mann die Bühne verließ und starb. Groß waren seine Tugenden und seine Fehler; und nur seine Freunde oder Feinde werden ihm beide nehmen wollen. Unbeschränkte Herrschsucht, unbiegsamer Stolz gegen Große, und einnehmende gewinnende Popularität gegen Kleinere, ein umfassender richtiger Blick, eine feste trotzige Beharrlichkeit, und eine sonderbar kontrastirende Prachtliebe und nachläßige Einfachheit, waren Hauptzüge seines Charakters: daher ihn gewöhnlich die Großen haßten, und die Kleinen liebten. Seine Eigenmächtig-

keiten, unter denen auch wohl zuweilen leidenschaftliche Ungerechtigkeiten sich befinden mochten, können nicht in Zweifel gezogen werden. Unter allen, welche die vorzügliche Gunst der Monarchin genossen haben, ist er wohl der einzige, der sich durch seinen persönlichen Werth und die großen Talente seines Geistes vorzüglich ausgezeichnet hat. Über seine Moralität läßt sich wenig bestimmen; denn selten ist sie bei Männern seiner Art aus den Untiefen ihrer Seele aufzufinden. Das Publikum hat seinen Tod seinen Feinden beigemessen, und sich höchstwahrscheinlich geirrt: denn er war ein Schwelger ohne alle Ordnung und Mäßigkeit, und seine Ärzte hatten ihm ein solches Ende seiner Unenthaltsamkeit längst vorher gesagt. Es ist wieder ein sehr lehrreicher Beitrag zur Menschenkunde, wenn man einen Mann, vor welchem noch einige Tage vorher Nationen zitterten, auf freiem Felde in den Armen einiger Freunde, bloß in seinem Mantel, als Opfer seiner Unmäßigkeit sterben sieht.

Der Fürst Repnin, sein Nachfolger in dem Kommando bei der Armee, war bald so glücklich, dem Reiche den Frieden zu geben, den die Russen bei allem ihrem Glück in den Waffen eben so sehr zu wünschen Ursache hatten, als ihre Feinde die Muselmänner. Man kann sich leicht vorstellen, daß solche ungeheure Anstrengungen, wie diese Kriege erforderten, die Ktäfte des Reichs, wo nicht erschöpfen, doch sehr ermatten mußten. Eine förmliche Kriegssteuer hat in Rußland mancher Ursachen wegen mehr Schwierigkeit, als in andern Reichen: alle Provinzen hatten nur beträchtliche freiwillige Geschenke und Lieferungen gegeben. Manche Korps lebten auf Kosten der Feinde. Aber der weitläufige Transport aller Bedürfnisse, und der Mangel an Ordnung in Hebung und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte hatte oft Verlegenheit erzeugt, die leicht hätte Mangel werden können, ob man sie gleich bei Hofe sowohl als bei der Armee in großen glänzenden Festen zu

verbergen suchte. Die Bälle sind noch bekannt, welche der Fürst Potemkin in Jassy gab, und wo er einige hundert tausend Rubel mit Asiatischem Pomp an Einem Abend für Aufwand bezahlte. Die Türken waren froh, den Frieden durch Abtretung der Festung Oczakow mit ihrem Distrikte zu erkaufen; so traurig waren sie von ihrem Irrthume zurückgekommen. Katharina sah sich nun mit Ruhm und Ehre durch ihren Muth und ihre Klugheit und die Tapferkeit ihrer braven Truppen mit Gewinn aus einer Gefahr errettet, in welcher sie die künstliche Machination ihrer Feinde zu stürzen gehofft hatte, und vielleicht hätte stürzen können. Sie war größer als vorher, und genoß nun seit langer Zeit das erstemal wieder das Vergnügen, ihr ganzes Reich in Frieden und Ruhe zu wissen. Aber es dauerte nicht lange, als sie schon wieder in Polen die letzten Händel bekam, welche leider der Republik endlich tödlich wurden.

Diese letzten Geschichten in Polen sind, wenn man die allerneuesten Persischen Händel ausnimmt, die letzten öffentlichen Verhandlungen Katharinens; und zwar sind sie von der Art, daß man ihr darüber die allermehrsten Vorwürfe gemacht hat. Auch hier wird man, ehe man das schlüßliche Urtheil spricht, dem Verfasser erlauben, etwas näher und weitläufiger sich über dieselben zu erklären. Daß die Polen triftige Ursache hatten gegen Rußland aufgebracht zu seyn, daß ihnen die Russen in diesem ganzen Sekulo, und besonders die letzten dreißig Jahre, beständig Gelegenheit zur Erbitterung gegeben hatten, will ich gar nicht läugnen. Dieses liegt leider schon in den gegenseitigen Verhältnissen beider Nationen, die seit langer Zeit Nebenbuhlerinnen des politischen Glücks, Unterdrücker und Unterdrückte gewesen waren. Ich habe schon oben behauptet, und die Ursachen der Behauptung angegeben, daß man Völkersachen nicht nach den festgesetzten Regeln eines philosophischen bürgerlichen Moralsystems beurtheilen kann. Bloß von der letzten Epoche der

endlichen Auflösung der Polnischen Republik will ich sprechen. Daß die Polen die Theilung vom Jahre 1771 noch schmerzlich fühlten, war ganz natürlich: und ihre Maaßregeln nach diesem Ereigniß zeigten, daß sie über ihr wahres Nationalinteresse etwas heller nachzudenken angefangen hatten. Hätte nur noch in den letzten drei Jahren ein anderer Mann als Stanislaus Poniatowsky an der Spitze der Nation gestanden, so hätte er, wenn auch nicht den ganzen Schaden wieder heilen, doch einen großen Theil desselben von innen und außen wieder verbessern können. Die Polen unternahmen während der kritischen Periode des letzten Türkenkrieges, mit und ohne Zustimmung der benachbarten Höfe, in ihrem Staatssystem eine Generalreform, und wollten die Krone gesetzlich erblich machen, welches sie damals billig für das einzige Mittel ansahen, ihrer Nation Ordnung und Konsistenz zu geben. Niemand wird den Satz streitig machen, daß keine Macht ein Recht hat, sich in die Regierung einer andern nachbarlichen Nation zu mischen, als in so fern ihre eigene Sicherheit augenscheinlich in Gefahr kommt, oder in so fern sie durch alte Verträge dieses Recht sich erworben hat. Daß bei der Kaiserin beides der Fall war, ist ganz deutlich: denn die Polen zeigten nur zu sehr ihre feindseligen Absichten, und die Kaiserin hatte bei der alten Konstitution die Garantie geleistet, wo man nicht annehmen kann, daß sie es bloß der Polen wegen gethan habe. Die Polen hätten das nicht thun sollen, sagt man vielleicht. Sie hätten vieles nicht thun sollen, aber sie hatten es gethan. Die Kaiserin mußte in den gefährlichen Konjunkturen schweigen, weil sie von allen Seiten mit noch wichtigern Dingen beschäftiget war; aber sie hat sich nie erklärt, daß sie die Veränderungen in Polen nur im geringsten billigte. Als sie mit den Türken Frieden geschlossen hatte, trat sie mit ihren Gesinnungen und Gründen und Truppen auf einmal näher. Dieses hätten die Polen voraus sehen

und andere Maaßregeln nehmen sollen. Man sagt: Sie hätten das gesehen, und waren bereit die Russen zu empfangen. Aber sie konnten ihre Verfassung und die Verfassung der Russen kennen, und mußten den Zeitpunkt besser fassen. Sie verfuhren mit der Garantie der Kaiserin ganz eigenmächtig, und kassirten sie geradezu, wozu sie für das erste als ein Theil allein, und nicht einmal der ganze Theil kein Recht hatten. Aber dabei ließen sie es nicht bewenden; sie zwangen die Russen sogleich alle ihre Magazine aus der Ukraine zu entfernen, wo sie laut der Verträge zum Behuf des Türkenkriegs Magazine zu halten das Recht hatten. Die Russen mußten in dieser Lage es leiden, und ihren Vorrath eilig wegschaffen. Die Polen erlaubten keinem Russischen Kourier über Polnischen Boden zu gehen. Mehrere wurden unsichtbar, ohne daß man wußte, wohin sie gekommen waren; aber es war sichtbar, daß man in Warschau ihre Depeschen wußte, die man von der Armee nach Petersburg hatte schicken wollen. Die Kouriere mußten einen langen Umweg nehmen, und Potemkin kochte vor Zorn gegen die Polen. Neutrale Mächte pflegen nie den Kourierwechsel zu wehren. Krieg war zwischen beiden Nationen nicht. Die Russen thaten alles mögliche, um die Polen zu schonen, mußten es in dieser Lage thun. Aber war von Polnischer Seite nicht alles feindselig? Zum Frieden war es zu viel und zum Kriege zu wenig. Warum wählten sie nicht eins bestimmt? Warum wählten sie nicht zum Kriege die Periode, wo die Russen nicht freie Hände hatten, da sie doch entscheiden wollten? denn das konnten sie doch denken, daß die Kaiserin alle diese öffentlichen und Privatbeleidigungen nicht ungeahndet lassen würde. Hätten sie geschlagen, als es Zeit war, so war vernünftige Hoffnung mit den übrigen billige und vielleicht ehrenvolle Bedingungen zu erhalten. Nun war es nicht anders zu erwarten, als daß der Russische Koloß sie niederdrücken mußte. Es war gar nicht

wahrscheinlich, daß Preußen sich für sie ohne Aussicht eines Gewinnes mit Rußland in einen gefährlichen Krieg einlassen würde, da es selbst in der vortheilhaftesten Epoche still und ruhig gewesen war. Die Russen rückten in einem Feldzuge von ihrer Gränze bis hinter Warschau, und machten Miene bis nach Posen zu gehen. Alles was man gebauet hatte, war nun auf einmal wieder gestürzt. Das war höchst wahrscheinlich die ganze Absicht der Kaiserin, die sie zu ihrer Ehre und Sicherheit nehmen durfte, vielleicht sogar nehmen mußte. Denn wenn die Polen eine andere ähnliche Konjunktur mit ihren entschieden feindseligen Gesinnungen besser benutzten, als die eben vorbei gelassene, wer konnte alsdann alles Unheil berechnen, das sie den Russen würden zufügen können?

Höchst wahrscheinlich ist es, daß das neue Theilungsprojekt von Süden und nicht von Norden kam, ob es gleich in Petersburg einigen Köpfen am Ruder sehr willkommen gewesen seyn mag. Die Befugniß der Kaiserin, sich in die Polnischen Geschäfte zu mischen, habe ich oben aus der Garantie der alten Konstitution, und der Gefahr, die ihr aus der neuen Reform entstand, erwiesen, zumal da sich die Polnische Nation durchaus in allen Stücken feindselig gegen die Russen betrug. Die Kaiserin gewann dadurch noch einen Grund, weil mehrere Polen in Petersburg ihre Garantie reklamirten. Ob diese die Besten oder Schlechtesten der Nation waren, ist keine Rechtsfrage: sie waren Polen, die also die Garantie reklamiren durften, welche die Kaiserin] übernommen hatte. Die Theilung selbst kann nur mit einer Staatskollision in der jetzigen Periode entschuldiget werden. Wenigstens haben die Russen mehr für sich als die übrigen Nachbarn. Für Rußland ist Vergrößerung wohl schwerlich Gewinn; und selbst im Reiche ist man überall dieser Meinung, welche schon Peter der Erste aufgestellt und bei seinem Tode seinen Nachfolgern empfohlen hat. Die

Kaiserin verlangte immer nur Sicherung ihrer Gränzen. Ihre Erweiterungen in Polen waren nur zufällig. Preußen erwarb durch die letzte Polnische Theilung freilich weit mehr, als es durch die allgemeine Friedensvermittelung vorher hätte erwerben können; es ist aber politisch eine große Frage, ob Erwerbung immer Gewinn ist. Die Manifeste, welche man damals von Petersburg und Berlin zur Rechtfertigung des Verfahrens ausgehen ließ, tragen allerdings einen ganz eigenen Stempel, und in London hatte man nicht ganz Unrecht sie zu Dokumenten gegen die Könige zu zählen. Es erhellet aber aus dem oben gesagten, daß wenigstens das Russische, dem übrigens der Londoner Kritiker schon noch einige Vorzüge zugestehet, besser hätte seyn können und sollen, wenn man andere wahre Gründe mit besserm Nachdruck aufgestellt hätte. Daß der Preußische Hof vorzüglich während der ganzen letzten Periode auf eine ganz eigene Weise mit den Polen umgegangen ist, wird niemand läugnen, der die Publicität nicht scheut; und mit welchem Maaßstabe man sein Verfahren messen will, bleibt den Interessenten überlassen. Von den Polen selbst wird das ganze Publikum, und selbst philosophisch rechtliche Leute in Preußen und Rußland, diejenigen für die ehrenvollsten halten die in der traurigen Krise für die letzte Selbstständigkeit ihres Vaterlandes fielen, oder fochten bis sie nicht mehr konnten und alles verloren war. Bei der endlichen Aufhebung der politischen Existenz der Polen nach dem unglücklichen Tage bei Prag fragte man nach keiner Diplomatik des alten Reichs mehr, und die Höfe machten es unter sich nach ihrer neuen Konvenienz ab. Katharina wird darüber politisch entschuldiget; ihre enthusiastischen Verehrer, denen Glanz, Größe und Macht die Augen blendet, mögen sie loben. Wenn eine mißliche Sache mit ihrem kosmischen Zwecke gerechtfertiget werden könnte, so dürfte man vielleicht auch hier sagen, der Zustand Polens habe gewonnen, und

unter allen drei neuen Gouvernements werde nun nicht mehr so eigenmächtige Bedrückung, mehr Ordnung und Gerechtigkeit, und im Allgemeinen mehr Wohlstand herrschen. Daß dieses alles werde, dafür mögen die Regierungen sorgen, damit sie nicht an ein schlimmes Diplom ein schlechtes Siegel hängen. Der Vorwand des Jakobinismus in Polen, den man in den Manifesten las, und den manche so sehr als aus der Luft gegriffen fanden, ist genau betrachtet doch so seicht nicht, als er vielleicht beim ersten Anblick scheinen möchte. Es ist hier nicht der Ort, politische Beichte zu thun, und eben so wenig, Regierungsformen zu untersuchen. Aber das Recht wird man doch keiner einzigen Regierung absprechen, Mittel zu ergreifen, daß ihre eigene Base nicht untergraben, und die Ruhe in ihrem Schooße nicht gestöret werde, und sie behandelt mit Fug die benachbarte Nation feindlich, welche darauf hinarbeitet. Ich wage es nicht zu bestimmen, ob dieses der Fall in Polen war: aber den Schluß wird folgegerecht selbst ein Jakobiner für sein eigenes System fordern, warum soll er nicht für jedes andere eben sowohl gültig seyn? Es ist freilich wieder gefährlich, die Gränze zu bestimmen: aber in welchem menschlichen Begriffe liegt durch die Übertreibung nicht Gefahr?

Die allerletzten, ganz neuen, noch bestehenden Streitigkeiten der Kaiserin Katharina sind mit Persien, veranlaßt durch die innerlichen Kriege des Landes, wo ein Prinz, der über Unrecht und Unterdrückungen klagt, bei der Kaiserin um Schutz und Unterstützung gebeten hat. Das Ende dieser Unternehmungen hat die Monarchin nicht erlebt, aber doch noch den Fortgang ihrer Waffen an den jenseitigen Ufern der Kaspischen See erfahren. Wie der Krieg jetzt in jenen entfernten Gegenden steht, ist hier noch unbekannt. Vielleicht suchen die Russen bei dieser Gelegenheit einige Vortheile für ihren morgenländischen Handel zu gewinnen, durch die Behauptung von Derbent oder Er-

richtung einiger andern Etablissements tiefer an der Kaspischen See. Auf alle Fälle scheinen sie vor aller Gefahr gesichert zu seyn; denn die Krimm sowohl als die Gouvernements der dortigen Gegenden sind in dem besten Zustande der Ordnung und Vertheidigung.

So weit meine Kenntnisse und Kräfte reichen, habe ich hiermit einen kurzen Umriß von der großen auswärtigen Politik gegeben, in welcher die Kaiserin fast immer eine Hauptrolle spielte. Der aufmerksame Leser wird mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich wenigstens nichts mit Absicht in ein schiefes Licht gesetzt habe. Ich habe ihr keine Trophäen errichtet; denn sie war nicht Eroberin, und wollte es auch nicht seyn. Man hat gesehen, wie alle ihre Kriege nothwendig einer aus dem andern entsprangen, und wie eigentlich die Polnische Königswahl die Grundlage zu allen ihren auswärtigen Streitigkeiten war. Den Gewinn, den sie dadurch noch glücklich genug für ihre Völker gemacht hatte, erkaufte sie nicht wohlfeil; und es gehörten die unerschöpflichen Kräfte Rußlands und der weise Muth der Monarchin dazu, daß alles noch so ein Ende nahm. Die Schicksale der Monarchin und ihrer Nationen hängen eben so wohl, wie die Schicksale kleinerer Familien, oft nur von einem einzigen Vorfalle ab, an welchen sich alle übrige anketten. Daß Katharina diese Vorfälle sah und benutzte, ihnen begegnete, ihnen zuvorkam, mit Klugheit die Männer wählte, die an der Spitze ihrer Heere und ihrer Geschäfte im Kabinette mit Muth, Entschlossenheit und Scharfblick mit ihr und für sie arbeiteten, daß sie jedes rechtliche Mittel brauchte, wo es wirken konnte, mäßig und großmüthig im Glück, und unerschütterlich standhaft im Unglück war: dieses war ihr Verdienst; ein Verdienst, auf das manche Männer ihrer Zeit in den nämlichen Verhältnissen nicht Anspruch machen dürfen. Die zwei Friedensschlüsse mit den Türken sind wirkliche Monu-

mente ihrer Mäßigung. Man weiß, daß sie in Polen nicht allein, sondern mit mehrern zugleich handelte. Vor ihr allein wäre unstreitig, trotz allen ihren Zwistigkeiten mit der Nation, die Existenz der Polnischen Republik gesichert geblieben. Daß sie sich bei den nothwendig eintretenden Katastrophen das Beste zueignete, oder vielmehr ganz eigentlich das Beste behielt, findet wohl, da die Sachen einmal so waren, niemand sonderbar, da sie während der Unruhen das meiste oder ausschließlich fast alles gethan und allein gelitten hatte. Mit Schweden blieben die alten Bedingungen von Abo und Nystadt: denn es war ihr nie in den Sinn gekommen andere zu wünschen; und selbst Gustav der Dritte erklärte den Frieden für Schweden für einen ehrenvollen Frieden.

Jedermann weiß noch, daß die Kaiserin Katharina die Zweite bei dem Teschner Frieden die vornehmste Mitwirkerin war, indem ihr Gesandter daselbst so bestimmt ihre Meinung erklärte, daß die Parteyen lieber auf jeden Fall sich einander näherten, als es wagen wollten, Rußland mit sechzig tausend Mann auf der Seite derjenigen zu sehen, welche Katharina in Petersburg für die billige halten würde. Daß die Kaiserin den Krieg gegen die Franzosen nicht thätiger unterstützte, als sie gethan hat, darüber wird sie jedermann rechtfertigen, der die Verkettung der Nationalhändel in Europa, das Interesse der Völker, die individuelle Lage Rußlands zu allen seinen Nachbarn, und den Gang der menschlichen Ideen und Leidenschaften überhaupt etwas genauer erwogen hat. Große Armeen konnte sie durchaus nicht senden; und sehr leicht hätten kleinere in mancher Rücksicht der ganzen Sache mehr schaden als helfen können. Sie zeigte dadurch, daß sie einen Theil ihrer Flotte zu der Englischen stoßen ließ, daß sie nur durch ihre Verhältnisse gehindert wurde mehr Antheil zu nehmen. Wir sind nunmehr auf dem Punkte, wo jedermann sich überzeugen wird,

daß die Feinde des Französischen Systems vom Anfange durch glimpflichere aber doch nachdrückliche Mittel für sich mehr gewonnen haben würden, als durch stürmische Gewalt von allen Seiten.

Eben so kurz, wie ich von ihrer auswärtigen thätigen Politik gesprochen habe, will ich nun noch von ihren Einrichtungen im Reiche selbst zu sprechen suchen; von dem, was sie zur Festsetzung der Ordnung, zur Verbesserung der Justiz, zum Nutzen der Nationalaufklärung und Erziehung, zum Vortheil des Handels, zur Wohlthat des ärmern Theils des Publikums, zur Verschönerung der Residenz, zur Beförderung der Wissenschaften, und überhaupt zum Wohl der Nation im Innern ihres großen unermeßlichen Reichs gethan hat. Hier kann man sich kaum enthalten, mit in den Enthusiasmus und die Verehrung aller Völker, die unter ihrem Zepter lebten, einzustimmen. Wohin man in ihrem Reiche blickt, sieht man überall die Spuren ihrer weisen, mütterlichen Sorgfalt. In Provinzen, welche vielleicht nie ihr Fuß betrat, erheben sich Anstalten, die ihrer Regierung Ehre und den künftigen Generationen erst den vollen bezweckten Vortheil bringen werden. Vor ihr war das Reich fast nur noch ein Chaos, das eben erst aus seinem alten Schlummer erwacht. Peter der Erste war der Schöpfer der Nation; seine Nachfolger haben sie am Gängelbande geleitet: Katharina die Zweite unternahm es, ihre Erzieherin zu werden. Peter baute seinen Staat militärisch, und ging militärisch zu Werke mit seiner ganzen Schöpfung. Sein Zeitalter und seine Lage rechtfertigte ihn. Il travailloit sur sa nation, comme l'eau forte sur le fer, sagte von ihm Friedrich der Zweite, der seinen Charakter durchdacht hatte. Katharina, ohne Peters System zu verlassen, weil eine Nation ohne einen festen Kriegsfuß immer sehr unsicher steht, suchte ihm Humanität zu geben. Man könnte Bücher schreiben, um alles zu schildern und aus einander zu

setzen, was sie zum Besten ihrer Unterthanen in dieser Rücksicht entworfen, unternommen und theils ausgeführt hat. Es ist aber nicht das Werk nur Eines Menschenalters noch halb wilde Nationen zur Kultur herauf zuführen. Peter der Erste hatte den herrlichsten Anfang gemacht; aber er bildete nur Soldaten, und legte zum Grunde der übrigen Nationalbildung die Akademie in Petersburg an, aus welcher nach und nach gute und nützliche Anlagen für das Reich hervorgehen sollten. Seit seinem Tode, bis auf die Regierung Katharina der Zweiten, war für die innere bessere Ordnung des Reichs sehr wenig gethan worden. Die Regierungen waren theils zu kurz, theils zu unruhig, oder man beschäftigte sich zu sehr mit dem wichtigen Asiatischen Pomp, um an die Kleinigkeit der Nationalerziehung weiter zu denken. Katharina fing an die Plane Peters des Ersten, so viel ihr möglich war, fortzusetzen. Peter der Erste erbaute die Häuser, sagt ein Minister Katharinens, dessen Charakter nicht Schmeichelei zu seyn scheint, Katharina setzte die Menschen hinein.

Die Kaiserin Katharina die Zweite, scheint völlig überzeugt gewesen zu seyn, daß nur Freiheit den Flor eines Staats gründen und befestigen könne, daß nur Freiheit und gesetzliche unumstößliche Gewißheit der Besitzungen für alle allgemeine Industrie schaffen, heben und erhalten kann; und mit diesen Gedanken des Wohlwollens für alle ihre Unterthanen und das ganze Menschengeschlecht trat sie ihre Regierung an und nahm ihre ersten Maaßregeln. Es ist in der Geschichte ein sonderbares Phönomen, da das Palladium der Freiheit vorzüglich unter den nordischen Völkern gesucht werden mußte, daß die Russen, als eine der angesehensten derselben, bei ihrem großen politischen Gewicht, seit so langer Zeit in der tiefsten Personalsclaverei lebten. Wenn es von jeher so gewesen wäre, würde man nicht wissen, wie man es nur erklären sollte. Aber das war

es nicht; auch die Russen waren frei, wie ihre übrigen nordischen Brüder. Erst unter Iwan Wasilewitsch, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, verloren die Russischen Bauern das große heilige Recht der Personalfreiheit nur nach und nach; und unstreitig sah der große Monarch nicht, welches Unheil durch Mißbrauch mit der Zeit aus seinem Gesetze erwachsen würde. Um den Auswanderungen zuvorzukommen, welche während der Kasanischen und Astrachanischen Kriege und einer daraus entstehenden Hungersnoth außerordentlich stark wurden, verbot dieser Zar, daß kein Bauer sich von seinem Hofe und Heerde entfernen sollte. Eine temporäre Vorsicht machte bald der Kastengeist zum eisernen Gesetz. Mit der Zeit machte die Raubgier und die Gewinnsucht daraus Glebäadskripten und zuletzt gar Leibeigne und Sclaven; obgleich das letztere die Russischen Bauern nie gesetzlich gewesen sind. Unter Peter dem Ersten fing man an das ungerecht aufgeworfene Joch etwas zu erleichtern. Unter seinen Nachfolgern fragte man weniger als jemals nach dem Schicksale der niedern Volksklassen, und es war also härter als jemals: denn wo die Regierung nicht streng auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit sieht, ist man gewiß, daß die kleine Tyrannei mit allen Arten der Unterdrückung geißelt. Die Geschichte der Estländischen, Liefländischen und Kurländischen Bauern liegt in der Geschichte des Deutschen Ordens; einer Geschichte, die der Deutschen Nation auch nicht sehr zur Ehre gereicht. Katharina die Zweite fing wieder an sich der armen unterdrückten Menschenklasse anzunehmen, wovon so viele Stellen in ihren Verordnungen und ganze Gesetze zu ihrem Vortheil Zeugen sind. Daß die Regierungsgrundsätze der Kaiserin auf Freiheit und Liberalität beruheten, beweiset dieses, daß sie im Anfange gänzliche Preßfreiheit gab, und daß bloß Verfasser und Drucker für die etwanige Übertretung der Landesgesetze verantwortlich seyn sollten. Der Mißbrauch zog die Einschrän-

kung nach sich; und das Polizeiamt erhielt die Censur, so daß dann freilich das Schicksal der Papiere von der grössern oder geringern Liberalität der Polizei abhing, von deren Offizieren man sich nicht immer viel Gutes in dieser Rücksicht versprechen durfte. Man versichert, daß die Monarchin mehrere Jahre ernstlich damit beschäftigt gewesen sey, in ihrem ganzen Reiche zum Vortheil aller Arten von Industrie eine allgemeine Personalfreiheit einzuführen. Konnte irgend ein Regent so etwas durchsetzen, so war es Katharina die Zweite, an welcher schon seit dem ersten Türkenkriege die ganze Nation mit Enthusiasmus und uneingeschränktem Zutrauen zu hängen anfing. Sie sah gewiß alle Vortheile einer solchen Wohlthat, vorzüglich für die Betriebsamkeit des gemeinen Lebens; und am Ende bleibt denn doch immer der Landmann eigentlich die Seele des Staats. So lange keine feste gesetzliche Gewißheit der Besitzung für ihn ist, gewinnet sein Fleiß nie einen festen, sichern Punkt. Welcher Bauer wird sich ein gutes bequemes Haus bauen, wenn er nicht ganz sicher ist, daß er und seine Kinder darin wohnen werden, und daß sie keine Gewalt, kein Gutdünken, keine Chikane irgend eines großen oder kleinen Tyrannen daraus vertreiben kann? Wie wird er einen Baum pflanzen, unter dessen Schatten er nicht seine Enkeln zu schaukeln, oder dessen Früchte er und seine Söhne nicht sicher zu pflücken hoffen dürfen? Recht und Gesetz war es niemals; aber irgend ein Vorwand, den sein Gewaltiger bald fand, versetzte ihn aus seinem Tempe in die Wüste Berseba, die er zu einem zweiten Tempe schuf, um sodann in ein zweites Berseba versetzt zu werden. Man gebe dem Menschen alle prekäre Vortheile, die man ersinnen kann; man giebt ihm nicht so viel Muth zu Unternehmungen, als wenn man ihm ein einziges Recht sichert. Ich rede von ganzen Volksklassen und nicht von Individuen. Die Kaiserin, welche dieses und die Geschichte des Menschengeschlechts und ihres Reichs sehr wohl

wußte, wollte dem Menschen geben, was ihm gehört, als die schreckliche Revolte Pugatschews dazwischen trat. Der Schritt wäre an und für sich selbst in ihrer Lage etwas gewagt gewesen. Man kann sich vorstellen, daß, wenn sie ihr Ministerium fragte, manche Herren manche Bedenklichkeiten mancher Art hatten, von denen sie gewiß nicht immer den wahren Grund angaben. Der Aufruhr des Pugatschew gab den feineren Widersachern Gelegenheit, ihr vorzustellen, welche Folgen wahrscheinlich aus ihrem Schritte entspringen würden. Hundert tausende kamen in dem Aufruhr um, und die schaudervolle Scene schreckte die Kaiserin von ihren menschenfreundlichen, wohlgemeinten Maaßregeln zurück. Raynal, der verehrungswürdige Advokat der Freiheit und des Menschengeschlechts, sah, wenn er von Rußland sprach, doch wohl manches durch das Vergrößerungsglas seines philantropischen Zorns. Er setzt die Klassen der Freien in Rußland auf sehr wenige herab, da doch bekanntlich von jeher alle Bürger in allen kaiserlichen Städten freie Leute waren, die unter Leitung des Gouvernements mit ihrer Personalität anfangen konnten was sie wollten. Da Katharina die Zweite ihr Projekt der allgemeinen Personalfreiheit nicht durchsetzen konnte, so suchte sie wenigstens diese Klasse so sehr als möglich zu erweitern. Sie vermehrte die Anzahl der kaiserlichen Städte, um allen Menschen vielen Spielraum zur Industrie zu geben. Alle verabschiedete Soldaten mit ihrer Descendenz sind freie Leute, und können im ganzen Reiche sodann vornehmen was sie wollen. Es wird in Personalprozessen nach der Römischen Rechtsregel immer auch in favorem libertatis gesprochen. Freilich wird nie der Kern der Nation, die Bauern, sich zu wahren Menschen erheben, so lange man sie noch in so einen Schranken hält. Daß manche Kronbauern unter guter Verwaltung, und die Bauern mehrerer reichen und humanen Privatleute durch zufällige Vortheile, sich sehr vortheilhaft aus-

zeichnen, und ungewöhnlich wohlhabend sind, daraus folgt nichts gegen den Satz; sondern er wird vielmehr dadurch bewiesen, indem daraus erhellet, wie herrlich alles seyn würde, wenn alle das als Recht genössen, was man einem Theil aus Gnade giebt. Der Edelmann würde durch diese Veränderung nichts verlieren, oder vielleicht in den ersten Jahren nur etwas, und in den folgenden desto mehr gewinnen. Und gesetzt, er verlöre dadurch, so ist das was er verlieren würde dasjenige, was er mit Unrecht, selbst gegen die Gesetze des Staats, in Beschlag genommen hat. Die Deutschen Bauern leisten mehr, wenn man alle ihre Obliegenheiten nimmt, als die Russischen gesetzlich leisten sollen. Der Deutsche hat nicht mehr Kraft, sondern nur mehr Muth und Betriebsamkeit, weil er mehr Sicherheit hat: und sodann finden die Russischen Edelleute in allen Gouvernements nur zu viel Mittel, die Gränzen ihrer Forderungen widerrechtlich auszudehnen.

Durch Errichtung der Gouvernements und der darin bestehenden Gerichte hat zwar die Monarchin diese Willkühr zu beschränken gesucht, aber ihren Zweck nur halb erreicht. Allerdings ist es schon besser, als unter den vorigen Regierungen, und in so fern ist doch etwas gewonnen. Die Justitz war ein Chaos vor ihrer Regierung, indem die Provinzen von zu ungeheurem Umfange waren, als daß Ein Mann mit seinen untergeordneten Dikasterien sie allein hätte übersehen können. Die Errichtung einer großen Anzahl Gouvernements, ob sie gleich mit außerordentlichen Kosten verbunden war, hatte doch sogleich den Vortheil, daß die Gerichte den ganzen Umfang der Behörde weit besser übersehen konnten, und daß man überdieß nicht einem einzigen Manne eine exorbitante Macht anvertrauen durfte, die er leicht mißbrauchen konnte. Die Generalgouverneure, unter deren Aufsicht einige Gouvernements vereint stehen, haben indeß immer noch mehr Gewalt, als irgend eine

Civil- oder Militärperson in irgend einem andern Staate. Die Absicht der Kaiserin war gewiß wohlthätig, und ganz hat sie dieselbe nicht verfehlt. »Die Pflicht des kaiserlichen Statthalters, schreibt die Monarchin in der Verordnung, ist darauf zu sehen, daß Tribunäle und Einwohner Gesetz und Pflicht erfüllen. Daher liefert er alle Übertreter an die gehörigen Gerichte ab, nimmt sich desjenigen an, der über Verzögerung seiner Sache klagt, und hält das saumselige Tribunal zur Entscheidung an, ohne sich doch sebst in den Lauf der Sache zu mischen oder zu strafen. Denn er ist kein Richter, sondern ein Beobachter der Gesetze, ein Mittler des kaiserlichen und allgemeinen Besten, ein Schutz der Unterdrückten und Betreiber solcher Sachen, wozu sich kein Kläger findet. Kurz, der Name eines Statthalters verbindet ihn, Wohlwollen, Liebe und Mitleid für das Volk in allen seinen Handlungen zu beweisen. Daß gute Ordnung, Erfüllung der Gesetze und Erleichterung der Mittel, jeden gesetzmäßig zu befriedigen, in seiner Statthalterschaft gefunden, und darinnen dem Luxus, dem Übermuth, der Liederlichkeit, Verschwendung und Härte gewehrt werde, liegt ihm ob.«

Alle Dikasterien stehen also unter dem Generalgouverneur, in so fern er sie anhalten soll ihre Pflicht zu thun. Wie viel Mittel ihm dieses in die Hände giebt, Gutes und Böses zu wirken, ist leicht zu errathen: auch hat man von beiden Exempel genug. Manche Statthalter werden verehrt wie Schutzgeister der Provinzen. Nicht jede Verehrung ist ein sicheres Merkzeichen wirklich getreu erfüllter Pflichten. Kommt sie vom Bürger und dem Landmann, so kann man sicher schließen, daß sie eine Belohnung des Verdienstes ist. Der Adel belohnt oft auch nur diejenigen Generalgouverneure mit Beifall und Ehrenbezeigungen, die ihm in ihren Bedrückungen und unbefugten Anmaßungen keinen Einhalt thun. Manche Machtha-

ber wissen sich mit Klugheit über alles Gewissen hinweg zu setzen; daher das Russische Sprichwort entstanden ist: Der Himmel ist hoch und die Kaiserin wohnt weit. Ein Gebrechen der Russischen Dikasterien, so wie der Tribunäle in den meisten übrigen Ländern, ist, daß ihre Vorsitzer und Beisitzer meistens Edelleute sind, die nur auf Beibehaltung und Erweiterung ihrer Prärogativen, und sonst auf weiter nichts denken. Wo diese nicht in Kollision kommen, sind sie von Natur ziemlich gerecht: aber ein Bauer gegen seinen Gutsherrn hat selten Hoffnung zu rechtlicher Genugthuung, nach dem alten Sprichwort, und wird sodann als ein temere litigans immer mit Ruthen bestraft. So fehlerhaft indessen auch die Russische Justiz seyn mag, ist sie doch besser als gar keine, wie das vor Katharinens Zeit fast der Fall war, wo die Willkühr überall, oft mit blindem Wohlgefallen entschied.

Die wohlthätigste Erscheinung ist das Gewissensgericht. Den Fremden, welcher vielleicht keinen Begriff davon hat, könnte der Name erschrecken, indem er sich eine Art der schlimmsten Inquisition darunter vorstellt. Es ist aber ganz das Gegentheil, und nichts anders als ein Kollegium von tadellosen Männern mit gerichtlichem Ansehen, welche bei allen Prozessen, die man an sie bringen will, zuerst den gütlichen Vergleich versuchen, und nach Recht, Gesetz und Billigkeit den Ausgang des Prozesses vorher sagen. Viele Parteyen lassen sich den Ausspruch dieses Gerichts ohne alle Appellation gefallen, und mancher rechtliche Mann rechnet es sich zur Ehre, nie vor einem andern Tribunale gewesen zu seyn; so daß mancher ernsthafte, langwierige, den Parteyen gefährliche Prozeß dadurch verhindert oder in der Kürze abgethan wird. Das Gewissensgericht soll ferner für die Sicherheit der Person wachen. Seine Pflicht ist nach der kaiserlichen Verordnung, die Freiheit eines jeden Gefangenen von jedem Gericht gegen geleistete Kaution, daß

er sich wieder stellen wolle, zu verlangen und zu bewirken, wenn er nicht wegen Majestätsverbrechen, Verrätherei, Mord, Diebstahl oder Raub gefangen sitzt. Es soll sogleich die Anzeigung der Ursache verlangen, warum der Arrestant gehalten wird, warum er nicht verhört wird; und wenn oben besagte Fälle nicht Statt finden, soll seine Loslassung gegen Kaution ohne Verzug geschehen, damit er sodann seinen Prozeß vor der Behörde gesetzlich führen könne. Wenn ein Tribunal den Ausspruch dieses Gewissensgerichts binnen vier und zwanzig Stunden nach empfangener Notitz nicht befolgt, so soll der Vorsitzer 500 und jeder Beisitzer 100 Rubel Strafe bezahlen. Manchem Lande, in welchem man viel von Freiheit und Gerechtigkeit spricht und schreibt, würde eine solche Anordnung sehr heilsam seyn.

Es ist bekannt, daß die Kaiserin die Instruktion zu dem Gesetzbuche, von ihrer eigenen Hand geschrieben, der Kommission übergab, und daß man das Exemplar zum Andenken in der Akademie als Heiligthum verwahret. Deputirte von allen Nationen des Russischen Zepters wurden eingeladen, ihr Gutachten und ihre Meinungen zu den Gesetzen zu geben, nach welchem sie leben und glücklich seyn sollten. Wie nothwendig und wohlthätig jeder Nation helle, kurze, deutlich bestimmte Gesetze sind, um sie in ihren Händeln vor den Harpyen der Justiz zu sichern, weiß jedermann, der auch nicht die Geschichte genauer studirt hat: aber daß überall der Geist der Kabale und der feinen und groben Gewinnsucht sich dieser heilsamen Ordnung entgegen setzt, lehrt das Beispiel aller Nationen deutlich genug. Auch in Rußland schiffen, trotz der Gesetzgebung Katharinens, die Rabulisten mit ihren Parteyen in dem ungeheuern Ocean alter Ukasen herum, ohne oft die ersten Regeln der Jurisprudenz zu wissen oder wissen zu wollen. Denn die Ukasen der Russischen Kaiser von unserer Zeit zurück bis Iwan Wasilewitsch, sind noch weit mehr als das Justinianische Rechts-

buch ein wahres Farrago, je weniger gesammelt und geordnet sie sind. Auch müssen noch in den verschiedenen Provinzen die verschiedenen Privilegien gelten, an welche man täglich appelliret, so daß die Justizverwaltung nicht so leicht auf eine allgemeine Form gebracht werden kann. Die Kaiserin hat gethan, was sie thun konnte. Es gelingt vielleicht einem ihrer Nachfolger, wenn mehr Licht in der Nation ist, mehr Ordnung in den Gang der Justiz zu bringen.

Daß die Residenz so außerordentlich an Volksmenge unter der Regierung Katharinens gewonnen hat, wäre in jedem andern als in dem Russischen Reiche vielleicht mehr ein Vorwurf, als ein Lob, wenn man überlegt, wie wenig Vortheil einem Lande große Städte bringen. Aber in einem so ungeheuern Reiche, in einer solchen Lage, bei einer so neuen Residenz, wie Petersburg, darf man in hundert Jahren noch nicht befürchten, daß ihre Volksmenge übergroß werde. Petersburg hat seit dreißig Jahren mehr als 50000 Einwohner gewonnen; und die meisten darunter sind Ausländer, die für den Gewinn, den sie daselbst suchen, wenigstens einen Theil ihrer Kenntnisse und Industrie nothwendig den Eingebornen mittheilen müssen. Da Riga und Petersburg die wichtigsten Plätze des Russischen Handels für Europa sind, so läßt sich aus der Vermehrung der Bevölkerung, welche meistens durch den Handel und des Handels wegen so gestiegen ist, leicht einsehen, wie viel der Handel selbst müsse gewonnen haben: und wirklich wird aus den öffentlichen Zollregistern versichert, daß beide genannte Städte jetzt einen stärkern Handel treiben, als vorher ganz Rußland zusammen genommen.

Ich würde die Gränzen des Gemäldes überschreiten und meine Kräfte übersteigen, wenn ich weitläufig erzählen wollte, was die Monarchin für Petersburg insbesondere während ihrer vier und dreißigjährigen Regierung gethan hat. Manche An-

stalten sind von der Art, daß sie von sicherm großem Einfluß auf die große Ökonomie des ganzen Reichs sind: nämlich die neue Einrichtung der Akademie, und vorzüglich der Russischen, die neue Einrichtung und Verbesserung des Kadettenkorps, die völlig neue Errichtung des Seekadettenkorps und des Kadettenkorps der jungen Griechen. Hierher sind auch zu rechnen die Erziehungsanstalt des Fräuleinstifts, das Lombart, das Waisenhaus, und andere Anstalten mehr. Zu allen diesen Etablissements sind die Fonds mit weiser Fürsorge berechnet und, als für die nothwendigsten Bedürfnisse des Staats, ganz sicher angewiesen. Alle Verordnungen zu diesen zahlreichen Anstalten, meistens von der Monarchin selbst entworfen, athmen durchaus eine Milde, eine theilnehmende, rührende Sorgfalt, eine helle, kühne, vorurtheilsfreie Vernunft in dem edelsten Vortrage, die gegen das steife, unverständliche Kanzleimäßige in den übrigen Ländern sehr vortheilhaft abstechen. Die Tugend ist die Tochter der Sanftmuth, der Liebe und Ehrfurcht; strenge Strafen bewirken sie nie. Der Herr von Storch, ein Mann von hellem Geiste und tadellosem Charakter, dessen Buch nicht das Gepräge der Schmeichelei trägt, sagt in seiner Beschreibung von Petersburg: Die öffentlichen Anstalten für Nationalbildung, die jetzt in der Residenz blühen, sind ihre Entstehung zum größten Theil, ihre Erweiterung und zweckmäßige Veränderung aber alle ohne Ausnahme der jetzigen Kaiserin schuldig. In den Vorschriften zur Behandlung der jungen Leute in dem Kadettenhause, die sie meistens selbst angegeben oder wenigstens durchgesehen und verbessert hatte, herrscht durchaus so viel reine philosophische Pädagogik, so viel feine, freimüthige Bemerkung von Rom und Griechenland, daß man glauben sollte einen Entwurf für die Erziehung und Bildung Athenienfischer Jünglinge zu sehen. Und es ist nicht bloß Parade; man befolgt sie und handelt darnach. Das System der

physischen Erziehung ist Strenge; das der moralischen Gelindigkeit. Keine Nation hat ein so zahlreiches, wohl geordnetes Institut aufzuweisen; und junge Leute, welche dort gebildet worden sind, kommen wenigstens nie ganz ohne nöthige Vorkenntnisse und Geschicklichkeit an militärische Posten, und viele zeichnen sich in mancher Rücksicht aus.

Unter andern gemeinnützigen Anstalten bei der Errichtung der Statthalterschaften und der Einrichtung der neuen Dikasterien in denselben, schenkte die Monarchin jeder Statthalterschaft die Summe von 15000 Rubeln, als den Anfang zu einem Fond, aus welchem gelegentliche Ausgaben zur Unterstützung der Schulen oder der Armuth unter der Aufsicht des Gouverneurs bestritten werden sollten. Der Stadt Petersburg, als dem größten Publikum des Reichs nächst Moskau, gab sie zu eben diesem Behuf die besondere Summe von 52000 Rubeln, welche der Adel und die Bürgerschaft der Residenz ihr zu Errichtung eines Monuments bestimmt hatte. Das beste Monument errichten sich die Könige durch Wohlthaten und weise Regierung in den Herzen ihrer Unterthanen. Das Beispiel der Monarchin befeuerte alle edel denkende Privatleute von Vermögen, deren Rußland mehr als irgend ein anderes Reich eine große Menge hat. Man beeiferte sich um die Wette, das neue wohlthätige Institut zu unterstützen, und es kamen bloß in der Residenz 305000 Rubel an Beiträgen ein, indem mehrere Reiche zu 10 bis 20000 Rubel beitrugen. In den Gouvernements bemühete man sich ebenfalls so viel als möglich mitzuwirken, so daß fast überall bald die allgemeine Fürsorge zu einem beträchtlichen Fond stieg, und man bald ihren wohlthätigen Einfluß spüren könnte. Es ist jetzt im Reiche, wenn begüterte Personen sterben, eine sehr löbliche Gewohnheit, dieses Institut der allgemeinen Fürsorge im Testamente oder sonst durch Schenkungen zu bedenken: und diese Anstalt hat gewiß

den Vorzug in jeder Rücksicht vor allen übrigen Arten der piarum causarum in andern Ländern, da ihre Absicht nicht die Unterstützung der faulen Möncherei, sondern die der leidenden Menschheit überhaupt, und besonders die Erziehung des ärmern Theils der Jugend ist. So philanthropisch der Name lauter, so menschlich wohlthätig ist die Sache: und es werden zur Aufsicht und Besorgung derselben immer Männer bestimmt, deren moralischer Charakter der Würde des Geschäfts entspricht, die durchaus nicht nöthig haben auf Gewinn zu sehen, und die oft aus eigenen Mitteln menschenfreundlich den Mangel der öffentlichen, dem Zwecke gewidmeten Kasse ersetzen.

Die Monarchin legte, da viele Güterbesitzer damals oft auf die sichersten Hypotheken bei manchen drückenden Verlegenheiten kein Geld erhalten konnten, und deßwegen ihre häuslichen Geschäfte in Unordnung gerathen lassen, oder mit großem Schaden heimlichen, künstlichen Wucherern in die Hände fallen mußten, 22 Millionen Rubel zu Darlehen für den Adel nieder, für die Bedürfnisse der Städte 11 Millionen, und 3 Millionen insbesondere zur Beförderung des Ackerbaues in der neuen Provinz Taurien. Durch diese menschenfreundliche, wohlthätige Sorgfalt, wurden eine Menge Familien aus den Händen gieriger Gläubiger gerettet, manche Stadt konnte nützliche, die Industrie und den Wohlstand befördernde Unternehmungen machen, und die neuen Erwerbungen in der Krimm und in ihren Gegenden veränderten bald ihr altes Ansehen von Wüsteneyen in blühende Pflanzungen aller Art. Daß diese großen vernachläßigten Distrikte sich nicht auf einmal zu dem hohen Grade der Kultur alter, lange bearbeiteter Länder erheben können, ist begreiflich; aber doch that die Regierung unter der Kaiserin Katharina alles mögliche, die Naturgaben der Gegenden zu benutzen. Schon wählen sich viele Russische und Deutsche

Familien nicht allein mit ökonomischen Absichten, sondern aus wahrem Geschmack an der schönen Natur, zum Wohnsitz den alten Chersones, wo die Natur an Fruchtbarkeit, Schönheit, Mannigfaltigkeit und Größe mit den besten Ländern des Erdbodens wetteifert.

Der Russische Kalender zeigt, wie vielen, fast gänzlich verfallenen Städten die Monarchin durch ihre Unterstützung wieder aufzuhelfen gesucht hat, und wie viele neue an bequemen, vortheilhaften Lagen von ihr errichtet worden sind. Wenn gleich viele derselben nur noch in ihrer Entstehung sind, und vielleicht kaum das Ansehen kleiner Flecken haben', so befinden sich doch auch darunter Orte, die sich schon ietzt durch den Flor ihres Handels, die Wichtigkeit ihrer Geschäfte und die Wohlhabenheit ihrer neuen Einwohner auszeichnen. Jedermann weiß, wie viel Cherson, Zarizin und Saratow in kurzer Zeit gewonnen haben, und welchen Kredit sie schon durch ihre Manufakturen und Industrie in den Handelsgeschäften, nicht allein der dortigen Gegend, sondern in großer Entfernung besitzen, so daß ihre Geschäfte sich jetzt schon bis nach Deutschland und England erstrecken. Daß die Kolonisten um Zarizin und Saratow nicht alle ihre Rechnung gefunden haben, daß manche theils durch ihre eigene Ungeschicklichkeit, theils durch nachläßige Besorgung der kaiserlichen Befehle durch die Direktoren, wohl gar ins Elend gerathen, wohl gar darin gestorben sind, ist nicht zu läugnen. Aber wer wollte deswegen so ungerecht seyn, die wohlthätige Absicht der Monarchin und ihre thätige Theilnahme zu mißkennen, wenn die Nachläßigkeit, oder wohl gar die Habsucht der Unterdirektoren den Zweck vereitelt? Wahr ist es, daß mancher Ausländer traurig aus der angewiesenen Gegend nach Petersburg zurückgekehret ist, und den Zustand der Kolonisten mit melancholischen Zügen ausmahlt; aber es ist auch wahr, daß man dort ganze neue Städte wohlhabender und glücklicher Menschen

trifft, unter denen man sich mitten in der blühendsten Provinz von Deutschland glaubt, und aus jedem Munde, wenn auch knirschende Flüche über diesen und jenen Bedrücker, doch immer Segen über die Monarchin hört. Wenn also auch ein Theil wirklich unglücklich ist, oder nicht so glücklich, als es der Enthusiasmus der Menschen gewöhnlich wünscht und hofft, so ist doch der andere größere Theil zufrieden mit der Unterstützung, die er erhielt, und arbeitete sich durch eigenen Fleiß und Muth bald gegen alle Unglücksfälle der Natur in Sicherheit. Wenn Raynal hier mit seiner feurigen Philanthropie malt und übertreibt, so bedenkt der rechtschaffene Mann nicht, welchen fürchterlichen Schwierigkeiten, die wir hier nicht alle kennen, man dort bei einem neuen Etablissement entgegen zu arbeiten hat. Wer nicht eisernen Muth und unermüdete Unverdrossenheit hat, darf nie daran denken, in einer ganz jungen Kolonie glücklich empor zu kommen. Die Natur der Sache ist so; und in den dortigen Gegenden und Verhältnissen sind allerdings die Hindernisse noch größer. Auch die Kolonisten in Amerika klagten im Anfange über Elend, und klagen vielleicht an manchen Orten noch. In Rußland sind die Schwierigkeiten ohne Widerspruch größer; aber ihr Zustand ist im Allgemeinen nicht so traurig, als ihn der philanthropische Enthusiast schildert. Wenn wirklich einige umkamen, so starben nicht Tausende. Raynal verdient jedoch den wärmsten Dank: denn er wollte auf Elend aufmerksam machen, wenn er es auch vergrößerte.

Wie viel die Wissenschaften unter der Regierung Katharina der Zweiten, und vorzügtich durch ihre Aufmunterung und Unterstützung gewonnen haben, ist aus den Bemühungen der Petersburger Akademie für mehrere Zweige derselben jedem auswärtigen Gelehrten hinlänglich bekannt. Es sind nicht mehr bloß Fremde, die durch ihre Verdienste in diesem Fache glänzen; obgleich auch diese, wenn der Geist wahrer Wissenschaft auf ihnen ruht,

in Rußland noch immer Pflege und Achtung finden. Wer kennt nicht Pallas, Nikolai's Klinger's und mehrerer Andern Werth, die nah am Pole zu einer Vollkommenheit gediehen, wie man sie jenseits der Alpen selten findet? Die Nation fängt jetzt selbst an sich mit ihren Nachbarn auf gleichen wissenschaftlichen Fuß zu setzen. Man begnügt sich nicht mehr mit den Übersetzungen kleiner Arbeiten der Deutschen und Franzosen, ob man gleich noch immer fortfährt, jedes wissenschaftliche Werk oder vorzügliche Produkte des Geistes und Geschmacks beider Nationen den Russen in ihrer Sprache zu geben. Die Meisterwerke der alten Literatur werden glücklich bearbeitet. Unter Cheraskows und Petrows Feder sind Homer und Virgil der Nation selbst klassisch geworden; und wahre Kenner, die nicht Ursache haben, den Hyperboreern zu schmeicheln, versichern, daß Cheraskows Arbeit der Popischen an Dichterwerth nichts nachgiebt und sie an Richtigkeit übertrifft. Die Deutschen, welche seit der letzten Hälfte des Jahrhunderts stolz auf geschmackvolle Philologie sind, haben vielleicht noch kein Werk dieser Art, das sie Petrows Äneide sicher entgegen stellen können. Beide Männer sind Nationaldichter in eben so hohem Grade, wie unser Voß und Stollberg. Lomonossow hatte die Bahn gebrochen, und er hat schon Nachfolger gehabt, die an Dichtergeist nicht unter ihm stehen, und durch Korrektheit und Grazie der Sprache sich über ihn erheben. Vielleicht lächelt mancher Leser, wenn er von der Grazie der Russischen Sprache hört. Der Verfasser, der nicht ganz Fremdling in dem Studium der alten und neuen Sprachen ist, kann auf Gewissen versichern, daß er nach der Griechischen keine Sprache kennt, die mehr Bestimmtheit und sonorischen Wohllaut hätte, als die Russische. Die mit ihr verwandten Slavonischen Dialekte sind für sie eine unerschöpfliche Quelle. Sumorokow, dessen glänzendste Periode noch in die Regierung Katharinens fiel, lebte und starb allgemein hochgeachtet, in An-

sehen und von der Kaiserin belohnt, in Moskau. Derschawin ist ein Mann, dessen Kredit als Staatsmann eben so gegründet ist, als sein literarischer Ruf. Ob er gleich ein tartarischer Mursa von Geburt ist, darf man ihn doch billig unter die Nationalrussen zählen, da er seine ganze Bildung von Jugend auf in Rußland erhalten hat. Knjäschnins Theaterstücke haben alle den Stempel des wahren kaustischen Genies, und liefern die Nationalsitten mit aller gutmüthigen Jovialität des gemeinen Lebens und aller lächerlichen Karikatur der nachgeäfften großen Welt der Halbgebildeten, deren es in der Nation keine geringe Anzahl giebt. Als ein Beispiel des Charakteristischen der Russischen Sprache führe ich nur den Titel seines Großprahlers an. Er heißt im Russischen Chwastuhn. Dieses Wort, gewöhnlich recht stark durch den hohlen Gaumen ausgesprochen, giebt fast schon allein den ganzen Begriff eines gewaltigen Gaskonadenschneiders. Cheraskows Rossiade ist ein Heldengedicht, dessen Gegenstand vornehmlich der erste Türkische Krieg von 1770 bis 1774 ist; und die Thaten Romanzows Sadunaisky mit seinen braven Kriegern sind in dem würdigsten Styl, ohne Schwulst, mit wahrem Dichtergeist besungen. Auch seine Schlacht bei Tschesme, wo Orlow die Türkische Flotte verbrannte, bleibt in jeder Rücksicht ein Monument für den Dichter und den Nationalruhm. Wo haben die Deutschen, Gleims Kriegslieder abgerechnet, wo doch oft der Grenadier noch die Sprache eines Soldaten des Hyder Aly spricht, wo haben wir etwas in unserer Geschichte diesem entgegen zu stellen? Aber wir haben noch keine Nationalthaten, wie der Russe seit Peter dem Ersten. Kein Deutscher wird besingen sollen und wollen, wie muthig und tapfer sich Deutsche mit Deutschen schlugen. Stcherebatow in seiner Geschichte darf sich vielleicht mit Robertson messen; und dürfen wir nicht bei diesen Fortschritten bald einen Gibbon und Hume erwarten?

Die freie ökonomische Gesellschaft in Petersburg deren Präsident zuletzt mehrere Jahre der General Graf zu Anhalt war, hat in ihren Annalen manche wichtige Bemerkung und Entdeckung über Ökonomie und Landverbesserung, die auch noch den Wirthen anderer Länder höherer Kultur nützlich werden könnten. Ökonomen von wahrem Kredit sprechen davon mit entscheidender Achtung. Es ist gewiß, daß der Ackerbau in den meisten Gegenden Rußlands auf einem hohen Grad der Vollkommenheit steht, und den wenigsten übrigen Ländern etwas nachgiebt überhaupt: aber Agrikultur ist nicht Kultur: und diese fehlt in Rußland vorzüglich noch den Menschen. Die Ursachen liegen tiefer und sind zu sehr mit der politischen Existenz zusammen gewebt, als daß der Sache mit einigen gewöhnlichen Maaßregeln der Regierung abgeholfen werden könnte.

Selbst die Proletarier der Literatur wissen, welche Vortheile Pallas durch seine Reisen in die Asiatischen Provinzen des Russischen Reichs der ganzen Naturgeschichte gebracht hat. Die Kaiserin hat nicht bloß die Kosten des weitläufigen Unternehmens bestritten und durch ihre gemessenen Befehle in den entfernten Gouvernements den Eifer des würdigen Mannes unterstützt; sondern sie läßt auch das Resultat aller seiner Nachforschungen, besonders für die Botanik in der Russischen Flora, mit allem Fleiß der Wissenschaft und der Kunst dem Publikum geben; ein Unternehmen, welches schwerlich ein Privatmann mit eigenem Aufwand würde unternommen haben. Die Bibliothek, die Kunst- und Naturaliensammlung der Akademie, die man als einen großen Nationalvorrath der Kultur betrachten kann, sind durch den Ankauf verschiedener ansehnlicher Büchersammlungen aus Frankreich und England zu einem Reichthum angewachsen, den man kaum bei einer andern Nation antreffen wird. Die Entdeckungen in den Asiatischen Gouvernements liefern täglich neue Merkwürdigkeiten. Storch spricht

von den Denkmählern aus den Sibirischen Gräbern, die er das Herkulanum der Russen nennt, enthusiastisch in seiner Beschreibung der Residenz. Diese Überbleibsel eines der mächtigsten Völker sind grösztentheils von gediegenem Golde, und bestehen in Bechern, Gefäßen, Diademen, militärischen Ehrenzeichen, Panzern und Schilden, Geschmeiden, Götzenbildern und Abbildungen verschiedener Thiere. Der Geschmack und die Schönheit lassen vermuthen, daß sie unter Ghenkischans Nachfolgern von ausländischen Künstlern mögen verfertigt worden seyn. Der Zuwachs, den die Bibliothek durch die Zaluskische Büchersammlung von Warschau erhalten hat, ist den Gelehrten bekannt, und nach ihrer Meinung von unschätzbarem Werth.

Die Kunst hat unter Katharina der Zweiten in Rußland verhältnißmäßig beträchtlichere Fortschritte gemacht, als in irgend einem andern Reiche. So wie mehrere junge Leute ihre Zeit nach dem Urtheil ihrer Lehrer in der Russischen Akademie mit Vortheil angewendet hatten, und ausgezeichnete Talente blicken ließen, erhielten einige von ihnen Reisekosten, um nach dem Rath verständiger Männer sich in fremden Ländern, besonders in Italien, der Pflanzschule der Künste, weiter auszubilden. Dieses hat Rußland Männer gegeben, die auch bei den Ausländern als Künstler von gründlicher Wissenschaft, ächtem feinem Geschmacke, und überhaupt von wahrem Kredit aufgeführt werden können. Unter diesen sind die Maler Koßlow und Iwanow in der Geschichte, und Lewitzky in Porträten; der Kupferstecher Skorodumow, Maschalowin, ein Metallarbeiter, und der Mechaniker Kulibin; lauter Nationalrussen, und Männer, die alle ihrem Metier Ehre machen. Der letzte, ein Bauer von Geburt, arbeitete sich trotz allen Schwierigkeiten seiner Lage ganz allein zu einem Grade der Vollkommenheit empor, daß er die Aufmerksamkeit der Akademie auf sich zog, und die Aufmunterung und Unterstützung der Monarchin erhielt.

Unter andern Kunstsachen von seiner Hand ist besonders das Modell zu einer hölzernen Brücke von einem einzigen Bogen über die Newa, das alle Sachkundige bewundern, das man aber bis jetzt noch nicht ausgeführt hat. Von Maschalowin sind ein Farnesischer Herkules und eine Flora in Zarsko Selo; von Koßlow vorzüglich mit die vortreffliche Kopie der Raphaelischen Gallerie aus dem Vatikan in der Eremitage, von welcher alle Kenner sagen, daß der Geist des großen Meisters gefaßt und übergetragen ist. Tiez, jetzt anerkannt einer der größten Violinspieler, obgleich aus Petersburg von Herkunft ein Deutscher, hat sich ganz auf Kosten der Kaiserin auf seinen Reisen gebildet. Wenn nach diesem Anfange fortgearbeitet wird, darf die Nation hoffen, daß sie vielleicht nach einem Jahrhundert die Griechen und Römer auch in Künsten und Wissenschaften erreichen werde, die sie in dem Kriegswesen schon erreicht hat.

Eine der wohlthätigsten Anstalten der Kaiserin durch das ganze Reich sind noch die Normalschulen in jeder Gouvernementsstadt, wo Ärmere ganz frei, und Begüterte für eine sehr mäßige Bezahlung ihren Kindern einen ziemlich guten Unterricht verschaffen können. In allen diesen Schulen sind sehr wohl besoldete Lehrer angestellt; und man lehrt in denselben nach gründlichen Regeln die Russische, Lateinische und Deutsche Sprache, in einigen auch die Griechische, nebst Mathematik und Geschichte. Diese Normalschulen sind vielleicht die ersten nützlichen Pflegetöchter der Akademie, und versprechen der Nationalerziehung in Zukunft wenigstens eben soviel Vortheil, als unsere Gymnasien und Stadtschulen in Deutschland gewähren. So mangelhaft die Erziehungsmethode bei beiden seyn mag, so ist sie doch immer besser und sicherer als gänzliche Vernachlässigung, oder die schnellen, nicht reiflich überlegten, gefährlichen Experimente der Neulinge. Daß man in Rußland Mathematik und Geschichte durchaus mit jeder nur etwas feineren

Erziehung verbindet, ist sehr weiser Plan. Denn nichts leidet den Verstand des jungen Menschen mehr zum Denken, und bereitet ihn besser zu aller Philosophie vor, als Mathematik, nach der richtigen Meinung jenes alten Griechen; und für den Menschen ist keine bessere Schule zum praktischen Leben, als die Geschichte der Menschen. Denn hier sieht er meistens den Menschen ohne den Nimbus, den ihm seine Zeitgenossen geben, wie er ist; den Verbrecher als Verbrecher, und den Tugendhaften als Tugendhaften. Der junge Mann macht sich bekannt mit den Gesinnungen und Grundsätzen großer Männer aller Zeiten und aller Nationen, und sucht von ihnen für sich so viel aufzufassen, als er kann; er dringt in den Geist ihrer Charaktere, und steigt in der Geschichte und durch die Geschichte zu einer Seelengröße, zu welcher ihn schwerlich die demonstrative Moral würde erhoben haben. Ohne Enthusiasmus wird nichts großes, sagen schon Plato und Cicero; und der vernünftige Enthusiasmus wird fast immer aus der Geschichte geschöpft. Die Absicht und Verordnung der Monarchin war auch, daß auf diese Art die Geschichte für das Leben studirt werden sollte, und nicht kalte Zahlenreihen von Antrittsjahren und Sterbetagen, von Schlachten und Friedensschlüssen auswendig zu lernen. Durch die Stiftung der Akademie in Moskau wollte die Monarchin, bei der weiten Ausdehnung ihrer Provinzen, der wissenschaftlichen Erziehung der alten Hauptstadt helfen. Die Einrichtung der Akademie daselbst hat zwar noch etwas Klostermäßiges, wie die Universitäten in England, und fast eine zu geringe Anzahl Studirender, als daß ihr Einfluß sogleich ausgebreitet für das Reich seyn könnte. Aber mit dem Wachsthum der heilsamen Institute steigt gewiß die Theilnahme an denselben; und man hat Ursache zu hoffen, daß die literarischen Etablissements in Petersburg, Moskau und Astrakan einst zu dem Ansehen stei-

gen werden, um mit den ersten Anstalten ähnlicher Art unter den aufgeklärtesten Nationen zu ringen.

Daß Petersburg in jeder Rücksicht durch die unermüdete mütterliche Fürsorge der Kaiserin für das ganze Reich am meisten gewinnen mußte, folgt aus der Natur der Sache, da die Residenz unmittelbar selbst unter den Augen und der Aufsicht der Monarchin lag, da sich meistens das Interesse des ganzen Reichs in der Residenz zusammen koncentrirt, und da man von dort aus gewöhnlich für alle übrigen Provinzen zu sorgen gedenkt. So gewann unter Friedrich dem Zweiten Berlin, so gewann unter August Rom am meisten: denn so ein feiger, heuchlerischer Schwächling auch Octavius war, so hatte doch zufällig die Kleinheit seiner Seele für den Römischen Staatskoloß eine bessere Wirkung, als vielleicht die Größe Cäsars gehabt haben würde. Alle Fremde, welche Petersburg jetzt besuchen und ehemals besucht haben, versichern, daß es seit 1762 eine ganz andere Gestalt gewonnen hat. Es steigen Paläste neben Palästen empor, und sein Umkreis ist mit Villen besäet, wie in der goldenen Zeit des Geschmacks eine der schönsten Städte Italiens. Man vergißt über der Größe des Plans und der Ausführung den sechzigsten Grad und die niedrige Nebelgegend an der letzten Spitze des Baltischen Meeres. Die Newa wird zur Tiber, Kronstadt zu Ostium, und man glaubt in Rom zu seyn, als Agrippa seinen Tempel baute. Könnte Peter zurück blicken, er würde über das Gedeihen seiner Schöpfung erstaunen. Nie ist in der Weltgeschichte in so kurzer Zeit eine Stadt so groß gewachsen. Ein Engländer kam mit brittischer Hitze von London nach Petersburg bloß um das prächtige Steingeländer an der Newa zu sehen, von welchem ihm seine Landsleute so viel erzählt hatten. Er kam, stieg aus, besah, machte einige Spaziergänge auf und ab, setzte sich wieder in den Wagen und fuhr zurück, wie ein anderer seiner grilligen Mitbrüder, der nach Ägypten

fuhr, die große Pyramide maß, und nach Hause ging. Alle sprechen indessen mit Enthusiasmus von dieser schönen kostbaren Einfassung des Flusses, ohne die übrigen Sehenswürdigkeiten zu verachten. Es kann nicht meine Absicht seyn, Petersburg zu beschreiben; ich will nur noch einige Vorzüglichkeiten nennen, die der verstorbenen Kaiserin ihren Ursprung verdanken.

Die Statue Peters des Ersten zeigt von dem tiefen Gefühl der Monarchin, das sie für den Werth dieses großen Mannes hatte. Die Welt hat vielleicht kein ähnliches Piedestal zu einer Statue. Es besteht aus einer ungeheuern Felsenmasse, bei der man sich wundert, wie sie dort habe wachsen, oder wie sie von Menschenhänden dahin habe gebracht werden können. Die Statue des Helden, großen Staatsmanns und unsterblichen Fürsten, welche ihn zu Pferde nach der genauesten Ähnlichkeit vorstellt, übertrifft, nach dem Urtheile gründlicher und geschmackvoller Männer, an Schönheit und Majestät die meisten Arbeiten neuerer Künstler und die Statuen zu Dresden und Berlin, nebst den nun zertrümmerten Stücken zu Paris.

Die Eremitage, der Lieblingsaufenthalt der verstorbenen Monarchin, enthält an Kunstwerken unermeßliche Summen. Junge Künstler könnten hier gebildet werden ohne nach klassischem Boden zu reisen. Hierher hat die Kaiserin die meisten Seltenheiten bringen lassen, die sie während ihrer langen Regierung mit großer Auswahl und großem Aufwand aus mehrern Ländern, besonders aus Italien, zusammen gekauft hat, und was zuweilen auch ihre eigenen Provinzen Kostbares lieferten. Was die Kunst der Menschen Prächtiges und Glänzendes aufstellen kann, ist hier mit Geschmack zusammen gebracht; und Personen, welche viel in der Welt gewesen sind und gesehen haben, gestehen, daß sie nie etwas Reitzenderes, Feenähnlicheres gefunden. Es war Katharinens Sanssouci: aber es war desto herrlicher und kostbarer, jemehr in dem Charakter der Frauen

feiner Geschmack und versteckte, wohl geordnetete Prachtliebe herrscht. Hier hat die Kaiserin ihre auserlesensten Stücke der Kunst, ihre gewählteste Bibliothek und ihr eigenes bestes Theater. Hier besuchten sie nur diejenigen Minister und Generale, denen sie ihr näheres Vertrauen geschenkt hatte, und denen deßwegen der Zutritt jederzeit frei stand. Es war gewöhnlich das Nonplusultra der kaiserlichen Gnade, oft mit der Monarchin in der Eremitage zu essen; und man berechnete gewöhnlich den Kredit der fremden Höfe darnach, nachdem ihre Gesandten mehr oder weniger oft diese Auszeichnung genossen. Die Feste, welche sie dort gab, waren nicht die größten, aber die feinsten und geschmackvollsten, und die Stücke, welche dort auf dem Theater aufgeführt wurden, immer von ihrer eignen Wahl und ihre Lieblingsstücke sowohl in Russischer als Französischer Sprache. Wer bei Friedrich in Sanssouci war, hatte gewiß die ganze Achtung des Königes; und wer von Katharinen in die Eremitage geladen wurde, dessen Kredit wurde bei Hofe als unwandelbar angenommen.

Zarsko Selo, den ehemaligen Aufenthalt der Kaiserin Elisabeth, hat die Monarchin vorzüglich zu Monumenten der Nation bestimmt. Dort hat Romanzow ein Denkmal der Dankbarkeit bekommen und Orlow, nicht Orlow der Liebling, sondern der Vernichter der Türkischen Flotte bei Tschesme. Es ist ein Heiligthum, in welches nur große Verdienste um das Vaterland führen sollen. Dort sollen Suworow und Fersen ihre Belohnung erhalten. Künstler, welche der Nation Ehre bringen, sollen selbst die Ehre haben ihre Arbeiten dort aufgestellt zu sehen, wie schon einige Russische Nationalwerke der Kunst dort stehen. Welchen Enthusiasmus muß dieses in der ganzen Nation erzeugen, in dem Helden, dem Staatsmann und dem Künstler, wenn jeder hoffen darf, daß einst sein Verdienst seinen Mitbrüdern und seinen und ihren Nachkommen dort öf-

fentlich verewigt werden kann! Wie der Athenienser erwarten konnte, daß sein Patriotismus mit einem Gemälde in der Akropolis belohnt werden würde, der Römer auf ein Monument pro Rostris, und der Britte auf eine Ehrenbüste unter den Königen in Westmünster hoffen durfte, so darf der Russe erwarten, daß ihm ein bleibendes Ehrengedächtniß bei seiner Nation nicht fehlen werde. Wenige Nationen Europa's sind gegen ihre großen Männer so gerecht: eine kalte gnädige Zufriedenheit ihrer Monarchen ist alles, worauf der Bürger rechnen darf. Wer den Menschen kennt, wird gestehen, daß dieses dem Menschen nicht genug ist, daß es ihm sehr wenig ist. Alle Monarchen arbeiteten, wie die Geschichte lehrt, für ihren Vortheil am besten, die den Menschen studirten, und sich durchaus in seiner Sphäre hielten.

Eines der prächtigsten Werke, das die Russen zu Nebenbuhlern der Italiäner in der großen Kunst macht, dessen Vollendung aber Katharina nicht erlebt hat, ist die Isaakskirche in der Residenz. Dieses herrliche Gebäude, nach dem Plan der Peterskirche in Rom angelegt, und wozu aller Marmor aus Italien herbei geschafft wird, ist jetzt erst bis auf die Kuppel vollendet, und wird gewiß eines der ersten Kunstwerke dieser Art in der Welt werden.

Das Nationaltheater, das die Kaiserin dem Publikum gegeben hat, behauptet an Größe und Ansehen und an gut durchdachter Ordnung den ersten Rang unter den Anstalten dieser Klasse. Fremde von der feinsten Bildung in jeder Rücksicht bezeugen, daß die Russische Bühne keiner andern an Kunst und Geschmack in Aktion, Gesang und Kleidung nachsteht, und an Pracht und Aufwand alle übrigen übertrifft. Es ist bekannt, daß die Kaiserin zuweilen fünfzig bis hundert tausend Rubel zur Aufführung eines Stücks oder Ballets gab und ihre Elephanten den ganzen alten Kriegspomp zu vollenden abrichten

ließ. Selbst diejenigen, welche die große Tour mit Aufwand und Anspruch auf Geschmack gemacht haben, gestehen, man müsse nach Petersburg gehen, wenn man ein Ballet sehen wolle. Die ganze Kunst, und vorzüglich der Charakter erscheinen daselbst in einer Vollkommenheit, die selbst die ersten Kenner bewundern, und von welcher Laien kaum eine Vorstellung haben.

Die Einwohner der verschiedenen Provinzen, und besonders die Bürger der Seestädte wissen und erzählen, welche große Summen die Monarchin hier und da, und besonders zu Hafenverbesserungen und Wasserbauen, theils mit mehr, theils mit weniger Glück angewendet hat. Wenn zuweilen durch üble Berechnung und fehlerhafte Anlage der Unternehmer und Aufseher der beabsichtigte Zweck fehlschlug, oder anstatt Nutzen wohl gar Schade gestiftet wurde, wie das nach dem Urtheile sachverständiger Männer mit den Dünadämmen bei Riga der Fall ist, so darf davon die Schuld nicht der Kaiserin beigemessen werden, indem es das allgemeine Schicksal, vorzüglich der Könige ist zu irren, und noch öfter hintergangen zu werden. Daß die Kaiserin es mit allen Nationen, die ihrem Zepter huldigten, jederzeit mütterlich meinte, bekennet jede Seele von Jakuzk bis nach Dünamünde. Durch ihre Bemühungen verschönerte sich Twer zu einem Grade, der in den nördlichen Gegenden bisher ein seltenes Phänomen ist: unter ihr stiegen die Stahlfabriken von Tula zu einer Vollkommenheit, daß sie mit den Englischen wetteifern, und oft den feinsten Kenner den Unterschied nicht mehr finden lassen. Die Manufakturen aller Art waren in einen Zustand gekommen, daß der nunmehr an den Luxus und die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnte Russe das Verbot der Einfuhr der meisten fremden Artikel gar nicht mehr empfand, indem sie ihm seine Landsleute viel wohlfeiler von nicht minderer Güte lieferten. Die Tücher, welche in und um Moskau gemacht werden, geben den besten Englischen an

Feinheit und Dauer wenig nach, so daß die üppigen Reichen oft nur für den Namen bezahlen, um in Englischem Tuch gekleidet zu gehen. Wie sehr die asiatischen Provinzen, und besonders das südliche Sibirien, gewonnen haben, können die Personen nicht genug erheben, welche einige Zeit in Amtsgeschäften dort gewesen sind. Die Gegenden sind nicht mehr der Pönitenzraum für Verbrecher, oder Mißvergnügte, die jedes Gouvernement so leicht für Verbrecher ansieht: sie sind blühende, fruchtbare, herrliche Distrikte, wo sich vergnügte und glückliche Familien bei Tausenden angesiedelt haben, und unter der milden Regierung, die das Ausland als despotisch ausschreiet, sich wohl befinden. Die Regierung scheint das Mißliche der Maaßregel nach und nach einzusehen, alle Verdächtige dahin zu verweisen, wo sich endlich eine Menschenklasse sammeln müßte, die, gut oder schlimm, dem Mutterlande auf keine Weise gleichgültig seyn könnte. Es werden verhältnißmäßig jetzt sehr wenige dahin geschickt; und auch diese bleiben mehr in den tiefern Gouvernements des alten Rußlands selbst. Es wäre im Gegentheile mit Grund zu befürchten, daß bei irgend einer Konjunktur die Provinzen die Rolle der Amerikanischen Englischen Kolonisten spielten. Die wenigen Staatsgefangenen in den höheren Gegenden bis hinauf nach Kamtschatka sind von keiner großen Anzahl. Die Geschichte Benjowsky's hat durch Übertreibung und Abentheuerlichkeit zwei Drittheil an Wichtigkeit gewonnen, war aber immer dem Gouvernement eine Lection zur Aufmerksamkeit.

Die Unglücksfälle, welche unter der Regierung der Kaiserin Katharina der Zweiten das Russische Reich getroffen haben, sind vorzüglich und fast einzig die Pest in Moskau, der Aufruhr des Kosaken Jemelian Pugatschew, und die plötzliche Auswanderung des ganzen Stammes der Torgutischen Kalmucken.

Die tödtliche Krankheit wüthete in der alten Hauptstadt fürchterlich, und der Pöbel, voll religiöser Schwärmerei, ermordete den vernünftigen Erzbischof, der zur Unterstützung des Gouvernements und der Ärzte die häufigen Pilgerschaften zu den Heiligenbildern einzustellen suchte, wo sich natürlich, da sie von Patienten fast beständig belagert waren, auch jeder Gesunde in seiner Andacht die Krankheit holen mußte. Der Tumult der Bigotterie ward unter der ganzen Populace allgemein, und Bataillone mußten die Vernunft unterstützen helfen, die aus dem weisen Munde des guten Erzbischofs nicht wirken wollte. Fast hundert tausend Menschen kamen um, die meisten durch die Krankheit, die, wie man sagt, ein Roskolnik in seinem Barte mit aus der Türkei gebracht hatte, und nur wenige im Aufruhr. Alle, welche die Kaiserin bei diesem traurigen Geschäfte brauchte, erwarben sich ihre Zufriedenheit und den Anspruch auf die Dankbarkeit der Nation, vorzüglich der menschenfreundliche, unerschrockene Petersburger Arzt, der den Grafen Orlow, welcher als bevollmächtigter kaiserlicher Kommissär nach Moskau ging, begleitete. Das Militär zeigte hier durch seine muthige Bereitwilligkeit, die wohlthätigen Maaßregeln der Regierung zu unterstützen, was Ordnung und Pflicht und vernünftige Aufklärung gegen wilden, enthusiastischen, bigotten Taumel der Menge vermag.

Der Kosak Pugatschew, ein feuriger, wilder, unbändiger, tapferer Mann, ganz in dem alten Geiste seiner Nation, verführt durch einige Ähnlichkeit, die einige seiner Bekannten zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser, Peter dem Dritten, gefunden hatten, faßte den ungeheuern Einfall, nach zehn Jahren seine Person vorzustellen, und sein Reich für sich zu erobern. Mit vieler Geschicklichkeit hatte er sich einige Zeit unter der Hülle des Geheimnisses in den Grenzprovinzen von Asien herumgetrieben, und trat plötzlich mit einem starken Anhang-

hervor, von welchem wenigstens ein großer Theil überzeugt zu seyn schien, daß er wirklich der Kaiser sey. Sein Zeitpunkt war vortheilhaft genug gewählt, da die meisten Truppen noch gegen die Türken standen, und er unterdessen so viel zu gewinnen hoffte, um die Spitze bieten zu können. Das Andenken der Demetriusse und das Räthselhafte der damaligen Periode ist noch nicht ganz verloschen. Pugatschews Haufe wuchs zu einer furchtbaren Menge; überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels nicht allein Schutz sondern auch Rache versprochen hatte. Die letztere nahmen die Bauern, wo sie nur konnten, fürchterlich selbst. Er verbrannte Kasan und mehrere kleine Städte; schlug verschiedene kleine Detaschements, hob manche auf, und zog von dem Militär viele auf seine Seite. Erst sein Unglück scheint ihn grausam gemacht zu haben: er ward ein Unmensch, ein Wüthrich, und man erzählt unerhörte Unthaten seines Grimms. Hätte Pugatschew eben so viel Politik, Klugheit und Menschlichkeit gehabt, als er Muth und Entschlossenheit hatte, wer weiß, welche Rolle er noch, entlarvt oder nicht entlarvt, gespielt hätte, und welches Bild der Name Pugatschew der Nachwelt gewesen seyn würde, da man ihn jetzt nur unter den glänzenden Bösewichtern eine der ersten Stellen giebt. So hängt das Schicksal und selbst der moralische Kredit der Menschen oft an einem sehr dünnen Faden. Er wurde wiederholtemal geschlagen, besonders von Michelson immer weiter zurück gedrängt, endlich von allen seinen Anhängern verlassen und gefangen. Seine und der übrigen Rädelsführer Hinrichtung in Moskau sind die einzigen Todesurtheile, die unter der Regierung Katharinens vollzogen worden sind. Die Geschichte, welche von diesem furchtbaren Manne im Publikum ist, hat gewiß sehr wenig Ächtheit, und ist bloß eine sonderbare Ausschmückung einzelner Thatsachen, von irgend einem Mißver-

gnügten in eine abentheuerliche Erzählung gebracht. Russischen Ursprungs scheint sie nicht zu seyn, und die Absicht des Franzosen ist schwer zu errathen, so wenig bleibt er sich gleich. Man giebt die Anzahl der im Aufruhr Gebliebenen auf mehr als hundert tausend an: so viel ist gewiß, daß er dem Reiche mehr kostete, als der blutigste Feldzug hätte kosten können.

Die Torguten, ein ansehnlicher Tartarischer Stamm von den Kalmucken, ohngefähr 30000 streitbare Mann stark, waren seit einiger Zeit eifersüchtig auf ihre alte Tartarische Freiheit gewesen. Sie sahen, daß sich ihre Nachbarn und Stammverwandten nach und nach immer mehr Einrichtungen des Russischen Gouvernements gefallen lassen mußten, und schlossen mit Recht, daß die Reihe auch noch endlich an sie kommen würde. Mit vieler Ordnung und Verschwiegenheit machten sie ihre Vorbereitungen einen ganzen Sommer, und flüchteten den kommenden Winter, so bald die Flüsse zugefroren waren, mit einer Geschwindigkeit, daß sie schon weit entfernt waren, ehe die Russen nur Nachricht haben konnten. Der dort kommandirende Offizier war so sicher, daß er ihnen, als ob sie eine Unternehmung machen wollten, sogar Kanonen gegeben hatte. Es setzte ihnen zwar ein starkes Korps nach, um sie einzuholen: allein die Tartarn hatten einen zu großen Vorsprung, und ihre Maaßregeln waren so wohl genommen, daß alles fruchtlos war. Sie entkamen glücklich in die große freie Tartarei zu ihren übrigen unabhängigen Brüdern, und das Korps Russen, welches ihnen nachgefolgt war, kehrte mit außerordentlichem Verlust, den es durch Hunger und Kälte erlitten hatte, in die Gouvernements zurück. Der Verlust einer so großen Anzahl wackerer arbeitsamer Leute, die durch ihren künftigen Fleiß erst reichliche Früchte versprachen, mußte Rußland bei der geringen Bevölkerung der dortigen Provinzen äußerst empfindlich seyn: und vielleicht war bloß der Eigensinn und die Härte

eines benachbarten Gouverneurs oder Generals Schuld daran, der mit Ungestüm und ohne Menschenkenntniß Maaßregeln durchsetzen wollte, von deren Wohlthätigkeit man sie erst hätte überzeugen müssen.

Alle diese Unglücksfälle waren überstanden, die Unordnungen waren gehoben, und durch neue Siege, neue Erwerbungen, und neue weise Einrichtungen der Staat nicht allein gesichert worden, sondern auch wirklich blühender und glücklicher gemacht. In der gefährlichsten Periode, wo Rußland mit Feinden theils umgeben, theils wirklich angegriffen war, befand man sich mit den öffentlichen Einkünften doch nie so sehr in Verlegenheit, daß man die nothwendigen Kriegsbedürfnisse und Staatsausgaben nicht gehörig hätte bestreiten können. Die Bankonoten, deren Sicherheit in den reichen kaiserlichen Domainen fest gegründet war, verloren nie mehr als dreißig Procent gegen baares Gold. Wie wenige Staaten der neueren Zeit ohne die Krankheit des Papiergeldes leben, weiß jedermann; und fast kein einziger Staat, der einmal diese Krankheit bekam, hat so wenig daran gelitten, als Rußland, und hätte wahrscheinlich noch weniger leiden müssen, wenn man auf alle Zweige der Ökonomie immer gehörige Aufmerksamkeit verwendet hätte.

Die Kaiserin vermehrte noch nach Beendigung aller Unruhen den Sold der Armee durchaus um ein Drittheil, so daß der Soldat nunmehr ohngefähr zehn Thaler und Proviant bekommt. Jedermann sieht, daß bis jetzt noch die Armee in Rußland kaum die Hälfte zu stehen kommt, gegen den Deutschen Fuß gerechnet, so wie die Deutschen Truppen noch nicht die Hälfte der Englischen kosten; und doch thun verhältnißmäßig die Russischen weniger bezahlten Truppen mehr, als die Truppen irgend einer andern Nation. So viel kommt auf die Behandlung und auf die Gewöhnung in Nahrung und Arbeit

an; denn ich kann nicht glauben, daß der Russische Soldat in dem Grund seiner Physik etwas vor andern Völkern voraus habe.

Daß die Monarchin nicht allein Gönnerin und Unterstützerin, sondern auch selbst Kennerin der schönen Wissenschaften war, wirkte bei der Nation so viel Ehrfurcht und Vertrauen, daß man ihre Aussprüche wie Orakel ansah. Es mag unter ihren übrigen großen Regententugenden von keiner Bedeutung seyn, daß sie selbst Verfasserin einiger gemeinnützigen und angenehmen Arbeiten war: es gereicht ihr aber doch mehr zur Ehre, daß sie ihre wenigen Musestunden auf diese Art anwendete, als wenn sie irgend ein zweckloses verderbliches Spielwerk geliebt und getrieben hätte. Das Beispiel der Kaiserin war allen, die einige Kräfte in sich fühlten, eine Aufmunterung; und Aufmunterung dieser Art ist noch nicht überflüssig unter den Russen, wie vielleicht unter andern Europäischen Nationen. Daß die Monarchin selbst mit Reinheit und Zierlichkeit eine Sprache redete und schrieb, die sie erst spät zu lernen angefangen hatte, feuerte die Genies der Nation an, diese ihre Muttersprache selbst mehr zu lernen, zu bestimmen und sie zu klassischen Werken brauchbarer zu machen. Suade giebt es in jeder noch so ungebildeten, unbestimmten Sprache, und gab es ehemals auch in der Russischen: jetzt giebt es in derselben richtige Beredsamkeit mit Wohllaut und Anmuth des Ausdrucks. Und auch diese Ausbildung dankt die Nation vorzüglich dem Beispiel, der Aufmunterung und Unterstützung der verstorbenen Kaiserin.

Bisher habe ich von ihrem öffentlichen Charakter auswärts und im Reiche, und nur von ihren Privateigenschaften gelegentlich nur in so fern gesprochen, als sie Beziehung auf die öffentlichen Geschäfte hatten. Mit der nämlichen Freimüthigkeit will ich nun noch etwas weniges über ihren Privatcharakter sprechen, so weit man ohne nähere, vertrautere Nachrichten mit einiger Gewißheit darüber sprechen kann.

Daß ihr Charakter liebenswürdig gewesen seyn muß, erhellet daraus, weil sie die Liebe der ganzen Nation wirklich gewonnen hat. Was nicht liebenswürdig ist, gewinnt nie allgemeine Liebe; und was allgemeine Liebe gewinnt, ist in den meisten Rücksichten wirklich liebenswürdig. Alle diejenigen, welche näher um sie gewesen sind, oder sie auch nur ein einzigesmal gesehen haben, sind von ihrem humanen, gütevollen Betragen eingenommen. Die Güte war mit Ernst gemischt und die Majestät mit Freundlichkeit. Sie verstand mehr, als irgend ein König der Erde, den die Geschichte nennt, viele Freunde zu haben, und selbst alle ihre Feinde zu Freunden zu machen. Nie wußte eine Person mit so vieler Feinheit und Klugheit Menschen zu behandeln, wie sie; niemand ging unzufrieden von ihr, selbst diejenigen nicht, denen ihre Bitte nicht gewährt worden war. Alle Einheimische und Ausländer ohne Unterschied fanden in ihrem Benehmen die unwiderstehliche Magie der männlichen Würde und weiblichen Grazie vereint. Sie liebte in ihrer Jugend sehr lebhafte Vergnügungen, und es ist nicht zu läugnen, daß sie den Theilnehmern an diesen Vergnügungen zuweilen etwas zu viel nachsah. Schon seit langer Zeit pflegte man zu sagen: La Russie est le pais des possibilités; und man muß freilich auch unter der Regierung Katharina der Zweiten die Sentenz noch gelten lassen, wenn man die Erscheinung von Männern sieht, wie Orlow und Potemkin waren. Daß beide Männer, und vorzüglich der letzte, große Verdienste um den Staat hatten, ist ohne Widerspruch wahr. Das hat Orlow zur Zeit der Pest in Moskau, und Potemkin in seinen Türkischen Feldzügen und durch manche Anstalten bei der Armee bewiesen. Aber beiden gebührte doch nicht die Allmacht, mit welcher sie zuweilen ausschließlich im Felde und Kabinette mit Übergehung alter würdiger, erprobter Diener des Staats durch übertriebene Nachsicht der Monarchin zu handeln wagten.

Es ist kein Geheimniß, daß die Kaiserin in der Physik der Liebe etwas leidenschaftlich war: sie verletzte dadurch niemandes Rechte; und warum sollte der strengere Moralist nicht Verzeihung für sie haben, da sie selbst für so viele Schwachheiten anderer so viel Nachsicht hatte, und immer in den Gränzen des Wohlstandes und der weiblichen Sittsamkeit blieb. Alle, welche lange und viel in der Gesellschaft der Kaiserin gewesen sind, betheuern, daß sie in Gespräch und Betragen nie eine sittsamere Frau gesehen haben. Es entstand aber dennoch aus dem Favoritenwesen und der excessiven Güte der Monarchin sehr oft Aufwand, der nicht in ihrem Charakter lag; und sodann fand die Kabale trotz dem Scharfsinn Katharinens doch zuweilen Gelegenheit, manches durchzusetzen, was nicht durchgesetzt hätte werden sollen. Aber eine Menge alter, braver, rechtschaffener Diener des Staats, die ihre Bahn ohne links und rechts zu sehen mit eigenen Kräften geradezu fortgingen, Männer wie Romanzow, Repnin, Soltikow und mehrere, erhielten doch immer ihren ehrenvollen Kredit, und wurden endlich belohnt. Allzu große Güte in Belohnungen und allzu große Nachsicht in Bestrafungen werden vielleicht nicht ohne Ursache der Kaiserin zur Last gelegt. Hundert tausende wurden wiederholt weggeschenkt, und doch nicht immer an Männer, die von dem Staate eine solche Belohnung zu erwarten Recht hatten; und die wirklich das Recht gehabt hätten, wären gegen ihr Vaterland uneigennützig und großmüthig genug gewesen, darauf Verzicht zu thun. Verbrecher, die den Staat um eben so große Summen defraudirt hatten, kamen nach mancherlei Umschweifen doch endlich in Freiheit. Ungestraftheit kann Einladung zum Verbrechen werden, und ist es häufig geworden. Der Staat war und ist noch in Schulden, und jede Banknote ist ein Schuldbrief auf ihn: die Monarchin, als seine Verweserin, sollte also ihre Großmuth einschränken und

seine Güter auf keine Weise vergeuden, zumal wenn seine Schuldscheine nicht mehr baares Geld ohne allen Verlust sind. Denn wenn alle Kabinetsordres es sagten, und nie ein Philosoph aufgetreten wäre das Gegentheil zu sprechen, wenn alle Ukasen und Mandate es zum Kanon machen wollten, daß der Monarch Herr des Staats sey, so lehrt es doch die ganze Weltgeschichte fürchterlich laut, er sey nur sein Verweser. Es war in Rußland seit geraumer Zeit eine allgemeine Regel, daß die Vicegouverneure durch das Magazinwesen und die Ökonomiedirektoren in ihrer Verwaltung in kurzer Zeit reiche Leute werden müssen: der häufige Gebrauch hatte eine Menge Mißbräuche fast rechtlich, ich will nicht sagen gesetzlich gemacht. Katharina hatte bei aller ihrer Größe vielleicht nicht den Muth dieser Hyder entgegen zu treten. Peter der Erste hatte über ähnliche Fälle einigemal mit fürchterlicher Strenge gesprochen. Seit seiner Zeit hatte man die Sachen gemächlich gehen lassen; und da pflegen sie denn immer leidlich schlecht zu gehen. Große Bedrückungen hat Katharina die Zweite einigemal strenge bestraft; aber die Geschäfte sind zu weitläufig und verwickelt, und man weiß sie geflissentlich noch mehr dazu zu machen, als daß sie alle kleinere Malversationen hätte entdekken und gehörig bestrafen können. In Rußland sind sie klein, in jedem andern Staate würden sie von großem Belang seyn. Selbst in den Dikasterien, aus welchen die Kaiserin durch fixe Besoldungen alles in allen übrigen Ländern noch häßliche Sporteln verbannt hatte, fand man doch immer noch Mittel, durch Geschenke und Intrike, selbst in den hohen Tribunalen, manches durchzusetzen, worüber man selbst unter den Augen des Gouvernements sich nicht scheut laut zu sprechen. Freilich erfuhr die Monarchin davon nichts; und wenn zuweilen eine Ungerechtigkeit oder Verzögerung der Justiz bis zu ihr drang, so war sie strenge genug; man wußte aber vorzubauen, daß

dieses so selten als möglich geschah. Man wird es selbst den Tribunalen eigentlich nicht zur Last legen, was zuweilen schlechte Mitglieder oder Subalterne durch künstlich verdrehete Vorstellungen zu erschleichen die Geschicklichkeit haben.

Die Kaiserin hatte im Anfange ihrer Regierung jedermann, der ihr etwas vorzutragen hatte, den freien Zutritt erlaubt. Man kann denken, daß sich eine Menge Prozessirender zu ihr drängte, deren Charakter nichts weniger als Bescheidenheit war. Sie mußte endlich über den Wirrwar, den man ihr oft vortrug, und die unbefugten Forderungen, welche gemacht wurden, verdrießlich werden. Nach und nach wurde der Zutritt erschwert, und zuletzt erschien gar ein Befehl, daß sich niemand geradezu an die Kaiserin wenden sollte. Welchen Grund und welche Modifikation dieser Befehl hat, weiß ich nicht; denn aus der Seele der Monarchin scheint er nicht zu seyn, das beweisen alle ihre Handlungen selbst in Rücksicht dieses Befehls. Auf der Promenade in dem Garten stand es freilich nicht frei; es war aber doch sehr leicht mit ihr zu sprechen und seine Sache selbst zu übergeben, welches auch gewöhnlich geschah. Der Sollicitant wurde gewöhnlich in die Wache genommen, wo er selten über eine Stunde saß, bis die Monarchin ihm ihren Entschluß auf sein Papier, Gewährung oder abschlägliche Antwort, bekannt machen ließ. Dieses geschah jedem ohne Ausnahme, und man thut Unrecht, dieses für einen Arrest zu halten, da der Bittende bloß bleiben mußte, bis die Kaiserin seine Papiere gelesen hatte; und das konnte nicht besser geschehen, als in der Wache. Daß die Bedrücker und Kabalenmacher des Hofs die Sollicitanten so viel als möglich zu entfernen suchten, ist sehr wahrscheinlich; aber daß die Monarchin, wenn sie die Ungerechtigkeit erfuhr, auch strenge ahndete, ist gewiß. Vorzüglich persönliche Ungerechtigkeiten reitzten sie zu heftigem Unwillen. Eine junge liebenswürdige Schauspielerin, die durch ihr

Spiel der Liebling des ganzen Publikums, und durch ihre persönlichen Annehmlichkeiten der Wunsch mehrerer Herren vom Hofe insbesondere war, liebte ganz ernsthaft und ehrlich einen jungen Menschen, und wies natürlich jeden Antrag der besternten Herrn geziemend zurück. Einer der Herren von Gewicht entdeckte bald seinen Nebenbuhler, und fand eben so bald Mittel ihn in eine kleine Stadt zu entfernen. Nun hoffte er glücklich zu seyn, und irrte sich. Das Mädchen konnte sehr gut rathen was vorgegangen war. Sie wollte Gerechtigkeit auf gewöhnlich rechtlichem Wege suchen; diesen hatte man zu verrennen gewußt. Von der Monarchin selbst hoffte man die aufgebrachte Liebende zu entfernen. Da sie kein anderes Mittel fand, wagte sie es öffentlich auf dem Theater ihr Spiel abzubrechen, sich der Loge der Monarchin zu nähern und ihr mit rührenden Thränen, ihre Bittschrift zu übergeben. Die Kaiserin las, untersuchte und fand den Grund. Zwei der leidenschaftlichen Herrn, die in der Sache zu stark gespielt hatten, wurden auf lange Zeit vom Hofe entfernt, der junge Mensch wurde gerufen, und die Monarchin richtete dem glücklichen Paare selbst die Hochzeit aus.

Die Kaiserin pflegte gewöhnlich äußerst regelmäßig zu leben. Früh um sechs oder sieben Uhr stand sie auf, und arbeitete allein oder mit ihren Ministern in den wichtigsten Geschäften des Tages; welches kürzer oder länger dauerte, nachdem der Geschäfte mehr oder weniger waren. Ordentlich pflegte sie dann spaziren zu gehen, mit mehr oder weniger Begleitung der Herrn, die den Dienst des Tages hatten; und ein jeder konnte sie dann in dem Garten so bequem sehen als er wünschte. Dieses war, wie ich schon erinnert habe, auch die Periode, wo man ihr seine Sachen schriftlich übergeben konnte: denn sie verlangte billig allezeit einen schriftlichen Vortrag. Vor oder nach Tische besuchte sie auch wohl einen ihrer Minister, der krank war, oder das Erziehungsinstitut im Fräuleinstift; am häufig-

ken ihre eigene Familie. Abends bei der Cour pflegte sie gewöhnlich eine bis zwei Stunden, nach der Sitte des Hofes, selbst Whist zu spielen; und es war natürlich derjenige wieder der Mann des Tages, den sie einigemal ununterbrochen zu ihrer Partie wählte. Gewöhnlich war ihr Liebling dabei, der die beiden übrigen nach ihrem, vielleicht auch wohl nach seinem eigenen Gefallen aussuchte. Um neun oder halb zehn, höchstens um zehn Uhr, pflegte sie sich jederzeit zu entfernen, und nach einiger Lectüre sogleich schlafen zu gehen. Dieses war das Zeichen, daß auch meistens der Hof aus einander ging. Nach ihrem Willen und Beispiel hätte dann alles ruhig nach Hause gehen sollen, um ein gleiches zu thun; und sie sprach oft sehr philosophisch über Ordnung und vernünftige Diätetik: aber nun flogen und rangirten sich erst die sibaritischen Partien nach ihrem eigenen Geschmack, und lebten nach demselben die mille modos deliciarum die Nacht durch bis zwei oder wohl vier Uhr des Morgens. Daher es bei einem Petersburger Mann vom Ton Gewohnheit war, nie vor drei Uhr schlafen zu gehen und beständig ohngefähr um eilf Uhr aufzustehen. Est Romae quaedam, möchte man ausrufen, wenn es nicht überall so Styl wäre. Es versteht sich, daß es noch ernsthafte Männer genug gab, die nicht vom Ton waren, und doch den größten Kredit bei Hofe hatten. Katharina hatte billig ein großes Vergnügen, wenn ihre Erziehungsanstalten für die Nation gut gediehen. Wenn sie die Mädchen im Fräuleinstift besuchte, pflegte sie dieselben nach der Klassenkleidung nur vertraulich mes soeurs blanches, mes soeurs bleues cet. zu nennen; und wenn sich einige unter den Zöglingen auszeichneten, so suchte sie auf alle Weise für ihr Glück zu sorgen, besonders wenn es junge Personen waren, deren Vermögensumstände eingeschränkt waren. Eine besondere Sorgfalt und Vorliebe hatte sie für die Erziehung der jungen Leute zunächst unter ihren Augen, nämlich

ihrer Pagen, und freute sich herzlich, wenn zuweilen ein Mann, der sich durch Herz und Kopf unterschied, aus diesem kleinen Korps kam. Es ist meine Erziehung, pflegte sie wohl mit Selbstgefälligkeit zu sagen: und dieses mußte ihr desto angenehmer seyn, da die Pagenerziehung, wie überall also auch in Rußland, nicht in dem besten Kredit steht.

Seit einigen Jahren schon hatte ihre Gesundheit merklich abgenommen, welches bei ihren Jahren und den vielen Unruhen, die sie in manchen Perioden ihres Lebens ausgestanden hatte, nicht anders zu erwarten war. Doch besorgte sie noch alle ihre Geschäfte bis an ihr Ende mit Munterkeit und gewöhnlicher völliger Stärke des Geistes, so daß man aus dem Gange der Sachen im Reiche wohl nirgends entdeckt hätte, die Monarchin sey eine alte Matrone. Den letzten Sommer ging sie seltener spazieren; ein sicheres Merkmal ihrer abnehmenden Kräfte, da sie billig die tägliche Promenade als die beste Arznei betrachtete. Sie starb bekanntlich den vorigen 17. November, kurz nach einem Schlagflusse, der bei ihrer etwas korpulenten Konstitution immer die muthmaßlich zu befürchtende Krankheit war.

So wie das Leben Katharinens zwar unruhig, aber thatenvoll und glänzend gewesen war, so war ihr Ende glücklich. Keine lange schmerzhafte Krankheit machte es melancholisch, und in allen ihren politischen und häuslichen Verhältnissen hatte sie Ursache höchst zufrieden zu seyn. Sie hatte über sechzig Jahre gelebt, und die größere Hälfte dieser Zeit hatte sie in einem Reiche geherrscht, das an Umfang alle Reiche der Geschichte übertrifft, und an Stärke nur dem alten Römischen weicht. Viele Nationen sind unter ihrem Zepter froh und zufrieden gewesen; und mit großen Schritten zur höhern Bildung vorwärts gerückt. Der Verfasser glaubt gezeigt zu haben, daß die anscheinenden Beeinträchtigungen ihrer Nachbarn nicht Ungerechtigkeiten, sondern leider nothwendige Verflechtungen in dem

Interesse der Völker waren. Daß sie sich in der Polnischen Königswahl über alle Erwartung nicht geirrt hatte, zog die ganze Kette der großen Begebenheiten ihrer Regierung nach sich: und daß sie diese Begebenheiten mit Weisheit und Muth und Standhaftigkeit leitete und endigte, giebt ihrem Charakter für ihre Nation den Werth, den sie bei ihr behauptet. Die Geschichte wird gerecht seyn, wo die Zeitgenossen es nicht waren. Das Lob und der Tadel wird sich mäßigen, aber keines von beiden wird verschwinden. Wo glänzt in der ganzen Menschenkunde ein Charakter ohne Tadel? Selbst Gustav Adolph, der Held und Liebling aller Moralisten, hatte seine Mängel. Der Mensch muß von dem Menschen nur verlangen was menschlich ist. An welchem Hofe hebt nicht die Kabale ihr Schlangenhaupt, und sucht unter der Verkleidung des Patriotismus, des Eifers für Staatswohl, oder gar der allgemeinen Menschenfreundschaft ihr Gift zu mischen? Die alte und neue Geschichte zeigt, daß diese Hyder in Republiken doppelt furchtbar ist. Daß sie auch an Katharinens Hofe brütete, wird niemand läugnen; aber verhältnißmäßig in der großen Sphäre gewiß weit weniger, als an andern Orten. Die dort nicht Freunde waren, boten sich mehr öffentlich die Stirne, und schlichen nicht herum, ihre Gegner im Finstern zu verderben. Die Kaiserin übersah alle Partien mit Scharfsinn, und wählte das Gute nach ihrer Überzeugung; denn ihre Minister waren nur ihre Minister. Sonst spricht der Regent oft die Sprache seines Ministeriums; das Petersburger Ministerium mußte Katharinens Sprache sprechen. Nicht als ob sie den Rath ihrer treuen Diener übergangen oder gleichgültig übersehen hätte, sondern weil die besten Rathschläge immer mit ihrer Meinung zusammentrafen. Daß in den ministeriellen Arbeiten der Minister meistens bloß die Form gegeben hatte, und die Form geben mußte, welche sie billigte, versichern authentische Leute, die ihre eigenen freundschaftlichen Briefe,

in sehr kritischen Zeitpunkten geschrieben, gelesen haben, wo die ganze Geistesstärke erfordert wurde, nur nicht kleinmüthig zu seyn. Alle diese kleinen Blätter, durchaus von ihrer eigenen Hand, athmeten noch eine Ruhe und Zuversicht, eine frohe heitere Stimmung, die den Sokraten Ehre gemacht haben würden. Sie scherzte, als sie die Kanonen der Flotten hörte, und selbst ihre Sachen schon in Ordnung gebracht waren, um im nöthigen Falle mit den wichtigsten Papieren und Effekten nach Nowogrod zu gehen. Sie besuchte ihre Kolonisten rund um die Residenz, und sprach mit ihnen so traulich, als ob von keiner Seite Gefahr gewesen wäre: und doch lagen an der Donau die Muselmänner, die Schweden in Finnland und auf dem Baltischen Meere wirklich mit feindlichen Angriffen, und mit hohen Drohungen standen die Polen in Litthauen, und die Preußen an der Kurländischen Gränze. Sie kannte ihre Nation, und ihre Nation kannte sie. In ihrem Reiche wurde nichts von Sekten und Sektengeist, weder in der Religion noch Politik, gehört: nur die braven guten Männer waren Rechtgläubige, und die Schurken waren Ketzer. Es wohnten ruhig Griechen, Muselmänner, Herrnhuter, skoptische Freigeister und Dalailamaisten in Verträglichkeit neben einander. In der Residenz sind die Religionen der Erde versammelt, und fast alle Gouvernementsstädte haben protestantische Kirchen. Niemand fragt den Kandidaten einer Stelle: Weß Glaubens bist du? sondern nur: Bist du ein ehrlicher Mann, und hast die Kenntnisse, welche zu der Stelle erfordert werden? Nirgends war, selbst bei dem kritischen Zeitlauf das Gouvernement liberaler, als in Rußland. Neue Französische Bücher wurden nur unter der allgemeinen Rubrik der neuen Französischen Waaren verboten: aber die neuen Zeitschriften dieser Nation wurden gelesen, ohne daß sich die Polizei näher darum bekümmerte. Man las sie als ausländische Zeitungen, und philosophirte darüber,

jeder nach seiner Weise, für und wider. Die Regimenter spielten neue Französische Märsche, und die Gesellschaften sangen neue Französische Lieder; und die Regimenter hätten sogleich Russisch gegen die Franzosen geschlagen, und die Gesellschaften segneten die Monarchin und ihre Regierung.

Was die Monarchin für die Rechte und Freiheiten der niedern Volksklasse zu thun Willens war, wird aus demjenigen richtig geschlossen, was sie wirklich für sie gethan hat. So wie die Nationen nur stufenweise zur Sklaverei herab geführt werden, so führt man sie auch nur wieder stufenweise zur Freiheit hinauf. Jeder plötzliche Fall sowohl als jeder plötzliche Versuch zum Schwung bringt hier Konvulsionen hervor, die der Maschine den Untergang drohen. Daß die niedern Volksklassen in Rußland noch viele Jahrhunderte in der tiefen Sklaverei fortseufzen werden, ist nicht wahrscheinlich; und daraus, daß es schon so lange gedauert hat, läßt sich sicher schließen, daß diese Sklaverei wenigstens bei dem Kern der Nation so tief und drückend nicht war, als man sich im Auslande vorstellt. Was Raynal *) in dieser Rücksicht von den Russen sagt, gilt ohne Ausnahme von allen Ländern, wo Luxus und Schwelgerei herrschen, wo einfache reine Moral, so wie menschliche, einfache, reine Philosophie exilirte Dinge sind. Dieses war der Fall mit den Franzosen unter Ludwig dem Vierzehnten; und dem Anschein nach ist er es noch nach dem Tode Ludwigs des Sechzehnten. Die Zeit muß lehren, ob sie je Raynals Bahn finden werden. Der Russische Adel ist eben so gut und so schlecht in jeder Rücksicht, wie der übrige Europäische: von beiden Sei-

*) Mais s'il n'etoit pas possible d'amender le Russe barbare, comment esperer d'amender le Russe corrompû? S'il n'etoit pas possible de donner des moeurs à un peuple, qui n'en avoit point, comment esperer d'en donner à un peuple, qui n'en a que de mauvaises? Ces considerations determinerent Catharine à abandonner à elle même la generation actuelle, pour ne s'occuper que des races futures.

ten könnte man ohne Schwierigkeiten Belege genug finden. Es ist aber wahr, daß Katharina vorzüglich mit der Jugend anfing, um die Nation für künftige Verbesserungen empfänglich zu machen.

Diejenigen, welche bei der jetzigen Veränderung in Rußland gewaltsame Auftritte befürchteten, haben die gegenwärtige Lage der Dinge von innen und außen nicht genau überlegt. Der neue Monarch hat gehandelt als guter Sohn, wie das nicht anders zu erwarten war. Alle seine übrigen Einrichtungen sind bisher durchaus so menschlich konsequent und zweckmäßig, daß gewiß alle Guten der Nation ihre Wünsche erfüllt sehen, und der Schlimmen werden zum Troste der Menschheit von Tage zu Tage weniger. Wir dürfen nicht hoffen, daß sie ganz aussterben werden, auch wenn man überall den Artikel der Erbsünde kassirte. Eben gegen sie, und sie im Zaum zu halten, ist der Staat mit seinen Gesetzen. Für die Guten hat man wenig nöthig Gesetze zu schreiben und Tribunale zu errichten. Der Charakter, den der neue Kaiser bisher öffentlich behauptet hat, ist Ernst und strenge Gerechtigkeit. Niemand wird zweifeln, daß diese Eigenschaften mit der gewöhnlichen Philanthropie, die ihm nicht fremd ist, diejenigen sind, welche vorzüglich die Russische Nation in ihrem Monarchen nöthig hat. Strenge Gerechtigkeit wird zwar vielen unwillkommen seyn; aber desto willkommener ist sie gewiß der ganzen Nation.

Man glaubt, daß der Monarch, der einige Vorliebe für den Deutschen, vorzüglich den Preußischen Kriegsfuß gezeigt hat, manche Veränderung bei dem Militär treffen werde. Daß beide Armeen, die Russische und die Preußische, zu ihrer Vervollkommnung gegenseitig manches von einander lernen könnten, ist ganz gewiß. Bei den Russen ist die ganze Kleidung bequemer, zweckmäßiger und stattlicher, als bei irgend einem Truppenkorps in Europa: und wenn der Feldmarschall Potem-

Ein sonst nichts Gutes gethan hätte, so würde ihm schon hierin, jeder Militär Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er den Armeen eine Bekleidung gegeben hat, die mehr als irgend eine andere aller Kritik Genüge leistet. Daß das Preußische Gewehr besser gebaut ist, leidet keinen Widerspruch; aber eben so wenig, daß nächst dem Schwedischen das Russische Bajonet das beste ist. Daß aber das Bajonet und sein Bau keine Kleinigkeit sey, wird jeder einsehen, der nur einige Bände Kriegsgeschichte gelesen hat. Das Russische Asiatische runde Zelt ist besser und vortheilhafter, als das Deutsche. In dem Deutschen liegen nicht mehr, als sechs Mann höchstens: im Russischen liegen über zwanzig, welche eine größere, bessere Kameradschaft im Essen und Fechten machen; kein geringer Vortheil. Und das Russische Zelt ist doch verhältnißmäßig kaum so schwer, als zwei Deutsche: man ziehe nun die Berechnung. Das Artel, oder die Art der Russischen Kompagnien ihre Menage zu machen, ist bei keiner Armee mit so wenig Kosten so vollkommen. Kein Soldat ist so zweckmäßig gekleidet und genährt. Die Preußen haben bloß im Gewehrbau, und folglich im Schießen, im Marsch und dem richtig gehaltenen Schwenkungspunkt einigen Vortheil; in allem übrigen sind ihnen die Russen überlegen. Vielleicht läßt der Monarch das Gewehr so vollkommen machen, als das Bajonet ist, und hält durchaus auf Strenge und Genauigkeit im Monövriren, so giebt sich das übrige in kurzer Zeit selbst ohne die geringste Veränderung. Schwenkung, Distanz und Allignement hängen durchaus von der festen Aufmerksamkeit der Subalternoffiziere ab. Das Wetter des Tages beurtheilt man am besten am Abend. Die Nation hat alle Gründe zur guten Hoffnung, und mehr kann der Mensch für seine Zukunft nicht haben.

Ich ende hier das unvollständige und unvollkommene Gemälde mit nochmaliger Betheurung meiner Wahrheitsliebe.

Bei manchen Fehlern, die auf ihre Rechnung geschrieben werden können, bleibt doch Katharina die Zweite nicht allein in der Geschichte Rußlands, sondern in der Geschichte der Welt eine außerordentliche Regentin, und man könnte für sie eher den Namen der Einzigen behaupten, als für den großen König Friedrich den Zweiten von Preußen. Friedrich findet gewiß in der Geschichte der Männer noch mehr, wie er war: es würde aber schwer werden noch eine Frau zu finden, die mit Katharinen durchaus verglichen werden könnte.

Da einige Anekdoten oft in dem Charakter großer Personen Nüancen ziehen, die ihn kenntlicher machen, als lange Darstellungen, so setzt der Verfasser zum Behuf mehrerer Leser nur folgende bei, die er oft von authentischen Personen gehört hat, und die vielleicht dem Deutschen Publikum wenig bekannt und nicht unangenehm sind.

Ein Edelmann hatte nach alter edelmännischer Weise die Französische galante Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit zu sagen: Ich küsse Ihnen die Hand. Als er mit der Kaiserin sprach, wiederholte er vermuthlich ganz unwillkührlich verschiedenemal seine Formel: Ihre Majestät, ich küsse Ihnen die Hand. Die Kaiserin reichte ihm die Hand lächelnd hin und sagte: Nun, wenn Sie sie denn durchaus küssen wollen, hier ist sie. Der gute Mann kam also mit ziemlicher Verwirrung zu einem Handkusse, an den er wohl kaum gedacht hatte.

Sie sprach einst mit ihrer Gesellschaft über den Grad der Kälte des Tages. Einer ihrer alten angesehenen Diener, der sich mehr durch seinen ehrlichen Eifer als durch Aufklärung und Wissenschaft empfohlen hatte, erhielt von ihr den Auftrag, hinaus in das Vorzimmer zu gehen und zu sehen, ob das Thermometer gefallen sey? Seine barocke Excellenz ging und kam schnell mit der naiven Antwort zurück: Ihre Majestät, es hängt noch an Ort und Stelle. Die Kaiserin hatte immer Ge-

duld mit dem guten Manne, der einen ansehnlichen Posten mit Fleiß und Rechtschaffenheit verwaltete. Auf Rechnung des nämlichen Herrn erzählt sich das Russische Publikum eine Menge ähnliche Stücke, die wenigstens zur Hälfte richtig sind.

Ein Engländer, Offizier von der Russischen Flotte, kam mit dem Rapport eines Sieges nach Petersburg. Nachdem er der Monarchin alles gesagt, was des Dienstes war, und die Kaiserin schon das Zeichen zu seiner Entfernung gegeben hatte, blieb er immer noch stehen. Haben Sie mir noch etwas zu sagen? fragte Katharina. Ihre Majestät, antwortete der Britte, ich werde meinen Abschied nehmen und nach Hause gehen. Ich bin so glücklich vor Ihnen zu stehen; aber mein Gesicht ist sehr kurz: ich möchte doch auch meinen Landsleuten mit Wahrheit sagen, daß ich die Monarchin, der ich diente, gesehen habe. Ich bitte um die Gnade, Ihre Majestät durch das Glas sehen zu dürfen. Die Kaiserin sagte mit Lächeln: Nun, so sehen Sie mich durch das Glas. Der Engländer nahm sein Glas und sah die Monarchin, welche in einer kleinen Entfernung vor ihm stand, schlug es zu, machte seine Verbeugung, und ging.

Ein Offizier von der Armee hatte sich sehr brav gehalten. Der Fürst Repnin schickte ihn mit seiner Empfehlung nach Hofe. Die Kaiserin gab ihm zur Belohnung selbst den kleinen Georgenorden, der in das Knopfloch gebunden wird. Der Offizier glaubte Anspruch auf die größere folgende Klasse zu haben, die man um den Nacken trägt. Er war ein sehr freimüthiger kühner Mann, nahm das kleine Band, und versuchte in ihrer Gegenwart immer es um den Hals zu binden; aber es blieb zu klein. Die Monarchin sah ihn an, und sagte mit Güte: Nur Geduld, lieber Herr Oberster, dieser wird auch kommen.

III.

Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Pauls des Ersten.

III.

Erster Brief.

Lieber Freund,

Sie glauben, daß ich nach meinen Verhältnissen Rußland vorzüglich kennen müsse, und wollen meine Meinung über die neuen Phänomene in dieser Region hören. Wäre das erste, so hätten Sie zu dem zweiten sehr gegründete Ursache. Aber Rußland ist wegen seiner ungeheuern Ausdehnung nach allen Weltgegenden, der größten Verschiedenheit der Nationen, die dieses kolossalische Reich bilden, der unbestimmten Norm, nach welcher es regiert wird, und wegen der wenigen Publicität, die in Rücksicht der öffentlichen Geschäfte ausschließlich dort Statt findet, so schwer zu kennen, daß selbst Männer, die am Ruder sitzen, oft kaum bestimmt sagen können, so ist dieses, und jenes war so. In Rußland ist fast alles, was sich auf den Staat bezieht, bloß Meinung, und nichts Wissenschaft: und diese Meinung, die mehr als irgendwo einem Wetterhahne gleicht, wird selten laut, als in so fern sie ukasenmäßig ist. Ich selbst kenne dieses Reich und seine innern Verhältnisse sehr unvollkommen: und wenn Sie etwas von mir verlangen, so kann ich weiter nichts, als mit Ihnen aus etwas mehr Einsicht in die dortigen Dinge philosophiren insofern man über Gegenstände dieser Art philosophieren kann und darf. Leider hat man immer die Philosophie aus diesem Gebiete zu den traurigen Quiddidäten der Schule verbannen wollen: aber sie hat sich nach

und nach mit ihrer Allgewalt selbst wieder in ihre Rechte eingesetzt, indem sie nach ihrem Befugniß Herz und Kopf zugleich in Beschlag nimmt. Nur ein alter vernunftlahmer Aktenritter kann noch vom juristischen und philosophischen Naturrecht sprechen: denn wenn das Naturrecht nicht ganz philosophisch ist, so kann es gar nicht juristisch seyn. Dieses Kriterion sollte eigentlich auch bei jedem positiven Gesetze für bürgerliche Rechtsfälle Gültigkeit haben; man mag nachsehen, wie weit es wirklich Gültigkeit hat.

Schlimm genug ist es, daß man meistens außer den Grenzen eines Reichs seyn muß, um über dieses Reich vernünftig freimüthig sprechen und schreiben zu dürfen, und daß die Ängstlichkeit der meisten Regierungen so groß ist, daß jede Berührung einer öffentlichen Sache und ihre gründliche Untersuchung verdächtig wird. Der Probirstein der Wahrheit in jeder Rücksicht ist Fähigkeit der Publicität; und ich zweifle, daß es Wahrheiten gebe, die man zum Wohl der Menschheit geheim halten müsse. Freilich muß man dahin sehen, daß diese Wahrheiten völlig verstanden werden, welches sehr leicht ist, denn jede Wahrheit ist leicht: aber der größte Theil arbeitet dahin, daß sie entweder gar nicht, oder, was noch schlimmer ist, falsch verstanden werden. Das sehen wir täglich in der Religionslehre, der Moral, dem Staatsrecht, dem bürgerlichen Recht, und der Philosophie überhaupt: wo die Menge durch die gefärbten Gläser ihrer Leidenschaften sieht, und nach der Richtung der Privatwünsche handelt. Die absolute Wahrheit ist Asträens Schwester: beide sind in den Himmel zurückgekehrt, und beide kommen nur Hand in Hand wieder. Die Männer sind Schutzgeister ihres Geschlechts, die sie zu uns herabrufen und ihre Altäre wieder bei uns aufbauen helfen: aber Gefahr ist, daß nicht anstatt Asträens Nemesis und anstatt der Wahrheit das Chaos der Vernunft in Trümmern erscheine. Der Mensch muß

bloß menschlich beurtheilt und behandelt werden: wir haben für ihn keinen andern Maaßstab. Aber was ist rein menschlich? Das war die Frage vor Jahrtausenden, und noch hat keiner befriedigend geantwortet. Ich verliere mich in Rhapsodien: wir wollen zurück zu den Russen, von denen Sie hören wollen.

Rußland ist das Land der Möglichkeiten, sagt ein neuer fremder Schriftsteller, und will damit sagen, daß große sonst ungewöhnliche unerwartete Veränderungen mit Sachen und Personen in diesem Reiche nichts ungewöhnliches sind. Die ganze Geschichte dieser Nation giebt Belege zu dieser Bemerkung. Wir dürfen nur die Phänomene derselben in diesem Jahrhunderte nehmen, um uns zu überzeugen, wie wahr sie ist. Vor einiger Zeit hatte man Ursache zu glauben, Rußland würde mit dem Tode der Kaiserin Katharina der Zweiten aufhören, ausschließlich das Land der Möglichkeiten zu seyn; da unter ihrer Regierung alles von innen und außen eine so feste Konsistenz zu gewinnen schien. Die Einrichtung der Staatsgeschäfte, des Militärs und der Justiz hatte angefangen einen so einförmigen verhältnißmäßig so guten Weg zu nehmen, daß es das Ansehen hatte, es dürften nur strenge die vorhandenen Gesetze befolgt werden, um bald zu einer merklichen Vollkommenheit zu gedeihen.

Der Charakter Katharinens wird von den verschiedenen Parteygängern aus so verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, daß die eine Hälfte des Europäischen Publikums sie als ein Muster der Regenten aufstellt, und die andere sie als das Nonplusultra eines bösen Weibes verschreiet. Selbst in Rußland fehlt es nicht an Stimmen für die letzte Meinung; versteht sich, daß man nur ihr Lob laut sagt, und bittern Tadel mit vielen Gemeinsprüchen von Gerechtigkeit, Humanität und Eifer für Menschenwohl überzieht. Man stellt wider sie auf, ihre Thronbesteigung, ihre Kriege, ihre Eingriffe in die Rechte der

Provinzen, ihre Eigenmächtigkeit von innen und außen. Ich bin zu nichts weniger verbunden und nichts weniger gesonnen, als ihr Vertheidiger ohne Einschränkung zu seyn: aber leicht ließe sich darstellen, daß in der ersten fürchterliche Kollision war, in welche sie sich nicht selbst gesetzt hatte, und in dem übrigen Konsequenz und folglich wenigstens nach ihrem Plan und nach ihrer Absicht für das Wohl ihrer Unterthanen keine Ungerechtigkeit. Die Ursachen, Beschaffenheit und Verkettung ihrer Kriege kann ich hier nicht ausführlich behandeln. Sie sind freilich nicht so gut, als sie in ihren Manifesten seyn sollen; aber auch nicht so schlecht, als in den Schmähungen ihrer Feinde: und manchmal war es bloß der Fehler ihrer Minister, daß sie auch nicht bessere Manifeste machten, da sie doch bessere Gründe hatten. Man hält sich überall noch zu sehr an den Bombast der Diplomatik und des Kanzleistyls, um dem Ganzen ein recht feierliches kanonisches Ansehen zu geben, ohne zu erwägen, daß Dunkelheit und Unverständlichkeit wohl eine gute Sache schlimm, aber keine schlimme Sache gut machen können, außer bey Leuten, denen der Rauch die Sehnerven beitzte, und die folglich blindlings glauben. Ihre Einrichtungen im Innern waren, wenn auch nicht vollkommen, doch musterhaft für einen Staat auf der Stufe der Kultur, auf welcher Rußland stehet, und der herrliche Anfang zum kühnen Fortschreiten in jedem Felde der Humanität. Wem dieses bei einigen Phänomenen unter ihrer Regierung widersprechend scheint, der unterscheidet nicht das was sie that und thun wollte, und das was durch niedrige Eigenmacht, Herrschsucht, Kabale, Geldgeitz und Leidenschaften aller Art von den Ausführern ihrer Entwürfe vereitelt wurde. Wie oft wird ein Monarch mit dem hellsten Beobachtungsgeist und dem thätigsten Eifer für seine Pflichten und das Wohl seiner Länder hintergangen: und Katharina war nur ein Weib, die bei allen

großen Eigenschaften ihres Charakters doch in vielen Fällen immer nur sehen konnte, wie man sie sehen lassen wollte. Auf ihrer Reise nach Cherson hatte man plötzlich am Wege ungewöhnliche Wohlhabenheit geschaffen; es war auf Potemkins Wort schnell eine neue Schöpfung entstanden, und selbst sonst öde Gegenden wimmelten von glücklich scheinenden Menschen: hätte sie nur funfzig Werste links oder rechts abwärts von der Heerstraße gemacht, mit welcher Empfindung würde sie die wahre Gestalt des Landes gesehen haben, die man ihr verbergen wollte. Was sie thun konnte, hat sie gethan. Die großen Wohlthaten, die sie mehr als dreißig Jahre ihren Nationen zu erweisen gesucht und wirklich erwiesen hat, müssen ihre Fehler zugedeckt haben. Der Verfasser der hyperboreischen Briefe nennt sie im heiligen Enthusiasmus für Humanität a great bad woman: ich weiß nicht mit welchen Gründen der Mann seinen Ausspruch beweisen will. Das Buch hat den Vortheil eines guten Styls und einer angenehmen Erzählung; aber wider den Inhalt dürften Sachkundige in mehrern Punkten mit Recht ihren Protest einlegen. Die Nachwelt wird gewiß der Frau die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sie verdient; sie höchst wahrscheinlich nicht zum vollkommenen Regentenmuster aufstellen, aber sie doch von den Anklagen und Schmähungen lossprechen, mit welchen der gleichzeitige Parteygeist jeden ihrer Schritte verfolgte.

Ich kann weder ihr Panegyrist, noch ihr Geschichtschreiber seyn; aber ich muß einiges von ihr erwähnen, ehe ich mit Ihnen über mehrere Maaßregeln des jetzigen Kaisers spreche, die den ihrigen geradezu entgegen gesetzt zu seyn scheinen. Jedermann weiß, wie viel Publicität und Liberalität des Denkens unter Katharina der Zweiten in Rußland gewonnen haben, wie viel sie durch Nationalerziehung auf Nationalbildung zu wirken suchte und in der That wirkte, mit wie vielem Eifer sie dem

Chaos der Russischen Justiz durch Einführung der Gouvernements und guter Dikasterien einige Gestalt zu geben wußte. Das Wohlthätige der Verordnungen wurde überall verspürt, und man tröstete sich billig, daß die Zeit das noch Mangelhafte verbessern würde. Freilich schrie der Lievländische Adel über Beeinträchtigung seiner Privilegien, und suchte anfangs die Verordnungen der Monarchin in dem gehäßigsten Lichte darzustellen. Es wurde ihm dadurch die uneingeschränkte eigenmächtige Jurisdiktion über seine Leibeigenen aus den Händen gewunden, oder sie wurde wenigstens der Aufsicht des Gouvernements näher gestellt; da die Regierung Sorge trug, daß der Landmann wenigstens dem Namen nach als Person und nicht mehr als Sache behandelt wurde. Man murrte, weil man bei jeder Neuerung fürchtet: aber bald schwiegen alle Stimmen zum Vortheil der neuen Ordnung der Dinge still; und nur hier und da wurmte es noch einige alte hochmeisterliche Familien, die nun nicht mehr wie vorher das Magnatenwesen treiben, die übrigen als Klienten um sich her versammeln und durch ihren Einfluß den größten Theil der Provinz von sich abhängig machen konnten. Der Adel verlor zwar die Ritterschaftsgüter; aber die Einkünfte dieser Güter wurden zur Besoldung der neuen Dikasterien verwandt: und diese Besoldung kostete der Regierung doppelt die Summe dieser Einklünfte. Wenn die Justiz deswegen zuweilen nicht besser ging und ihre wächserne Nase noch immer nach allen Angeln gedrehet wurde, so war die Monarchin zu bedauern, daß ihre wohlgemeinten Absichten durch Bosheit, Kabale und Kastengeist oft so sehr vereitelt wurden. Der Adel selbst gewann, wenigstens der ärmere Theil desselben beträchtlich; und der angesehenere verlor bloß seine Bassawürde. Die Stellen waren zwar nur mäßig besoldet: aber ihre Anzahl war groß, und eine Menge junger Edelleute ohne Vermögen von Hause gewannen dadurch eine ehrenvolle

Aussicht auf das Leben. Durch ganz Rußland hatte die Einrichtung bei weniger Schwierigkeiten den nämlichen Vortheil; denn der Russische Adel konnte keine solchen ausschließlichen Privilegien prätendiren, und war als Hauptnation betrachtet nach der alten Verfassung des Reichs unbedingter dem Willen des Monarchen unterworfen. Wenn die neue Justizverfassung der Kaiserin nicht absolute Vollkommenheit hatte, so war sie, was jede menschliche Verordnung ist; und die Ursachen ihrer Mängel lagen mehr in den Gesetzen, als der Verfassung, mehr in den Gebrechen der Verwalter, als der Norm der Verwaltung. Sie war nicht unbedingt gut; aber sie war doch die beste, die in den Umständen möglich war, und folglich die beste für Rußland; und sie enthielt den Grund, wenn man darauf fortgebauet hätte, zu einem herrlichen Gebäude für wahre Gerechtigkeit und Humanität. Freilich wäre dem Adelssinn und Kastengeist dadurch nicht sehr gerathen gewesen: aber ist es denn nicht eben dieser Adelssinn und Kastengeist, der die meisten Staaten, so viel ihrer die Menschengeschichte nennt, so lange niederdrückte und zerrüttete, bis endlich die Maschine eines natürlichen oder gewaltsamen Todes durch innerliche oder äußerliche Ursachen starb?

Paul der Erste ließ es seine erste Sorge seyn, diese neue aber schon zur Festigkeit gediehene Ordnung wieder zu ändern, und den alten Gang der Geschäfte herzustellen. Ich weiß nicht, ob diese Veränderung durch ganz Rußland gehet, aber in Kurland, wo sie kaum angefangen hatte, und Liefland und Esthland ist sie gewiß. Die Veränderung ist gewiß; es fragt sich nun, ob auch die Verbesserung? Daß der Monarch Verbesserung gewünscht und gewollt hat, ist kein Zweifel: denn es wäre Unsinn, ihm eine andere Absicht unterzuschieben; da in allen menschlichen Verhältnissen keinem Manne auf Gottes Erdboden mehr daran gelegen seyn muß Gutes zu wirken, oder wenigstens den guten Willen der Nation, über die er gebietet,

zu gewinnen. Und diesen gewinnt man nur, indem man ihr wahres Glück zu befördern sucht. Nichts ist gefährlicher, als Despot zu seyn; eine Wahrheit, welche die Geschichte mit hundert blutigen Beispielen belegen kann; und doch arbeiten so viele in großen und kleinen Sphären auf Despotismus hin: vielleicht ohne alle Absicht, weil sie die Menschen und ihre Verhältnisse, ihre Tugenden und ihre Schwachheiten und alle ihre Leidenschaften nicht genug in Erwägung ziehen. Wenn der Kaiser Paul bei seiner Regierung die Absicht hat, unbegreiflich wie die Gottheit zu seyn, so hat er bis jetzt in vielen Dingen diese Absicht erreicht. Sein Charakter war anerkannt von jeher, strenge Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Unparteylichkeit. Ein Monarch hat selten öffentliche Feinde, aber desto mehr Widersacher im Stillen: und selbst diese und alle diejenigen, die unter seinen bisherigen Verfügungen litten und seine Maaßregeln mißzustellen suchen, sind genöthiget diesen Charakter zu unterschreiben. Aber mit diesem Charakter kann doch vieles gegen denselben geschehen, ohne daß er beleidiget würde; und ich fürchte fast, daß dieses in mancher Rücksicht so wie in dieser der Fall sey. Es ist eine Krankheit der meisten neuen Regierungen, in allen das Gegentheil der Alten zu thun; so sehr, daß es in allen Sprachen zum Sprichwort geworden ist.

In Petersburg hat man zu dieser alten Bemerkung ganz neue Belege. Der Kaiser hat die von seiner Mutter festgesetzte Justizverfassung in gedachten Provinzen wieder aufgehoben, und die alten Privilegien wieder hergestellt. Das klingt schön; und es ist nur zu bestimmen, ob es gut ist. Unstreitig haben einige Männer von Gewicht oder Gunst, welches oft gleich viel ist, welche neue Aspekten auf das alte Magnatenwesen haben, dem Monarchen vorgestellt, daß doch das Versprechen Peters des Großen, die Vorrechte der Provinzen zu schützen, verletzt sey, und daß man solche Verfügungen allerdings noch etwas bitter

empfinden müsse; und der Monarch würde sogleich bei dem Antritt seiner Regierung die enthusiastische Liebe dieser Provinzen durch Rückgabe dieser Privilegien erwerben. Die Maaßregel war sehr leicht, und der Preis sehr schmeichelhaft. Ein Federstrich kassirte, was eine lange mühsame Arbeit gebaut hatte. Was ward nun dadurch gewonnen und verloren? Gewonnen ward wohl vorzüglich die ausschließende Zufriedenheit der vornehmsten parteyführenden reichen Familien, die nun durch ihre Sippschaft die Staatsämter wieder in ihre Disposition bekommen; gewonnen ward der Überschuß der Kosten zu der Einrichtung unter Katharina der Zweiten; gewonnen ward die Bedingung, welche jetzt hinzugefügt wurde, daß die Provinzen im erforderlichen Falle Rekruten stellen sollten: eine Bedingung, die sich bei gesunden Begriffen vom Staatsrecht von selbst versteht. Die Provinzen blieben von der Rekrutirung verschont wegen der Verheerungen zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts durch Krieg und Pest. Daß sie sich bei ihrer natürlichen Fruchtbarkeit leider noch nicht außerordentlich erholt haben, spricht nicht sehr zum Vortheil ihrer Kultur und der Humanität ihrer Besitzer. Dieses ward gewonnen; aber der Verlust ist von der andern Seite wohl nicht geringer als der Gewinn. Es wurden durch die schnelle Veränderung eine Menge leidlich glücklicher Familien in Mangel, vielleicht oft in den drückendsten Mangel versetzt. Männer, welche dem Staate dreißig und mehrere Jahre mit Rechtschaffenheit und unermüdetem Eifer gedient hatten, wurden auf einmal als nicht existirend angesehen; und wurden in den Provinzen, denen sie ihre Kräfte geopfert hatten, auf deren Dank im Alter sie gerechten Anspuch machen durften, ein Gegenstand des öffentlichen Mitleids, und noch dazu vielleicht oft eines Mitleids ohne Wirkung. Ohne ein Quartal-Gehalt wurden Männer mit Familie den Sorgen der Nahrung überlassen, deren ganzer Reichthum

eben der Ertrag ihrer Stellen oft zur kleinen Belohnung für beschwerliche Kriegsdienste gewesen war. Der neuen Ämter sind nun weniger; also ist die Hoffnung zu Stellen geringer. Der Adel wird gewiß nicht mehr zur Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ausgeben, als die zurückgegebenen Ritterschaftsgüter Einkünfte bringen. Zu fürchten ist, daß eben deswegen die Justiz, die leider in Rußland zuvor noch sehr nachläßig war, desto schlimmer gehen werde, da sie zumal nun nicht mehr unter der ganz nahen Aufsicht der Regierung stehen wird. Welchen Gang wird die Gerechtigkeit haben, wenn sich der Senat mit der Appellation in jeder kleinen Privatsache beschäftigen soll, da bisher schon Prozesse von der grösten Wichtigkeit auf die lange Bank geschoben wurden? Nun kommt es darauf an, ob der Oberlandrichter, oder wer sonst der Matador der Provinz seyn wird, ein Mann von Grundsätzen, Entschlossenheit, Muth und Eifer ist: und wehe dem ärmern Theile der Rechtenden, wenn dieses dem Zufalle überlassen bleibt. Aber höchst wahrscheinlich wird es noch schlimmer seyn. Der Adel ist nun ganz wieder allein Person in den Provinzen. Unter Justiz versteht er, was zur Feststellung oder wohl gar Erweiterung seiner sogenannten Privilegien dient. Er wird immer einen Mann wählen, der mit Muth und Klugheit diese Vorrechte des Adels zu vertheidigen bereit ist. Jedermann weiß, was die Rechte des Adels in den meisten Ländern bedeuten; und was sie in Liefland und den angrenzenden Provinzen zu sagen haben, davon hat die Humanität der meisten übrigen Länder keinen Begriff. Snell und Merkel haben die Sache nicht übertrieben, selbst nach dem Geständnisse der Vernünftigern aus der Gesellschaft der Unterdrücker nicht übertrieben. Jeder Reisende, der in den Provinzen nur etwas rechts und links von der Poststraße abgewandelt ist, kann in einer Woche Scenen genug sammeln, um sein ganzes Leben bei der Erinnerung Herzdrücken zu haben:

auch wohl die Poststraße selbst kann ihm solche empörende Beispiele zeigen. Merkel spricht von den Letten in Liefland: ihre unglücklichen Brüder in Kurland liegen unter einer noch härtern Geißel, je weniger sich der Kurländische Adel bisher um seine schwachfüßige Regierung bekümmerte. Ein jeder spielte nach Gefallen den Wohlthäter oder den Verderber, den Vater oder den Tyrannen in seinem Gebiet. Natürlich daß der Kurländische Adel die neuen Russischen Einrichtungen gar nicht nach seinem Geschmacke fand, und daß der General Palen als Ordnungsstifter in Mitau, wenn auch nach Weltsitte viel freundliche Gesichter, doch wenig freundschaftliche Gesinnungen zur Erreichung der Zwecke der Monarchin antraf. Die Esthen bei und über Dorpat sind nicht besser daran, nur daß sie noch etwas mehr Nationalenergie haben; und ihre wahre Schilderung könnte ein Gemälde machen, das dem Merkelschen von den Letten nichts nachgeben würde. Alle diese armen Leute hatten die Hoffnung, nach und nach durch Unterstützung der Regierung in ein vernünftiges menschliches Verhältniß im Staate zu treten. Die Monarchin würdigte sie ihrer Sorgfalt. Das klingt seltsam; ein Monarch würdigt eine seiner Nationen seiner Sorgfalt, als ob das nicht seine Pflicht wäre, deren Vernachläßigung sich zuweilen fürchterlich rächt: aber leider waren sie über ein ganzes Jahrhundert gar keiner Sorgfalt gewürdigt worden. Nun sind sie nach Aufhebung der Statthalterschafsregierung wieder ihren Gewaltigen auf gänzliche Diskretion übergeben. Der Adel ist wieder ausschließend in seiner eigenen Sache Richter, Vollstrecker und Machthaber: das nulle Paktum ist wieder da, auf einer Seite lauter Rechte und keine Pflichten, auf der andern lauter Pflichten und keine Rechte. Denn Rechte, die ich nicht behaupten, und Pflichten, deren Erfüllung ich nicht erzwingen kann, sind, so lange dieser Zustand dauert, so gut als nicht existirend. Über Gerechtigkeit, Menschenliebe und Hu-

manität wird nirgends mehr deklamirt als in jenen Provinzen; selbst von denen, die Antipoden derselben sind, und die durch ihren Zungenbeitrag die Pflichten selbst quittirt zu haben glauben. Der Kaiser Paul hat gewiß nicht erwogen, und man hat sich gehütet es ihn ahnden zu lassen, daß der Wolf nie ein guter Hirt werden wird, auch wenn er seine ganze Haut zum Unterpfande setzte. Es sey fern von mir zu glauben, daß nicht eine Menge Individuen der Genossenschaft recht menschliche Geschöpfe sind; aber eben diese werden schwerlich die Verwalter der Gesetze werden: und was ist das unter so viele? Bonis non scriptae leges; und die Schlimmen, für welche sie eigentlich sind, erhalten Mittel sich durchzubrechen oder durchzuschleichen. Die Einförmigkeit der Justizverwaltung, einer der größten Vorzüge eines Reichs, wird gestört. Die leidigen Privilegien waren gestorben und vergessen: jetzt sind sie wieder zum Leben erweckt worden: wird aber ihr Leben Segen oder Fluch verbreiten? Schon in dem Worte Privilegien, ein Überrest aus dem alten Römischen Sauerteige, liegt nach geläuterten Begriffen des Staatsrechts eine Ungerechtigkeit, ein Widerspruch. Eine Ausnahme vom Gesetz auf einzelne Individuen oder Gesellschaften ist eine Beleidigung der übrigen, die dem Gesetz unterthan sind. Zugegeben, daß es Fälle giebt, wo dergleichen Ausnahmen durch Noth und Klugheit geboten und also entschuldiget werden, so ist die Staatsverfassung gewiß nicht weise, wo dergleichen Fälle vervielfältiget erscheinen; und diejenige ist die vernünftigste, wo die wenigsten sind. Der Monarch ist allen seinen Provinzen und jedem Gliede derselben gleiche Sorgfalt für ihr Glück und ihre Wohlfahrt schuldig. Wenn die Privilegien konsequent in einer gesunden Politik und in einem gereinigten Staatsrecht gegründet liegen, sind sie überflüssig; denn sie sind des Monarchen Pflicht: sind sie dieses nicht, so sind sie ungültig; denn sie sind, wie die Ju-

risten zu reden pflegen, contra jus in thesi; das heißt hier, wider die Vernunft, die Absicht der Gesellschaft. Wo viele Privilegien sind, ist es eben so bedenklich, als wo viele Gesetze sind: und meistens ist beides verbunden. Wenn man sich immer die Mühe geben will nachzudenken, so wird man jederzeit finden, daß ein Theil die Privilegien des andern bitter entgelten muß. Jedes Privilegium ist ein Kollisionsfall, wo eine kleine Ungerechtigkeit auch für das Ganze einen großen Vortheil erreichen soll: wenn der Vortheil aber gar nicht für das Ganze und bloß für Individuen ist, so ist das Privilegium Unsinn, dergleichen wir freilich in unserer moralischen Welt vielen haben. So viel von der Veränderung der Justizverfassung. Mich däucht, jeder sieht leicht ein, wie mißlich das Unternehmen ist, und welche unglücklichen Folgen es auf die Provinzen haben kann, die nun ganz wieder der Willkühr des Adels überlassen werden. Sonst konnte freilich der Bauer nur sehr schwerlich recht gegen seine Peiniger erhalten; nun wird es fast unmöglich seyn. Jedes Land hat noch etwas von diesem alten Sauerteig, und überall sucht der Adel noch gern sich im ausschließlichen Besitz der wichtigsten Richterstellen zu erhalten; aber nirgends hat er doch ohne Ausnahme gesetzlich die ganze Jurisdiktion, wie er sie sich in diesen für die niedern Volksklassen so unglücklichen Provinzen angemaßt hat. Es fing an sich eine Idee von Volk zu bilden, welche nach und nach zur Kultur hätte leiten können: nun wird selbst diese Idee verschwinden, und Jahrhunderte werden sie nur mit Mühe wieder herbei führen können.

Ein zweiter, zwar minder wichtiger, aber doch nicht unwichtiger Punkt, in welchem der Kaiser Paul sogleich neue Verordnungen ergehen ließ, ist die Censur und das Bücherwesen. Unter Katharina der Zweiten herrschte anfangs in dieser Rücksicht eine völlige Freiheit. Die allgemeinen vernünftigen Bedingungen verstehen sich von selbst, nach welchen wider gute

Sitten, öffentliche Religion und Staat nicht geschrieben werden durfte. Der Mißbrauch dieser Freiheit führte zwar die Censur ein; aber sie war doch durchaus sehr liberal, und nur in Ansehung der Bücher in Russischer Sprache etwas behutsamer. Man erstaunt in Deutschland billig über die Freimüthigkeit der Schriften, die in Petersburg geschrieben, gedruckt und verkauft wurden. Niemand hielt sie für gefährlich, weil sie es in einer wohlgeordneten Regierung nicht waren. Wahrheit ist immer nützlich; und Kolumnie wird verachtet und stirbt. Man las Spottgedichte auf die Monarchin in der Pheripherie des Hofes, und sie nahm sich nicht die Mühe deswegen eine Inquisition anzustellen. Sie ließ schmähen, und handelte; ihre Thaten bleiben, und von den Schmähungen weiß niemand etwas mehr, wenn sie auch damals das gährende Hirn einiger Witzlinge kitzelten. Die ausländischen Bücher waren ausländische Waaren, von welchen jeder nahm, was nach seinem Geschmack war. Wo die gewöhnliche Klugheit einige Behutsamkeit erforderte, verbannte man wenigstens alle Ängstlichkeit. Es wurden in Rußland Bücher und Zeitschriften öffentlich gelesen, die in Deutschland schwer verpönt waren: und niemand war deßwegen mit der Regierung unzufrieden. Jeder aß und trank, sagte sein Bonmot glücklich oder unglücklich, und ging in das Komtoir, das Gericht, oder auf den Exercierplatz. Er hatte nicht zu klagen; und diejenigen, welche vielleicht zu klagen gehabt hätten, lasen überhaupt gar keine Bücher, und werden wohl in einem Jahrhunderte noch keine lesen. Fremde wunderten sich in Rußland so liberale Gesinnungen in dieser Rücksicht bei der Regierung zu finden. Der Franzose, der Engländer, der Deutsche, fanden ihre klassischen Landsleute wieder, und in größern Ehren, als zu Hause. Nun erscheint auf einmal ein strenges Censuredikt, um den neuen Sauerteig auszufegen, damit er ein alter Teig werde. Die Absicht des Mo-

narchen dabei ist gewiß höchst heilsam; es fragt sich aber, ob sie durch das Mittel erreicht wird. Dem Fortrücken einer Nation in ihrer Bildung auf diese Art Gränzen zu setzen, ist bei der jetzigen Publicität etwas schwer. Es wird konfiscirt und verbrannt, was man konfisciren und verbrennen kann: unstreitig weit mehr, als der Wille des Monarchen und des Ministeriums ist. Es ist nur Schade, daß oft gleichgültige Bücher durch diese Kriminalprocedur erst ein Interesse gewinnen und gesucht werden, daß man dann erst anfängt sie zu studiren, zu verstehen oder mißzuverstehen, und das etwanige Gift herauszusaugen. Ein verbranntes Buch wirkt nur stärker durch das Feuer; und eine Menge Bücher würden nicht so viel Kredit erhalten haben, wenn sie nicht verbrannt worden wären. Es ist wohl eigentlich eine ziemlich gleichgültige Sache, ob man den deutschen Merkur in Riga konfiscirt, und den Genius der Zeit verbrennt oder nicht; aber gewiß gewinnen beide Produkte nur desto mehr die Aufmerksamkeit des nordischen Publikums, wenn es auch nur aus Neugierde und bloßem Spieltrieb wäre; und ein einziges verborgenes Exemplar wird mehr gelesen, als sonst fünfzig. Das Censuredikt ist freilich nicht mehr und nicht weniger strenge, als in den meisten übrigen Ländern; aber bei dem ungeheuern Geschäftskreise in Rußland haben die Censoren ausgebreitetere Macht willkührlich ihr Autodafè über jedes Buch zu halten, daß irgend eine Ketzermiene trägt. Es werden dazu nicht immer Männer von liberaler Sinnesart genommen; aber wohl Männer von Gewissenhaftigkeit im theologischen und politischen Verstande, die dann freilich den Spaniern wenig nachgeben werden. Die Geistlichkeit hat dabei Gelegenheit den Rest ihres kanonischen Ansehens zu retten; und die kleinliche Engbrüstigkeit der Gerichtsleute spricht Anathema über alles, was auf irgend eine Weise iene etablirte Ehrenkaste beleidiget oder ihre Befugnisse mit der

Sonne der Vernunft zu berühren scheint. Man thut, glaub ich, den Büchern und Bücherschreibern zu viel Ehre, wenn man so große kosmische Wirkungen auf ihre Rechnung setzt, obgleich ihr mittelbarer Einfluß auf Nationalangelegenheiten nicht ganz zu verkennen ist. Die Wahrheit dringt endlich ohne Buch durch; und Glaukome halten sich in den besten Schriften in die Länge nicht. Das meiste Gute und Böse ist ohne Bücher geschehen, und das mit Recht; denn es geschah aus der menschlichen Natur nach Ursachen, die tiefer liegen, als auf Papier und Pergament. Die Römer hatten keine Bücher, als ihre Plebejer auf den heiligen Berg gingen und sich ihre Tribunen ertrotzten. Die Griechen hatten außer ihrem Homer und Hesiod, die nichts weniger als Freigeister waren, kein Buch, als sie bei Marathon schlugen und ihren Schriftstellern durch ihre Thaten erst Stoff zur Geschichte gaben. Weder Rousseau, noch Voltäre, noch Mercier haben die Französische Revolution bewirkt; wenigstens ist ihre Mitwirkung wie ein Regentropfen, der in den Ocean fällt. Wäre der Adel in Frankreich in der Behandlung seiner Unterthanen nicht noch so ostgothisch und die Geistlichkeit nicht gedankenlos sybaritisch gewesen, hätte die Regierung nicht das Mark der Nation verschwendet, um dann an ihren Knochen zu nagen, hätten alle zusammen etwas mehr auf die wahre Natur des Menschen kalkulirt, so hätte Voltäre spotten und Rousseau predigen, Voltäre zehn Mahumeds und Rousseau zehn bürgerliche Verträge schreiben mögen: die Franzosen hätten sie gelobt und getadelt, und wären ruhig geblieben. Um eine Nation zu verführen, muß die Nation unzufrieden seyn; und diese ist es nie bei einer guten Regierung. Die Französische Regierung hat sich selbst gestürzt; die Nation hat Rousseaus Kontrakt erst spät nachher zu ihrem Katechismus gemacht. Ob es gleich das wichtigste Werk des Mannes ist, so nannte man es doch kaum unter seinen Meisterstücken: und

la loi naturelle, die größte Arbeit Voltäres, wird neben seinem Mädchen und seinen prächtigen Theaterstücken und philosophischen Rhapsodien kaum bemerkt. Hat Aretin durch seinen Spott den Italiänischen Fürsten großes Leid zugefügt? Er wurde die Geißel der Fürsten genannt; aber keiner ist von seiner Geißel gestorben, noch durch ihn um eine Mahlzeit ärmer geworden. In Rom beförderte die griechische Philosophie des Karneades und Konsorten wohl vielleicht die Despotie: aber Brutus konnte mit der ganzen Stoa das alte Staatsgebäude nicht retten: und keine philosophische Sekte war doch eine so große Stütze der Freiheit, als die Stoa. Die Revolutionen wurden immer durch innere Krankheiten verursacht. Wo die Könige fielen, haben sie durch ihre bösen oder übelberechneten Anschläge ihr Urtheil selbst geschrieben. Wie will ein Mann über Menschen herrschen, der die Menschen nicht kennt? Durch Liberalität ist noch keine Regierung gestürzt worden; aber wohl durch engbrüstige despotische Einschränkung. Nie hat wohl ein Mann willkührlicher regiert, als Friedrich der Zweite; aber er war ein Mann in dem ächten Sinne des Worts: und in keinen Staaten herrschte größere Freiheit des Kopfs, als in den seinigen. Wo die Grundlage der Regierung Gerechtigkeit, Volkswohl und Humanität ist, hat niemand etwas besseres zu wünschen; und die Machinationen der Übelgesinnten zerstieben wie schlimme Dünste in einem strengen Morgenwinde.

Die Bücherkommissionen in Petersburg, Moskau und Riga bestehen meistens aus Russen; einem Geistlichen, einem sogenannten Gelehrten und einer Civilperson. Die Engbrüstigkeit der Geistlichkeit kennt man an allen Orten; und nirgends ist im Durchschnitt diese Menschenklasse alt rechtgläubiger, das heißt vernunftleerer, als in Rußland. Es giebt Ausnahmen; aber selten sind die Ausnahmen Büchercensoren: und

selbst freimüthige Denker ihres Standes gewinnen durch das Furchtbare ihres Auftrags eine gewisse Angst, in welcher sie gern die Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorsam der Ordonanzen. Wenn man nun auch alle neue Broschüren unterdrückt, konfiscirt und verbrennt, kann man denn auch die klassischen Werke der gebildeten Nationen vernichten, die in jedermanns Händen sind, ohne zu befehlen: Es soll alte Barbarei seyn? Kann man alle Rousseaus und Voltäres und Raynals, alle Shaftsburies und Bolingbrokes auf den Scheiterhaufen tragen? Und gesetzt, dieses wäre möglich, so darf unter schwerer Verpönung niemand den Cicero und Plato in die Hand nehmen, niemand den Livius, Thucydides und Plutarch lesen, der nicht von dem bösen Enthusiasmus des Alterthums angesteckt seyn will. Die Krankheit der Freiheit ist bei ihnen etwas heftiger epidemisch, und etwas weniger vernünftig, als vielleicht bei den meisten Neuern. Die Regierungen mögen nur sorgen, daß sie selbst gut seyen, gut werden und gut bleiben; das Volk wird gewiß nicht böse seyn. Es ist eine glückliche gutmüthige Schwachheit des Volks, daß es sich führen läßt, so lange man es nur leidlich führt. Die Minister, welche laut das Gegentheil schreien, sind vermuthlich keine guten Führer, oder sie traten schon in unleidliche Verhältnisse. Ich kann und mag hier nicht untersuchen, in wie fern gänzliche Preßfreiheit dem Staate gefährlich werden könne; aber daß die Eingeschränktheit der politischen und religiösen Bonzen recht eigentlich dazu gemacht ist, alles Emporstreben des Geistes zuerst niederzudrücken, und dann durch den Druck empor zu heben, ist eine Wahrheit, die jetzt wohl niemand mehr läugnet, niemand mehr zu bekennen Bedenken trägt. Es leiden unter der Veranstaltung nicht bloß einige Buchhändler und Liebhaber; diese können sich leicht trösten, oder ihre Klagen sind von keiner Wichtigkeit. Aber man macht die Menge mißtrauisch

und flößt ihnen den Gedanken ein, die Regierung verrathe Furcht. Furcht ist überall ein schlimmes Zeichen; am allermeisten bei Männern, die am Ruder sitzen. Die Klugheit muß, wenn sie konsequent mit sich selbst handeln will, nicht den Strom zu dämmen sondern ihn abzuleiten suchen: sonst geht es vielleicht wie mit dem schlecht berechneten Rigischen Wasserbau an der Düna: die Fluth bricht durch, und wirft wenigstens Sandbänke in das Fahrwasser, welche sehr hinderlich sind.

Die Veränderungen bei dem Militär sind wichtiger, sind von der größten Wichtigkeit. Daß der Kaiser sie für Verbesserungen hält, ist kein Zweifel; sonst würde er gewiß keine einzige verordnet haben: da die Kosten sich jetzt unendlich höher belaufen müssen, als nach dem alten Etat, und man im Überschlag der Russischen Finanzen kaum begreiflich findet, wie diese neuen Kosten für so ungeheure Truppenkorps ohne neue Beschwerde zu erschwingen sind. Die Ökonomie, welche durch Reduktion des glänzenden überflüssigen Hofstaats und der innerlichen Einrichtung in den Provinzen hier und da gemacht wird, scheint bei weitem nicht hinreichend, diese neuen Bedürfnisse zu bestreiten und die Staatspapiere wieder in völlig gültigen Kredit zu setzen, oder sie endlich ganz zu tilgen, wie der Vorsatz des Monarchen ist. Aber ohne diese Rücksicht, welche bloß Sache der Staatswirthschaft ist, wollen wir erwägen, ob militärisch genommen die neue Ordonanz besser ist, als die alte war.

Als Peter der Erste nach Aufhebung der Strelitzen sein Militär gründete, nahm er seine damaligen Muster von stehenden Heeren, die er auf seinen Reisen gesehen und beobachtet hatte; und vorzüglich von seinen Nachbarn, den Brandenburgern, deren Kriegsrenomee schon damals ziemlich gestiegen war. Staat, Ordonanz und Bezahlung der Offiziere war also gleich

anfangs auf ziemlich gleichem Fuß mit dem Deutschen. Seine gemeinen Soldaten konnte er durch eigene Lieferung der Lebensmittel weit wohlfeiler unterhalten, so daß der Russische Soldat außer allen seinen Bedürfnissen ungefähr jährlich nur sieben Thaler zur Reinlichkeit und zu kleinen Nothwendigkeiten erhielt. Der Proviant kostete, hochgerechnet der Krone doch gewiß nicht mehr als eben diese Summe von sieben Thalern auf den Kopf, und die Bekleidung war verhältnißmäßig eben so wohlfeil und eben so gut, als die Deutsche. Die Russischen Truppen waren also für kaum zwei Drittheile der Summe, welche nach Deutschem Fuß der Kriegsmann kostet, eben so gut oder noch besser gekleidet; und besser und sicherer verpflegt, als die Preußischen. Krieg und Friede machten keinen Unterschied: und der Russische Soldat war immer auf Kriegsfuß, da er im Sommer beständig im Lager stand. Die verstorbene Kaiserin gab der Armee in den letzten Jahren ihrer Regierung sowohl den Offizieren als Gemeinen Zulage, so daß die letztern nun ungefähr jährlich eilf Thaler erhielten. Übrigens blieb alles bei der alten Einrichtung. Ihre Kleidung war von Peters des Ersten Zeiten an herab bis auf das Kommando des Fürsten Potemkin auch der Deutschen ziemlich ähnlich, nur noch etwas steifer und gezwungener. Potemkin, ein Mann, dem man einen viel umfassenden Geist nicht absprechen kann, sah das Unzweckmäßige und Beschwerliche dieser Tracht, zumal in dem Russischen Klima, ein. Er machte unstreitig bei der Armee vielleicht aus bloßer Neuerungssucht manche Veränderungen, die nichts taugten; besonders litt die Disciplin, welche vorher und vorzüglich unter Romanzow vortrefflich gewesen war, durch seine ungewöhnliche Nachsicht außerordentlich: so daß es wohl Leute giebt, die ihm deßwegen böse Absichten beimessen, weil er die ersten Generale mit despotischem Stolz behandelte, und den kleinen Offizier und gemeinen Mann durch übertriebene Ge-

lindigkeit und Popularität an sich fesselte. Sein moralischer Charakter kann hier nicht in Betrachtung kommen; wir reden nur von dem, was er bei der Armee gethan hat: und darunter sind gewiß mehrere Anordnungen, die nach dem Urtheile aller ächten Militäre zweckmäßig und also gut waren. Er ließ die Soldaten Locken und Zöpfe abschneiden, und dadurch gewannen sie beträchtlich in der Schnelligkeit des Anzugs, und verloren nichts an kriegerischem Ansehen. Er gab ihnen anstatt der dreieckigen Hüthe eine wohlgebaute Kaske, wo ein metallenes Stirnband die Stirn vor dem Schuß und ein großer eiserner Bogen oben über den Kopf den Mann am Schedel ziemlich gegen den Hieb sicherte. Der Bogen war mit dicker schön gekämmter Wolle oder mit Roßhaaren umwunden, um desto mehr aufzuhalten und dem Ganzen ein größeres Ansehen zu geben. Anstatt des deutschen Zwitterdings von Rock gab er eine Kurtke, die durchaus völlig und warm, und gewiß zum Marsch das beste Leibkleid war. Anstatt der kurzen unbequemen Beinkleider erhielten die Leute lange Hosen nach Art der Ungarischen, nur weiter und gemächlicher. Die Gamaschen wurden in jeder Rücksicht durch die Stiefeln ersetzt; nur daß diese etwas theurer waren. Auf diese Art gekleidet erreichte der Soldat alle Zwecke seiner Bestimmung; er war leicht, frei, gewandt, ansehnlich; und vor allen in kurzer Zeit fertig. Das quod quis per pauca ist wohl nirgends eine herrlichere Regel, als bei dem Kriegsmanne und im Kriege. Parade ist zwar das allerletzte in militärischer Berechnung; aber wo sie als ein Accidens sich finden kann, ist sie doch dem Mann von Geschmack nicht unwillkommen: und man kann kaum einen schönern kriegerischern Aufzug denken, als ein Russisches Regiment das ihn auf diese Weise machte. Wenn der Fürst Potemkin diese Erfindung nicht aus sich selbst nahm, sondern sie ihm von fremden Offizieren angegeben ward, so verliert sich dadurch nichts von ihrem Werth,

sondern gewinnt vielmehr, weil auch eine andere wackere Nation schon vorher ihre Zweckmäßigkeit einsah. Die Montirung ist nämlich mit außerordentlich kleinen Veränderungen und den Zugaben der Hosen die Montirung der Bergschotten. Jedermann weiß, welche brave Truppen diese Leute sind, wenn sie sich gleich von dem Parlament keine Hosen wollten anziehen lassen.

Diese ganze Kleiderordnung des Militärs hat der Kaiser verändert, und fast wieder auf den alten Fuß gesetzt. Gewöhnliche Leute skandalisiren sich über den neuen grotesken Anzug: das ist wohl Kleinigkeit; und in einigen Monaten wird er dem Auge gewöhnlich, oder gewinnt wohl gar eine Art von Hogarthischer Schönheit. Aber erreicht denn die alte erneuerte Einrichtung besser die Absichten des Militärs, als die kassirte? Ich zweifle, daß dieses die Meinung irgend eines unparteyischen Sachkundigen seyn wird. Vieles ist dabei schlimmer, und nichts besser; und gesetzt, daß alles wenigstens eben so gut wäre, so wäre die gleichgültige Änderung schon deßwegen weniger gut, weil sie Änderung ist. Individuen, deren Geist voll Unruhe und Spieltriebes ist, machen gern in ihren Erscheinungen so viel verschiedene Nüancen, als sie können; aber eine ganze Nation bleibt gern bei dem alten Gleise, wenn sich nicht ihr Genius nach und nach selbst anders stempelt. Unter Peter dem Ersten war der Fall anders. Damals war die Reform durchaus nothwendig. Die Russen waren damals in jeder Rücksicht halbe Barbaren, und mußten den Schritt in allem von ihren Nachbaren lernen, die voran gegangen waren. Jetzt ist dieses nicht mehr: sie können sich schon allein durch sich selbst halten und heben; und die beabsichtigte Reform scheint wirklich nicht Reform zu seyn. Angesehene Generale sollen dieses dem Kaiser vorgestellt haben. Selbst Suworow, den die Russen nach der Schlußfolge des Herrn Pangloß billig für den ersten

Militär der Welt halten, soll ihm mit seinem gewöhnlichen lakonischen Geiste bemerkt haben, Zöpfe seyen keine Bajonette und Locken keine Kanonen, und der Russe werde mit Gamaschen um kein Haar breit besser Batterien nehmen, als in Stiefeln. Der Kaiser befahl die Veränderung. Das ist freilich eine hinreichende Bestimmung zum Gehorsam, aber noch kein hinlänglicher Grund, sie deßwegen gut zu finden. Mehrere Regimenter kamen mit ihren Offizieren zum Monarchen und baten, man möchte ihnen lieber die neue Zulage an Gehalt wieder nehmen und ihnen ihren Anzug lassen, sie wären daran gewöhnt, und er wäre der beste. Niemand kann wohl besser über Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit eines Anzuges urtheilen, als die ihn tragen, wenn es nicht Petitmaitres der feinen Welt sind, welche der Mode zu gefallen nicht selten Angstschweiß schwitzen: zu diesen darf man aber wohl die gemeinen Russen nicht rechnen. Der Kaiser war unerbittlich, und die Antiquitäten wurden erforderlichen Falles mit dem Stock wieder retablirt. Man muß zugesehen haben, oder noch besser selbst Rekrut gewesen seyn, um von der penibeln Ängstlichkeit des Gamaschenanzugs, des Zopfwikelns und des Lokkendrechselns einen kompletten Begriff zu haben. Nun denke man sich ein Regiment ächter Russen, die sechzehn Jahre gleich kriegerisch, bequem und geschmackvoll sich gekleidet hatten, und die nach des Kaisers neuem Befehl nun auf einmal wieder unter das Bügeleisen eines stockgerechten steifen Korporals sollen. Sie werden das bald können und thun, denn der Russe kann alles, aber sich deßwegen um keinen Kopeken besser befinden.

Die Russische Infanterie hatte, die Grenadiere ausgenommen, wie billig keine Seitengewehre. Wozu soll der Soldat mit mehr belastet werden, als ihm nöthig ist? Wenn der Infanterist troz seinem Bajonett verloren ist, so wird ihn kein Säbel retten. Das Bajonett ist seine Stärke. Der Fürst

Potemkin hatte einigen Grenadierregimentern ziemlich schwere handbreite Säbel gegeben, mit sehr guter Berechnung. Nicht zum Gefecht; denn dazu sind sie unnütz und nie gebraucht worden; sondern zum Wegehauen durch Waldung und zum Faschinenarbeiten, wozu denn doch ausschließlich die Grenadiere bei allen Armeen jetzt gebraucht werden. Er würde sie allen Grenadierregimentern gegeben haben, wenn er länger gelebt hätte. Der erste Anblick eines solchen Säbels sieht freilich sehr schlächtermäßig aus, und hat doch für die Action keinen Vortheil: wenn man aber überlegt, warum er eigentlich getragen wird, so ist kein Instrument bequemer zu einer solchen Absicht. Er ist eigentlich mehr Beil als Säbel; und nur auf diese Weise leicht tragbar gemacht. Der Kaiser hat diese Säbel abgeschafft und an ihre Stelle andere gesetzt, wie sie die ganze Preußische Infanterie ganz zwecklos trägt. Vorher war der Russische Soldat leicht, frei und stolz: und hielt sich für den ersten Soldaten in der Welt. Man sollte ihm wenigstens seine Originalität und seine eigene Meinung der Überlegenheit lassen, welche bei dem gemeinen Mann eines Truppenkorps durchaus keine Schimäre ist, so gefährlich sie oft werden kann, wenn sie auch der Offizier hat. Darin besteht sein Enthusiasmus und sein felsenfester Muth, den der Befehlshaber nur benutzen darf. Nun sind aus guten Originalen, wofür sich die Russen nicht ganz ohne Grund hielten, mittelmäßige Kopien geworden; Kopien von Truppen, denen man schon längst den Vorrang abgewonnen zu haben glaubte. Man hätte die Nationalmeinung schonen sollen, und das fremde Gute unbemerkt benutzen können. Niemand der nur einige Kenntnisse vom Metier hat, wird läugnen, daß das Preußische Militär noch einige wesentliche Vorzüge habe: aber ihre Kleidung ist gewiß das Gegentheil von einem Vorzuge. Die Preußen haben vorzüglich Festigkeit des Marsches, halten meistens richtig Linie ohne zu wogen,

beobachten den Schwenkpunkt mit exemplarischer Genauigkeit: ihr Gewehr hat einen bessern innern Bau als das Russische, und sie handhaben dieses Gewehr noch besser als irgend ein anderer Soldat. Diese Vortheile hätte man nehmen können und sollen. Freilich wird der Kaiser auch diese nehmen wollen: sie sind aber nicht so leicht übergetragen, als Huth und Locke und Zopf, die kaum des Transports werth seyn dürften. Die Russische Ordonanz wollte von jeher auch diese wesentlichen Vorzüge; aber die Russischen Offizere scheinen jetzt noch nicht bis dahin zu arbeiten. Mit dem gemeinen Mann läßt sich überall alles machen. Es würde den Russen in ihrem alten Anzug leichter geworden seyn, ihre sogenannten Meister zu übertreffen. Nunmehr müssen sie erst wieder anfangen, und sich in einer neuen Kleidung leidlich befinden lernen. Etwas wesentliches wäre die Veränderung der Gewehre gewesen. Jedermann begreift beim ersten Anblick, daß das konische Zündloch und der cylindrische Ladstock von der größten Wichtigkeit seyen. So lange wir noch kleines Feuergewehr haben, ist Schnelligkeit des Feuers ein Haupterforderniß. Ob für das kleine Feuergewehr kein besserer Ersatz möglich ist, bleibt eine andere Frage. So lange wir aber noch schießen, müssen wir so ordentlich und schnell als möglich schießen. Dazu ist das Preußische Gewehr am besten eingerichtet. Man macht ihm vielleicht den Vorwurf der wenigern Wirkung; aber dieser ist unbeträchtlich und der kleine unbemerkliche Nachtheil wird vielfach durch die größere Geschwindigkeit ersetzt: da es bei dem kleinen Feuer doch mehr auf Genauigkeit und Geschwindigkeit, als auf Kraft ankommt. Wenn nur der Mann verwundet und aus dem Gefecht gebracht wird, ist die Absicht erreicht; es ist nicht nöthig, daß er getödtet werde. Das erste hat noch den Vorzug der sichern Humanität in Gelegenheiten, wo sie so selten, so theuer und oft so gefährlich ist.

Die Preußen schießen mit ihrem Gewehr gewöhnlich sieben Mal in einer Minute; die Russen können durchaus nicht mehr als fünf Mal schießen. Ich habe von den Regimentern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, keines gefunden, das mehr als drei Mal geschossen hätte. Höchst wahrscheinlich werden die Gewehre auf Preußische Art eingerichtet: aber dieses ist keine Arbeit von einigen Monaten. Das Russiche Bajonett ist besser gebaut als das Preußische; und ich glaube, jede Veränderung in demselben würde zweckwidrig seyn. Man nimmt an, daß das Schwedische und Schottische die besten Bajonette sind; aber nach diesen kommt gewiß gleich das Russische. Niemand wird läugnen, daß die Russen das Bajonett zu führen verstehen. Aber daß sie mit demselben so viel und so außerordentlich gearbeitet haben, beweiset allein noch nichts, weder für die Güte der Truppen noch der Bajonette. Die Türken haben keine Bajonette, und sind folglich mathematisch vorloren, sobald es zum Handgemenge kommt, wenn auch hier und da einer ihrer vortrefflichen Säbel einen Schedel spaltet und einen Gewehrlauf durchhaut. Bei Otschakow und Ismail war dieses der Fall. Die einzige Gelegenheit, wo die Russen ihr Bajonett auch gegen Bajonett und Pike mit furchtbarer Wirkung brauchten, war bei Prag. Aber das Schrecken war vor Suworow hergegangen, und die Polen in den Werken waren durch anhaltende Arbeit und Mangel so entkräftet, daß man sie kaum mehr für Soldaten halten durfte. Die Polen haben bei der letzten Revolution zu ihrem Schwanengesange den Preußen und Russen bei mancher Gelegenheit gezeigt, daß beide nicht so entschieden Meister des Handwerks sind: und hätte der vaterländische Genius die armen Sarmaten fünfzig oder nur zwanzig Jahre früher geweckt, sie wären nicht weggewischt worden aus den Völkern der Erde. Doch auch so ist die Epoche ihres Todes das schönste von ihrem Leben seit einem Jahrhunderte. Man

sagt, der Kaiser Paul wolle auch das Bajonett nach Potzdamer Art machen lassen. Der Vorzug des Russischen Bajonetts zeigt sich gleich mathematisch dem Auge, da es sich mit dem Preußischen noch nicht gemessen hat. Denn wenn im siebenjährigen Kriege die Preußen auch einige Russische Batterien nahmen, so hatte die Artillerie schon zu fürchterliche Bresche geschossen, oder das kleine Feuergewehr so entschieden vorgearbeitet, daß der Angriff auf das Bajonett nicht in Betrachtung gezogen werden darf: und die Russen haben es, obgleich mit vielem Verluste, reichlich zurückgegeben. Der Nachtheil in der Veränderung des Bajonetts würde zwar nicht beträchtlich seyn; aber der gegenwärtige Vortheil ist doch besser. Wenn das Instrument etwas leichter, spitziger und länger ist, so ist es brauchbarer als ein schwereres, das vielleicht in nicht ganz richtigem Verhältnisse zum Gewehre steht.

Daß der Kaiser die Disciplin auf einen etwas festern bestimmtern Fuß gesetzt hat, oder vielmehr, daß er nur strenger darüber gehalten wissen will, ist für die ganze Armee eine vortreffliche Sache. Bisher war der Oberste der Kaiser seines Regiments, und der Befehlshaber des Korps ging mit dem Obersten eben so willkührlich um. Dieses Bassawesen stieg vom Kommandeur en Chef herab bis zum Korporal, so daß fast niemand seine Pflichten und Rechte kannte, und der ganze Dienst aus lauter blindem, staarblindem Gehorsam zu bestehen schien. Der Kapitän oder vielleicht ein noch kleinerer Offizier ließ willkührlich einem Mann ohne Prozeß sechshundert Stockprügel geben, dagegen der Oberste den Offizier in einer ganz fremden Sache bö'otisch *) durackte; und alle glaubten, daß

---

*) Durack! du Narr, ist im Russischen das gewöhnliche verächtliche Schimpfwort, und eben so beleidigend, als ob man im Deutschen jemand einen H—t nennte, wofür sich Militäre nothwendig die Hälse brechen müssen.

dieses so seyn müßte, oder daß man es wenigstens nicht ändern könnte. Nach der Verfügung des Kaisers ist der Oberste nicht mehr Tyrann seiner Offiziere, der Offizier nicht mehr Tyrann seiner Soldaten. Jeder weiß seine Pflicht, und seine Strafe für die Vernachläßigung derselben. Für diese strenge Verordnung werden alle dem Monarchen laut danken, ob sie gleich Manchem heimlich wehe thun wird, die nun den Eigensinn ihrer ungezogenen Laune nicht mehr an ihren Untergebenen auf ihre eigne Weise auslassen dürfen. Die Obersten hatten die uneingeschränkte Ökonomie der Regimenter, und gewannen bei der Kavallerie jährlich zwanzig und mehr tausend Rubel, nachdem die Standquartiere weniger oder mehr vortheilhaft waren. Als Soldat kann der Soldat ehrlicher Weise durchaus nichts Beträchtliches erwerben: man kann also denken, wenn es ja ehrlich herging, daß es sehr kaufmännisch hergehen mußte. Der Kaufmann und der Ökonom können ehrlich reich werden, aber kein Mann, der in öffentlichen Diensten steht. Der Oberste hatte zum Abschluß der Rechnungen doch die Kapitäne nöthig: und wenn er dieselbe ja noch etwas schonte, so geschah es bloß, damit sie keine Schwierigkeiten bei den Unterzeichnungen der Rechnungen machen möchten. Der Soldat suchte sich im Quartier am Wirth zu erholen, und der Oberste ließ die Disciplin schleichen, damit von den Soldaten keine Klagen entständen; die Wirthe wußte man schon zu beschwichtigen. Was hier gewonnen wurde, fraß der ungeheure Luxus; denn selten ward ein Oberster reich. Equipage, Tafel, Spiel und Galanterie waren die gewöhnlichen Ableiter der Börse. Wenn der Oberste nicht bald, nachdem er ein Regiment bekommen hatte, ein Silberservice besaß, so galt er kaum für einen rechtlichen Mann seiner Brüderschaft. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß es vortheilhafte Ausnahmen gab: da waren die Obersten aber ungewöhnlich reich, oder ungewöhnlich ehrlich, oder beides zusam-

men: und diese Fälle waren nicht alltäglich; so daß es sogar zum Sprüchwort unter den Russen geworden war, ein Oberster müsse stehlen. Diesem Unwesen sucht der Kaiser durch Ordnung und strengere Aufsicht zu steuern. Der Himmel gebe, daß er seine Absicht erreiche; denn die Krankheit ist groß, und erstreckt sich von oben herab bis auf den gemeinen Mann.

Das Einquartierungssystem ist noch ferner eine Änderung bei dem Militär, die nach dem Preußischen Fuße gemacht zu seyn scheint, die aber in Rußland in der Anwendung große Schwierigkeiten haben dürfte. Bisher lag nicht allein die Reiterei, sondern auch ein großer Theil der Infanterie auf dem platten Lande in den Dörfern zerstreut einquatiert, und marschirte monatlich ungefähr nur ein Mal nach dem Staabsquartier zur Wache oder dem übrigen Dienst, wo sodann die Wachen oft acht Tage ohne Ablösung standen. Tägliche Ablösungen fand man im Russischen Dienst nicht, und wo die Truppen auch in Hauptörtern sehr dicht lagen, geschah doch die Ablösung immer nur alle drei Tage. Der Kaiser hat nun die täglichen deutschen Ablösungen eingeführt. In Petersburg, Moskau, Riga und einigen andern beträchtlichen Garnisonen hat dieses unstreitig keine Schwierigkeit, und giebt dem Dienste ein lebendigeres Ansehn. Damit dieses nun gar keine Schwierigkeit habe und alle Truppen besser zusammen den Dienst besorgen und ihre Manöver machen mögen, hat er alle Infanterie in die Städte zusammen gebracht. In Deutschland und allen übrigen südlichen Ländern Europens ist dieses sehr leicht, und sowohl Militär als Städte gewinnen durch die Einrichtung. Aber der Kaiser hat verhältnißmäßig nicht die Anzahl von Städten, die der König von Preußen hat; und die wenigen sind bei weitem noch nicht von der Beschaffenheit der meisten deutschen Örter. Wenn nun, wie bestimmt ist, in Riga zehn tausend, und in Mitau nur sechs tausend Mann

stehen sollen, so wissen weder Soldaten noch Bürger, wo sie vor Angst Platz nehmen und geben sollen. Der Soldat weiß sich endlich wohl zu rathen und zusammen zu schichten; aber wie wird dem Bürger zu Muthe seyn, der in seinem Häuschen vielleicht nur einige kleine Zimmer zu seiner Hantierung und Wohnung für sich und seine Familie hat, wenn er noch sechs, zehn bis funfzehn Mann mit allem ihrem Gewehr und Packwerk unterbringen, und sie mit nothwendigem Platz zu ihrer Arbeit versehen soll? Riga muß wie im Belagerungszustand seyn, nur mit dem Unterschiede, daß man auf keine Erlösung hoffen darf, und die Hälfte der Besatzung nicht immer auf den Wällen ist. Der Soldat befand sich vorher den ganzen Sommer in seinem Lager so wohl; er war so recht in seiner eigenen Sphäre, und hatte Freiheit und Spielraum sein Wesen nach Belieben zu treiben: und ich zweifle, ob ihm das neue feste Quartier behagen und seinem Militärgeiste Vortheil bringen werde. Der Endzweck des Manöverirens wurde im Lager weit besser erreicht; denn gewöhnlich kampirten immer einige Regimenter aus der ganzen Provinz zusammen. An Lagerplätzen fehlt es in Rußland nie; und der Soldat ist durchaus mehr in seinem eigentlichen Fache im Lager, als im Quartier. Man kann in Rußland zuweilen ganze Tage reisen, ehe man in einen Ort kommt, der den Namen einer Stadt verdient. Lievland ist keine der leersten Provinzen; wenn man nun aber nach Walk oder Werro nur ein Bataillon legen wollte, in welche Verlegenheit würde man die Soldaten, und in welche Angst die Bürger versetzen. Ein Russischer Soldat ist freilich ein Inbegriff aller Handwerke, um sich sogleich nöthige Bequemlichkeit zu verschaffen: aber seine Arbeit ist doch mehr für das Lager; und hier schont er in der That rund umher der Wälder nicht sonderlich, wenn er Holz zu seinen etwanigen Bauen braucht. Daß der Bürger unter dem neuen Einquar-

tierungssystem sehr leidet, ist wohl ohne Zweifel: und daß der Soldat dadurch gewinne, sehr unwahrscheinlich. Mit den ersten schönen Tagen des Frühlings sehnte sich der Russische Soldat ins Lager, um sich dort in und vor dem Zelte ungestört mit seinen Kammeraden recht wohl zu befinden. Natürlich war es, das er mit Anfange des Septembers, wenn das Wetter sehr unfreundlich und strenge zu werden anfing, sich auch wieder nach dem Quartier sehnte. Aber war nicht dieser Wechsel für ihn der größte Vortheil? Alles geschah nach der Natur und nach seinen Wünschen; und dann ist ja der Mensch am zufriedensten. Was gegen den Winter in Städte bequem einquartiert werden konnte, wurde in Städte verlegt; und die übrigen befanden sich auf dem Lande bei den Bauern um nichts schlimmer. Daß dann und wann ein Huhn oder ein Dutzend Kohlköpfe gestohlen wurden, ist wohl nirgends eine seltne Erscheinung, und welche die wachsamste militärische Polizei noch weniger bei der neuen Einrichtung verhüten wird. Wenn der Kaiser dem Militär die Zulage bei der alten Ordonanz hätte geben wollen, wenn er nur streng auf Ordnung und Mannszucht hätte halten lassen; wenn er nur die ächten Vorzüge des fremden Dienstes dem Russischen gegeben hätte, ohne diesem seine eigenen ächten Vorzüge wegzunehmen, so wäre gewiß in kurzem der Russische Dienst ausschließlich der erste an wahrem militärischem Werth geworden. Denn entschieden ist, daß keine Nation mehr persönlichen Muth, mehr ausdauernde Kraft, mehr guten Willen und mehr Gehorsam hat, als die Russische: das hat sie seit Peters des Ersten Zeiten bei hundert Gelegenheiten vom Jenesey bis an den Rhein bewiesen. Die Militärgesetze waren bisher in jeder Rücksicht recht gut; aber sie wurden nur nicht gehalten. Nach Peter des Ersten Ordonanz wurde jeder sehr hart gestraft, der ohne Befehl des Kommandeurs auch in feindlichem Lande nur einen

Baum niederhauen ließ. Münch und Romanzow hielten auf diesen Artikel noch mit Strenge. Potemkin bekümmerte sich nichts darum, und unter Suworow und Igelström wurden ganze schöne Baumpflanzungen vernichtet. Freilich geschah es nicht auf ihren Befehl; aber es geschah doch unter ihrem Befehl. Peter sahe ein und bewies durch seine eigene Arbeit,, daß ein Baum ein Heiligthum sey, und man sich keine Sekunde besinnen müsse zu pflanzen, aber Jahre um nieder zu hauen. Repnin ist vielleicht von allen Russischen Generalen der einzige, der die Humanität dieser strengen Verordnung noch fühlt und übt. Strenge und Ordnung würden schnell dem Dienst in und außer der Linie eine andere vollkommenere Gestalt gegeben haben, ohne ihn ganz zu metamorphosiren. Prüfet alles, das Gute behaltet; sagt der alte Namensbruder des Kaisers, ein Mann, der so viel Welt gelesen hatte, daß er gewiß im erforderlichen Falle auch kein schlechter General würde gewesen seyn. Zu bedauern würde es seyn, wenn der Kaiser auch die großen runden asiatischen Zelte gegen Deutsche umtauschen wollte. Wer soll die Ökonomie des Zeltes wohl besser kennen, als Nationen, welche selbst beständig Zeltbewohner sind. Wenn das runde Zelt in die Russische Armee gekommen ist, weiß ich nicht. Vermuthlich hat es Peter der Erste, welcher überall das Zweckmäßige schnell durchschaute, gleich bei der Organisirung aufgenommen: aber gewiß ist es, daß keines seine wahre Bestimmung besser erreicht, als eben dieses. Die Maschinerie ist außerordentlich einfach und leicht. Es ruht auf einer einzigen Stange, rund umher ausgespannt, anstatt daß unsere auf einem Joche liegen. Die unsrigen geben höchstens nur für sechs Mann Platz. Das Deutsche hat wenigstens hinten noch den sogenannten Sack zur Bergung der Menage; aber das Englische ist hinten gerade herunter ganz abgestutzt, und hat noch weniger Raum. In dem Rus-

fischen liegen achtzehn bis zwei und zwanzig Mann mit ziemlicher Bequemlichkeit um die Stange herum, mit dem Kopfe nach der Peripherie des Cirkels. Auf diese Weise liegen die Füße einwärts warm zusammen; und die Körper sind nicht gedrängt und können sich wenden und zusammenrücken und von einander entfernen nach Gefallen. Wer in einem vollen Zelte geschlafen hat, wird wissen, welche Wohlthat es ist, wenn man durch die Entfernung einiger Kammeraden im Dienst etwas mehr Raum gewinnt. Dieses abgerechnet hat das große runde Zelt noch andere wesentliche Vorzüge. Daß es bessere Parade macht, ist für nichts zu nehmen: denn dafür giebt die Menge der kleineren einem Korps mehr das Ansehen der Stärke. Aber es ist besser für den Transport, weil es verhältnißmäßig leichter ist. Ein großes Zelt ist zwar schwerer als ein kleines; aber es ist doch nicht so schwer als drei kleine. Die große Stange wiegt zwar mehr als eine kleine: aber aber sie wiegt doch kaum so viel, als ein Joch, das drei Stück hat: und es gehören drei Joche oder neun Stück dazu, die Wirkung einer einzigen Russischen Stange zu leisten, nach dem oben angegebenen Verhältnisse. Das nämliche gilt von der Menage. Ein großer Kessel, aus welchem zwanzig essen, wiegt nicht so viel als drei kleinere, aus welchem nur achtzehn essen sollen. Für zwanzig kann nach Russischer Einrichtung ein einziger kochen; nach der Deutschen Ordnung, das Zelt zu sechs Mann, sind drei noch nicht genug. Es giebt also große Kammeradschaften, große Menagen, großen Muth: denn Zeltkammeraden sind einander immer die entschlossensten treuesten Gefährten im Gefecht; so daß es zu wünschen wäre, man könnte eine ganze Kompagnie in ein Zelt zusammen bringen.

Das Russische Artellwesen ist besser, als irgend eine Menageeinrichtung bei andern Truppen, und vorzüglich Ursache, daß der Soldat immer sicher und gut verpflegt ist, und nie-

mals Mangel leidet. Und zu bewundern ist es, daß bei den kleinen Summen, welche dazu gegeben werden, fast immer Vorrath und die Kasse nie leer ist. Mancher Soldat erhält gelegenheitlich einige Rubel aus dem Artell zurück; und sogar mancher Offizier nimmt in der Noth seine Zuflucht zum Artellgeld oder den Menagesummen der Kompagnie, und zahlt das geborgte sodann mit Interesse zurück. Die Veruntreuung dieser Kasse ist eins der größten Verbrechen bei der Armee, und das billig, da der Soldat in Ansehung seiner Nahrung darauf rechnen muß. Auch steht es der Mannschaft frei, welchem Offizier von der Kompagnie sie diese Gelder anvertrauen will; gewöhnlich hat sie der Hauptmann. Es ereignet sich wohl zuweilen, daß ein Offizier Unterschleife damit begeht; und nicht zu strenge ist die Strafe infame Kassation. Das Russische Militär hatte schon bisher vor dem Militär aller übrigen Länder in mancher Rücksicht so viel voraus, daß bei verändertem Gewehr nur die strengste Genauigkeit und Übung im Manövriren und mehr Aufmerksamkeit der Offiziere erfordert wurde, um es bald der Vollkommenheit nahe zu bringen. Ob der Kaiser diesen Zweck durch seine Veränderungen erreichen wird, kann man erst nach zehen Jahren bestimmen, so wie man erst am Abend wissen kann, ob das Wetter des Tages schön war. Aber Zweifel steigen billig auf; so wie schon der Aufgang der Sonne den geübten Bemerker die Beschaffenheit des Wetters für den Tag vermuthen läßt.

Ich schließe hier, und fahre in meinem künftigen Schreiben fort, wenn Ihre Geduld nicht ermüdet ist, und Ihre Neugierde noch die Fortsetzung meiner Urtheile hören will.

Zweiter Brief.

Sie machten mir den Vorwurf, lieber Freund, daß ich als Tadler auftrete, und die neuen Maaßregeln in Rußland mit etwas Bitterkeit beleuchte. Sie irren Sich gewiß, Bester: Bitterkeit ist durchaus nicht in meinem Charakter. Wenn aber die Wahrheit einen etwas herben Geschmack hat, so liegt das in der Sache: und man mag in der Darstellung noch so sehr überzuckern, die Komposition wird dadurch nur noch widerlicher. Der natürliche Ton ist der beste überall; und Freimüthigkeit ist besser als Schmeichelei. Überall, wo ich das Gute finde, hat es meine Huldigung; aber noch niemals hat mich die alte Regel Nil admirari außer vielleicht einige Mal bei dem Anblick einer schönen Weibergestalt verlassen.

Sie sagen, ich selbst habe durch die Veränderung gelitten, und könne parteyisch seyn. Gesetzt ich hätte verloren, so würde mich dieses um keinen Punkt anders stimmen: so weit sollten Sie mich doch wohl kennen. Aber ich habe nicht gelitten; und es kam bloß auf mich an, meinen Vortheil daraus zu ziehen, wenn ich wollte. Thun Sie mir nicht das Unrecht zu glauben, als ob meine Personalität in irgend einem meiner Urtheile überwöge. Ich sagte einst vor mehrern Russischen Generalen in Warschau, Kosciusko sey der bravste rechtschaffenste Pole, als er eben bei Krakau ein Korps Russen total geschlagen hatte, und überall als Meuter und Bösewicht nicht allein behandelt, sondern auch wohl geächtet wurde. Der General Igelström gab mir darum nicht weniger seine geheimen Papiere, ob er gleich zu mir sagte: Mon Cher, Sie sind ein sonderbarer Mensch; und ich that meine Pflicht nicht weniger. Die öffent-

liche Meinung hat nun alles gerechtfertiget. So lange man über öffentliche Angelegenheiten noch reden und schreiben darf, muß man es mit wahrer Überzeugung und bescheidener Freimüthigkeit thun; dieses ist das Vorrecht eines jeden freien Mannes. Hat man dieses Recht kassirt, so wollen wir, die wir noch denken müssen, uns in den cynischen Mantel wickeln, und jeder Menschengestalt ein Sarkasm wenigstens ins Gesicht blicken, wenn wir es nicht sagen dürfen.

Ich lasse allem Guten, das in Rußland geschieht, Gerechtigkeit wiederfahren. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Absichten des Monarchen die besten von der Welt sind, daß er alle seine Völker zum größten Flor des irdischen Wohlseyns empor heben will: aber ich zweifle nur etwas, daß dieses durch die Mittel, die er wählt, bewirkt werde, und sage Ihnen die Gründe dieses Zweifels. Man sagt wohl hier und da mit dem Gesicht eines allgemeinen Kritikers, der Monarch gehe zu rasch; ein ungegründeter Vorwurf. In den jetzigen Verhältnissen kann das, was wirklich gut ist, ohne Gefahr und kaum zu schnell geschehen. So lange dem Monarchen die Armee feste Treue hält, und sie hält sie gewiß, wenn sie nicht auf das äußerste gekränkt wird, nichts zu besorgen. Der Kaiser ist durch seine Familie und ihre Eintracht hinlänglich gegen alle Unternehmungen gesichert. Wäre er in den ehemaligen Verhältnissen seines Vaters, so würden freilich Bedenklichkeiten von allen Seiten mit Recht erhoben werden. Aber seine Söhne sind nicht Kinder, sondern junge Männer, die ihn lieben und ehren, seine Gemahlin wird eine exemplarische Matrone: und ohne Theilnehmung eines Gliedes der Familie kann schwerlich in Rußland dem Monarchen große wesentliche Gefahr drohen. Es geschieht also nichts zu rasch, sondern ich glaube, was geschieht, beruhet auf weniger richtigen Berechnungen, und verfehlt seiner gehofften Wirkung. Wir wollen noch einige der Verordnungen in Er-

wägung ziehen, die eigentlich gleichgültiger sind, aber eben deßwegen, weil sie gleichgültig sind, als Verordnungen auffallen, indem sie die natürliche Freiheit des Menschen ungewöhnlich einschränken. Jedermann ist verbunden den Gesetzen ohne Ausnahme zu gehorchen; aber diese Gesetze dürfen nicht in die ersten Rechte des Menschen greifen: sonst ist er wenigstens befugt zu sagen: ich finde diese Gesetze nicht gut.

Der Kaiser hat befohlen, es sollen durchaus keine runden Hüthe mehr getragen werden, außer zu der russischen Nationalkleidung; als ob man unter dem dreieckigen Huthe und der Zobelmütze nicht eben so gut Jakobiner seyn könnte, wie unter dem runden Huthe. Es war mir kaum glaublich, als die Zeitungen davon sprachen; und ich vermuthete, diese Verordnung erstrecke sich nur auf Militäre und Civilpersonen, die nach dem Staat Uniformen tragen müssen. Bei diesen war freilich die größte Unordnung im Äußern eingerissen. Man sahe überall Offiziere von jedem Range als Stutzer gekleidet im Frack gehen. Gerichtsmänner thaten ebendasselbe; und mancher junge Mann, der nichts weniger als das Podagra hatte, ging oder fuhr mit Pelzstiefeln, rundem Huthe und der Gouvernementsuniform in das Kollegium. Die Erscheinung dieses sonderbaren Aufzugs beleidigte alle Augenblicke, und störte nicht selten die Ordnung, indem der Mann im Frack verlangte, was nur dem Mann in der Uniform gebührte. Es war in Warschau der Fall, daß ein General im Frack befehlen wollte, und thätliche Mißhandlungen leiden mußte, wegen welcher er bei Suworow nicht einmal um Genugthuung bitten durfte, da die Beleidiger fremd und von der ganz gemeinen Klasse waren. Eine strenge gesetzliche Anweisung auf ihre Uniform schloß also sogleich alle runden Hüthe aus: und wenn man nun noch alle Land-Edelleute dazu nimmt, die nach der Verordnung bei öffentlicher Erscheinung auch Gouvernementsuniformen tragen sollten, so nahm

freilich durch Einführung der strengen Ordnung der Gebrauch der runden Hüthe sehr ab. Aber ich habe erfahren, daß sich der Befehl auf alle ohne Ausnahme erstreckt. Es hat sich noch kein Monarch die Mühe genommen, sich so geflissentlich um die Mode zu bekümmern: wenn man Peters des Ersten Prozesse mit den Bärten ausnimmt, welche niemand unter seinen großen Thaten aufführen wird. Die armen runden Hüthe sind also mit einem Male in Staatsinquisition gerathen, weil der Jakobinismus darunter sitzen soll. Die Mode sie zu tragen ist seit zwanzig Jahren ziemlich herrschend geworden, weil man sie etwas zweckmäßiger und geschmackvoller fand, als die Dreieckigen. Das Dreieck kommt dem Quadrat am nächsten; und beide sind zwar wegen ihrer Festigkeit zu Grundlagen, aber niemals wegen ihrer Zierlichkeit zum Schmuck des obersten Endes in Kredit gewesen. Quadrat ist in allen Sprachen ein Gegensatz des Feinen. Der runde Huth bedeckt am besten den Kopf gegen Sonne und Regen; und macht immer den Mann, wenn sonst nicht zu viel Quadratur an ihm ist, zu einer ästhetischen Figur. Daß die verdammten Jakobiner eben runde Hüthe trugen, war sehr begreiflich, weil man sie überall trug, und jedermann so schloß und dachte, oder sich die Bequemlichkeit der Mode ohne Gedanken gefallen ließ. Aber der runde Huth hatte doch nicht die Ehre, als sie ihr System empor gipfelten, das Symbol ihrer neuen Lehre zu werden, welches er gewiß geworden wäre, wenn sie ihn ausschließlich in Affektion genommen hätten. Sie brauchten dazu vielmehr eine Mißgeburt von Mütze, die, so unförmlich sie auch war, doch immer noch mehr für das ans Natürliche und Schöne gewöhnte Auge gab, als der dreieckige Huth. Gellerts Fabel ist eine herrliche Geschichte des Geschmacks. Es kann jedermann ziemlich gleichgültig seyn, die Gewohnheit, die kleine Bequemlichkeit und den Geschmack abgerechnet, ob er eine Pyramide oder einen

Kubus auf dem Kopfe trägt: aber eben dieses wird befremden, daß die Gesetzgeber gleichgültige Dinge so wichtig behandeln und ohne Noth und Nutzen die natürliche Freiheit beschneiden: und ich wette, daß nun unter den dreieckigen Hüthen mehr Jakobinismus sitzt, als vorher unter den runden. Ganze Nationen in Süden und Norden tragen runde Hüthe, die gewiß nichts weniger als Jakobiner sind. An gleichgültigen Dingen hängt der gewöhnliche Mensch mehr, als an wesentlichen Sachen. Selbst die Russen werden gewiß lieber jährlich einige Rubel Obrock mehr geben, ehe sie dreieckige Hüthe auffetzen: ob sie sich gleich unter einem Jakobiner, wenn sie ja diesen Namen hören, gewiß ein ungeheures Monstrum vorstellen. Die Preußischen Manifeste gegen Polen im Jahre 93, welche viel über Jakobinismus expektorirten, gedachten doch der runden Hüthe mit keiner Sylbe: und durch ganz Deutschland, wo man gar nicht sich von der neuen Ketzerei anstecken zu lassen gesonnen ist, halten die orthodoxesten Männer in Kirche und Staat noch den runden Huth in allen Ehren; weil er auch die alte Nationaltracht der Deutschen war. Daß der Kaiser die runden Hüthe nicht leiden kann, mag ein ganz verzeihlicher Eigensinn seyn, dessen die großen Herrn zuweilen eine ziemliche Dosis haben sollen: aber Friedrich der Zweite hätte gewiß eine Antipathie dieser Art auf eine solche Weise nicht in das Publikum getragen. Ein glaubwürdiger Mann erzählte, daß der Kaiser einem fremden Offizier eines gar nicht jakobinischen Staats, der in Petersburg mit dem runden Huthe seiner Uniform auf die Parade kam, habe befehlen lassen, nicht mit dem runden Huthe zu erscheinen. Als der Offizier wie billig wiederholt sich weigerte, auf Befehl eines fremden Monarchen etwas in seiner Ordonanz zu ändern, habe der Kaiser ihm sogleich befohlen sich zu entfernen, und ihm eine militärische Begleitung bis an die Gränze nach Polangen mitgegeben. Fin-

den Sie, Bester, daß durch diese Maaßregeln den neuen Meinungen der Zugang wirklich wird verwehrt werden? Von Dingen, die überall in der Kirche und im Staat Adiaphora sind, sollte billig nicht mehr Notiz genommen werden, als sie verdienen; das heißt sehr wenig.

Es war eine alte Observanz in Rußland, welche ganz Tamerlanischen Ursprungs zu seyn scheint, daß bei der Annäherung des Monarchen alle Wagen halten, die Fahrenden aussteigen und ihren Respekt auf eine dem griechischen Proskynein ähnliche Art bezeigen mußten. Diese Observanz war seit Peters des Ersten Zeiten nach und nach veraltert und jetzt fast ganz in Vergessenheit gerathen. Ganz Europa hat gesehen, daß weder die wahre Würde des Kaisers noch das Ansehen der Regierung durch diese Vergessenheit gelitten hat. Katharina die Zweite hat eben so unwidersprechlich geboten, als Iwan Wasilewitsch, ob gleich ihre Befehle nicht so blutig waren, und ihre Majestät nicht so in Furchtbarkeit gehüllet war. Der Kaiser Paul der Erste hat diese alte Observanz von neuem wieder hergestellt. Der Wagen muß halten, der Inhalt muß aussteigen, sich in Ordonanz setzen, und seinen Poklon machen. Ohne Zweifel thut dieses die größere Hälfte bei gutem Wetter sehr gern, weil jedermann dadurch einen Gruß vom Monarchen erhält. Aber was gewinnt der Kaiser durch diese Art von Ehrenbezeugung? Seine Augen, seine Hände und sein Huth sind in Bewegung; und er wird durch das Halten der Kutschen in manchen guten Gedanken gestört, deren ein Mensch und vorzüglich ein König nie zu viel haben kann. Ob Geistliche, Ärzte und Hebammen von dieser wie von einer andern Verordnung ausgenommen sind, weiß ich nicht: wenigstens sollte ich glauben, daß doch die Geschäfte der beiden letzten für den Staat selbst billig die größte Eile haben. Doch die Damen sind ausgenommen, und halten sich nur mit der Miene des Aussteigens

innen an der Wagenthür; eine Galanterie, die noch weit besser den Alten, Halbkranken und Podagraisten hätte zu statten kommen können: man müßte denn auf die Methode das Podagra kuriren wollen. Der Mann, der sehr dringende Geschäfte hat, muß dadurch doch einige Minuten verlieren, die ihm vielleicht sehr wichtig sind. Für Leute, die den Wagen zum Luxus haben, ist die Verordnung schon gut: und diese lassen sich gewiß eben wieder aus Luxus die Parade sehr gern gefallen. Aber Leute, die den Wagen zum Bedürfniß entweder zur Geschwindigkeit oder aus Schwachheit gebrauchen müssen, verlieren doch wirklich dadurch mehr, als die Form der Unterthänigkeit gewinnt. Ein alter fußkranker Mann, der sich um nur das Fahren vertragen zu können, den Boden des Wagens hat polstern lassen, soll, da ihn jeder Tritt mehr als der Verlust einer Banknote schmerzt, nunmehr auf dem harten Pflaster den Kaiser erwarten, bloß um den Huth zu ziehen und die Beugung zu machen. Mehr als einer wird sich bei schlechtem Wetter das Fieber oder wenigstens den Schnupfen an den Hals grüßen. Man wird schon von fern, wenn es noch möglich ist, durch das erste Seitengäßchen, durch das man füglich abstechen kann, dem Wagen des Kaisers ausweichen: und das wird doch warlich dem Monarchen nicht angenehm seyn können, daß seine Unterthanen vor ihm fliehen, um einen eben jetzt sehr beschwerlichen nur förmlichen Reverenz zu ersparen. Wahre Würde und wahre Hochachtung sind über solche kleine Zwangsmittel erhaben. Es bleibt im menschlichen Leben und zumal bei Hofe immer noch Formalität genug, die man durchaus nicht abschaffen kann, weil sie zu sehr mit den Begriffen der Ordnung zusammen gewebt ist. Diese Dinge sind die Drapperie der Gemälde, die nach dem Genius der Zeit bald mehr bald weniger überladen sind: aber ohne alle Drapperie giebt es kein Gemälde für die gewöhnliche Menschheit.

Gewöhnlich ist es, daß neue Regierungen neue Veränderungen geben; in Rußland war dieses von jeher der Fall vorzüglich. Man hatte Ursache zu glauben, daß die Regierung Pauls des Ersten eine Ausnahme machen würde; aber man hat sich doch geirrt. Einige Veränderungen waren in der That vorher zu sehen; von andern aber, die doch geschehen sind, hätte man sich kaum träumen lassen. Daß der Fürst Platon Subow nicht die Menge der Staatsämter behalten würde, womit ihn die Vorliebe der Kaiserin überhäuft hatte, war nicht allein sehr begreiflich, sondern auch sehr natürlich: daß er aber in der Kette der Geschäfte auf einmal aufhören würde ein Glied zu seyn, daß er gänzlich Null werden würde, war nicht zu erwarten. Jedermann, der ihn näher zu kennen Gelegenheit hatte, läßt ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er Humanität und Mäßigung besitzt und seinem alten Namensvetter keine Schande macht. Meteore wie er, waren am Russischen Horizont keine Seltenheit; und er war keines der schlimmsten. Daß er nicht allen Ämtern gewachsen war, ist auch nichts neues. In den despotischen Staaten, denen man auch wohl zuweilen in den übrigen folgt, sucht man ja selten die Staatsämter mit Männern zu besetzen, sondern nur die Söhne und Verwandten der großen Sippschaften mit Ämtern zu versehen. In den Republiken geht es nach einem andern Maaßstabe auch nicht viel besser; denn Volksgunst ist oft eben so blind als Nepotismus. Ein Mann von Kopf, denkt man, weiß durch seine Gehülfen viel zu machen. Dieses verstanden in Rußland die Großen vortrefflich, die ihre unbärtigen Söhne und Neffen als Obersten zur Armee schickten. Ein veteraner Major arbeitete unter den Auspicien des jungen Helden, mit vielem Glück zum Ruhm des jungen Helden, der sich nach und nach wohl in das Regiment finden lernte, weil es doch niemals eine Hexerei ist mit etwas Geist andere

für sich arbeiten zu lassen. Daß Subow nicht viel von der Artillerie verstand, und doch General Feldzeugmeister war, befremdete sehr wenige: er hatte dafür die Klugheit sich so wenig als möglich um die Artillerie zu bekümmern, die deßwegen sich um nichts schlimmer befand. Sein Einfluß war freilich in Rußland allmächtig; denn der Einfluß der Favoriten ist es immer; und in Petersburg war man es gewohnt solche Männer des Tags schnell hervortreten und schnell abtreten zu sehen. Wenn man auch seinen Namen nannte, so verstand man doch immer mehr den Minister, als den Militär. Er war Chef der Chevalier Garde, und als solcher der erste nächste Leibwächter der Monarchin. Ganz natürlich war es, daß der Kaiser diesen Posten sogleich mit einem Manne besetzte, der mehr sein persönlich warmer Freund war, als Subow es vielleicht in seinen Verhältnissen seyn konnte. Dieser Posten gehört mehr zum Hofe als zum Staate, und ist nur in so fern wichtig, als er den Besitzer beständig um den Monarchen hält. Wer Hof und Welthändel kennt, weiß, daß dieses sehr viel ist. Feldzeugmeister konnte Subow nach den richtigen Militärbegriffen des Kaisers unmöglich bleiben, ohne seine ganze Existenz einem Studium zu widmen, das auch in Rußland nicht mehr in der Wiege liegt, und das ihm vielleicht nur wenig Vergnügen gewährt. Es mußte ihm also eine wahre Wohlthat seyn, eine Würde zu missen, die ihm drückende Bürde gewesen wäre. Er blieb immer noch ein angesehener Mann des Hofes; und wenn die Hofleute etwas mehr Lebensphilosophie hätten, als sie gewöhnlich zu besitzen scheinen, so hätte er jetzt gewiß weit zufriedener leben können, als vorher. Die Güte der Monarchin hatte ihn hinlänglich versorgt; und die Gerechtigkeit des Kaisers sicherte ihm alle diese Besitzungen, aus deren Ertrag er immer noch fürstlichen Aufwand machen konnte. Ob der Fürst Subow sich freiwillig oder auf den

Willen des Monarchen gänzlich entfernt hat, ist schwer zu bestimmen; wenigstens ist es nicht wider den Willen des Kaisers geschehen. Ein Liebling der Monarchen hat immer mehr Feinde als Freunde; und es ist ein Beweis der großen Mäßigung Subows, daß er, wenn auch nicht viel warme wahre Freunde, doch sehr wenig Feinde hatte. Seine Entfernung ist politisch von keinem Belang; und er selbst befindet sich wahrscheinlich nun etwas besser, als in dem veränderlichen Nimbus des Hoflebens.

Die Verabschiedung einiger Generale von entschiedenem militärischen Werth und die Art dieser Verabschiedung erregt etwas mehr Aufmerksamkeit. Daß mehrere tausend Offiziere den Abschied genommen und bekommen haben, ist, obgleich bei so ungeheuern Truppenkorps, nicht ganz unwichtig; aber bei weiten doch nicht so bedeutend, als der Abgang eines einzigen Mannes, der dem Ganzen Leben und Seele zu geben versteht. Durch die Entfernung einer so großen Menge von Offizieren jeden Ranges sind unstreitig manche brave Männer mit verloren worden; aber die Armee ist auch dadurch gereiniget worden von einem Ausschuß untauglicher Subjekte. Die letzten zu verlieren ist Gewinn; und der Verlust der ersten ist vielleicht bald wieder zu ersetzen. Der Dienst bildet Soldaten, und aus guten Soldaten gehen leicht gute Offiziere hervor. Nur der Krieg schafft Generale. Aber das Vaterland setzt auf alle billig mehr Vertrauen, wenn sie schon gebildet und bewährt sind. Rußland ist dieses Jahrhundert fruchtbar für die Kriegsgeschichte gewesen; und die Nation darf eben so stolz seyn auf die Verdienste ihrer Generale, als auf die Bravheit ihrer Soldaten. Friedrich selbst begegnete dem Feldmarschall Romanzow mit vorzüglicher ausgezeichneter Achtung: und er verdiente als Feldherr und Mensch die Ehre einer allgemeinen Trauer, die der Monarch für ihn durch die ganze Armee befahl. Noch leben

Männer bei der Armee, die ihren Kredit aufrecht erhalten können und werden, und deren Namen das militärische Publikum mit Hochachtung nennt. Repnin, Soltikow, Igelström, Fersen, Derfeldt, und andere stehen als Männer an der Spitze der Russischen Truppen, als Männer, deren Werth das deutsche und übrige europäische Publikum nicht immer gehörig würdigen kann, da ihr Wirkungskreis so weit entfernt lag, und mancher Zug ihrer Geschichte aus Unkunde oder Parteysucht entstellt wird. Aber bei dem Allem wird doch Suworows Abgang von der Armee für einen großen sehr empfindlichen Verlust angesehen. Die öffentlichen Blätter enthalten so wenig authentisches über die Begebenheiten der Zeit, daß man billig auch über Thatsachen seinen Glauben überall zurückhält, und erst aus dem Erfolg die richtige Beschaffenheit zu finden sucht. Die meisten Zeitungen haben den General Igelström auf seiner Reise nach Orenburg des Todes sterben lassen; und der Mann befindet sich bis jetzt noch frisch und gesund, und hofft sich noch eine ziemliche Zeit wohl zu befinden. Daß Suworow nicht mehr im Dienste ist, und daß der Dienst in ihm vielleicht den ersten Mann verloren hat, ist gewiß. Von den Umständen sagt uns niemand etwas bestimmtes. Allgemeine Nachricht ist, daß er dem Monarchen über die Einführung der neuen Ordonanz sehr freimüthige Vorstellung gethan. Seine Sprache ist gewöhnlich sehr lakonisch und eindringlich. Energie ist durchaus sein Charakter, etwas Satyre seine Schwachheit, und Kürze seine Handlungsweise gegen Freunde und Feinde. Der Monarch habe dem alten etwas rauhen Krieger den Mangel des Hoftons nicht verziehen, und ihn ablösen lassen. Suworow, durch dieses Verfahren in seinen natürlichen Charakter gesetzt, legt seine Stellen nieder und geht nach Hause. Tragen Sie alle diese Dinge, sprach er zu seinem Nachfolger, indem er sein Kommando abgab, mit so viel Ehre, als ich sie getra-

gen habe, und Sie werden Beruhigung haben. Mir hat der Kaiser mehr gegeben, als genommen. Dieses brauch ich nicht mehr, und es ist für mich kein Verlust: Ruhe ist mir nöthig, denn ich bin ein alter Mann. Auf diese Weise ging der Mann ab, der das Schrecken der Feinde des Vaterlandes von allen Seiten gewesen war. Die eine Hälfte der Armee hatte mit und unter ihm gefochten und gesiegt am Don, am Dniepr und an der Weichsel, und hatte ein blindes unbegränztes Zutrauen auf seinen Namen. Igelström ist nicht ein Mann, der Gefahren scheuet; aber doch bin ich selbst Zeuge, daß sich die Grenadiere in Warschau während der Aktion ihren Lieblingsanführer wünschten. Ja, wenn Vater Suworow hier wäre, sagten sie mitten im Feuer, dann würde es sehr kurz gehen. Die andere Hälfte staunte ihn mit Ehrfurcht an, und hatte nur den Ehrgeitz auch einmal mit ihm zu schlagen. Er hatte bei Kinburn gesiegt und geblutet, hatte Ismail genommen, und die Werke bei Prag zerstört. Alle waren entscheidende Tage. Denn wären die Streiche auf Ismail und Prag nicht gelungen, so hätten einige Wochen den Konjunkturen eine andere Wendung geben können. Zeit gewonnen, viel gewonnen, heißt es im Kriege.

Man wirft ihm Grausamkeit und Härte vor. Ich habe nie unter ihm gedient; aber nach allem was ich von kompetenten Personen über ihn gehört habe, ist Grausamkeit keiner seiner Züge. Seine mit Gelindigkeit und außerordentlicher Gutmüthigkeit verbundene Kraft, trägt vielleicht selbst dazu bei, daß der halbgebildete Russische Soldat in der Hitze des Feuers, das er ihm einzuhauchen versteht, auf einige Augenblicke die Menschlichkeit vergißt, und Dinge begeht, über die er eine Stunde nachher selbst weinet. Man muß zur Erklärung des empörenden Phänomens auch erwägen, mit welchen Feinden und in welchen Lagen er gefochten hat. Der Charakter des Russischen Soldaten ist immer noch Humanität gegen die wilde

unsinnige Wuth der Ottomannen: und in Prag war es leider ein so ungeheueres unregelmäßiges Gefecht, daß bei der allgemeinen Bewaffnung und Verwirrung der Soldat kaum wußte, wen er schonen sollte; denn alles focht mit verzweifelnder Unbesonnenheit. Auch sind der Grausamkeiten nicht so viel vorgefallen, als die Tadelsucht und die empörte Menschheit in der ersten Empfindung des Schmerzes aufzählte. Freilich hätte strengere Disciplin gehalten werden sollen: die Schuld der Vernachlässigung fällt aber mehr auf die Obersten und Kommandeure der Divisionen. Keiner seiner Offiziere, keiner seiner Soldaten klagt über eigensinnige Strenge; vielmehr dürfte der unparteyische Zuschauer über etwas sorglose Konnivenz klagen. Die einzige Beschwerde der Seinigen über ihn war, daß er, wie die Russische Formel lautet, seinen Offizieren nicht fort hilft; welche Beschuldigung mehr ein Lob enthält, indem es beweiset, daß er nur Verdienste nach seiner Überzeugung belohne, und daß bei ihm Gunst und Klikenwesen keinen Eingang finden, wiewohl bei mehrern andern vornehmen Generalen des Russischen Heers. Mehrere Regimenter sollen bei der Entfernung des Feldmarschalls und bei Gelegenheit der Einführung der neuen Ordonanz unruhig und schwierig gewesen seyn. Der Kaiser soll eingesehen haben, daß er die offenherzigen Äußerungen eines alten unter den Waffen grau gewordenen höchst verdienten Mannes zu hoch empfunden, und ihm das Kommando unter schmeichelhaften Ausdrücken wieder angetragen haben. Aber Suworow kann wohl nicht glänzender von der Bühne treten, und er ist Philosoph genug, um den Rest seiner Tage in der ihm zu Theil gewordenen Ruhe zuzubringen. Er soll dem Kaiser geantwortet haben, er bedürfe der Ruhe, und bäte darum; und ist auch während der Krönungsfeierlichkeiten nicht nach Moskau gekommen. Man ist geneigt, den Mann nach der öffentlichen Meinung für einen

Barbaren zu halten: er ist es aber gewiß nicht, weder von Kopf, noch von Herzen. Ich selbst bin Zeuge, daß er Deutsch und Französisch recht gut spricht. In seiner Muttersprache drückt sich kaum ein Russe besser aus, als er. Tartarisch und Türkisch soll er mit Fertigkeit reden. An Belesenheit fehlt es ihm in den meisten Fächern nicht: und sein lakonischer oft sarkastischer Geist ist schon aus seinen bekannt gemachten Rapporten bei wichtigen Vorfällen bekannt genug. Er ist ein guter Soldat, weil er ganz Soldat ist: vielleicht würde er kein schlechter Minister seyn, wenn er Minister wäre, welches er aber durchaus nicht seyn will. Wenn nur irgend ein Geschäft ein ministerielles Ansehen hat, weiset er es sogleich zurück und sagt: das verstehe ich nicht, darum müßt ihr mich nicht fragen. Sein militärischer Kredit ist ihm alles: und diesen hat er freilich höher gebracht, als die meisten seiner Zeitgenossen und Landsleute. Er ist jetzt ein Siebziger mit schneeweißem Haupt; aber jeder Nerve an ihm ist noch Spannkraft. Einige Anekdoten erlauben Sie mir, Ihnen von dem Manne zu erzählen, die zwar nicht groß aber doch charakteristisch genug sind, und gar nicht den Gefühllosen bezeichnen, für den man ihn unglücklicher Weise gehalten hat.

Ein vornehmer Kosakenoffizier hatte in Warschau ein polnisches Mädchen mit Gewalt in sein Quartier holen lassen. Mag das Mädchen Vestalin gewesen seyn, oder nicht, thut nichts zur Sache; sie war wenigstens keine öffentliche Person einer gewissen Klasse, gegen die man einem Kosaken allenfalls diesen Streich hätte verzeihen können. Sie fand Gelegenheit auf öffentlicher Parade dem Feldmarschall ein Papier zu übergeben, und um Genugthuung für die schimpfliche Gewaltthätigkeit zu bitten. Alle Polinnen haben viel Grazie, und verstehen dadurch im Gespräch und Betragen zu wirken. Das Mädchen war schön; denn sonst hätte sie der Kosak nicht zur

Beute gemacht. Sie sprach rührend und weinte. Der alte Suworow hob sie auf, gerieth bei dem Vortrag der schändlichen Geschichte in Heftigkeit, und weinte selbst, halb aus Theilnahme, halb aus Zorn, auf dem öffentlichen Platze vor den Litthauischen Kasernen. Er rief den Gouverneur General Burhövden, der während seines Gouvernements die Zufriedenheit der Warschauer Bürgerschaft sich wenig erworben hat, nnd sprach sehr heftig mit ihm. Mein Herr, welche unerhörte Dinge gehen hier unter Ihren Augen und fast unter den meinigen vor, die man mir dann vielleicht alle zur Last legt? Kennen Sie Ihre Pflicht nicht, für die öffentliche Sicherheit und Ruhe zu wachen? Was soll aus der Disciplin werden, wenn der Soldat solche Beispiele siehet und höret? Er drohete ihm, so bald wieder die geringste Unordnung durch seine Schuld vorfallen würde, wolle er ihn nach Petersburg schicken, und an die Monarchin rapportiren. Die Hamburger Zeitungen sangen oft ein großes Lob des Generals Burhövden, und die Warschauer lasen es mit thränenden Augen und durften es nicht wagen zu widersprechen. Die Hamburger müssen für oder ohne Gratial sehr viel in ihre Blätter rücken; sie sollten billig etwas prüfen, aus welcher Quelle die Nachrichten fließen. Wer damals in Warschau war, und gesunde Augen und Ohren hatte, dem konnten die kläglichen Litaneyen der armen Einwohner und ihre treffenden Bemerkungen, die sie so laut machten, als es die Umstände erlaubten, nicht entgehen.

Die zweite Anekdote, Suworow betreffend, ist etwas älter, und ich habe sie aus dem Munde des verstorbenen Hauptmanns von Blankenburg, eines Mannes, der für die Geschichte seiner Zeit viel wichtiges hätte liefern können, und vielleicht geliefert haben würde, wenn ihn der Tod nicht übereilt hätte. Suworow war im siebenjährigen Kriege, wenn ich

nicht irre, noch als Major, mit den Russischen Truppen in Deutschland. Die Kosaken hatten bei dem Berliner Überfalle einen jungen schönen Knaben aus der Residenz mit sich fortgeschleppt, weil sie ihn vermuthlich für den Sohn eines vornehmen Mannes gehalten hatten. Der Knabe weinte, und konnte die wilden Leute weder verstehen, noch sich ihnen verständlich machen. Suworow fand ihn bei den Kosaken, sprach freundlich mit ihm, und nahm ihn sogleich zu sich, und hielt ihn so gut er ihn im Felde halten konnte. Der Knabe wußte so eben noch den Namen seiner Mutter zu sagen, und die Straße zu nennen, wo sie wohnte. Während der übrigen Zeit des Feldzugs sprach er ihm Gedult zu; sobald er aber ins Quartier gerückt war, schrieb er aus der Gegend von Königsberg nach Berlin der Wittwe ungefähr folgenden Brief: »Liebes Mütterchen! Ihr kleiner Sohn ist bei mir in Sicherheit. Wenn Sie ihn bei mir lassen wollen, so soll es ihm an nichts fehken. Ich will für ihn sorgen; und er soll wie mein Sohn seyn. Wollen sie ihn aber zurück haben, so können Sie ihn hier abholen, oder mir schreiben, wohin ich ihn schicken soll. Ich bin ganz unschuldig, daß die bösen Kosaken ihn mitgenommen haben.« Herr von Blankenburg versicherte mich, er habe selbst das Billet gelesen; und es ist schon ganz in dem gutherzigen etwas barocken Tone des nochmaligen Suworow geschrieben. Es muß der jetzige Feldmarschall seyn; denn so viel ich weiß, hat die Russische Armee keinen andern Suworow mehr. Ein solcher Mann sollte ein Wütherich seyn, wozu ihn die Lästerung macht? Die ihn näher kennen, versichern, daß er außerordentlich weichherzig sey, welches seinem übrigen Charakter gar nicht widerspricht. Die einzige Ursache der Erscheinung ist vielleicht, daß er alles zu sehr nur auf die höchste Energie des Moments berechnet. Der Russische Soldat ist mehr als irgend ein anderes irdisches Geschöpf ungebildeter Enthu-

siast. Gott, der heilige Nikolas, die Kaiserin, oder alles dieses auch wohl in umgekehrter Ordnung, und Sieg sind seine einzigen Gedanken, oder vielmehr nur gedankenähnlichen Gefühle: die Türken, seine barbarischen Nachbarn, haben in ihm den Rest der Menschlichkeit, den er vorher vielleicht noch hatte, durch ihre grausame wüthende Art den Krieg zu führen noch ausgelöscht; und man macht ihm also den Vorwurf der Grausamkeit nicht ohne Grund. Es giebt selbst unter den Offizieren noch eine Menge, die ungebildet genug sind, in den Ton der Soldaten einzustimmen, oder ihn sogar anzustimmen, um seine Wuth noch mehr zu befeuern. Zu meiner nicht geringen Befremdung habe ich wahrgenommen, daß diese Offiziere mehr Deutsche als Russen waren. Nun gehörte ein Mann von Trajans fester Humanität dazu, diese Mixtur von Halbwilden im Zaum zu halten. Suworow hat in so fern Schuld, daß er seinen Untergebenen nicht genug Menschlichkeit eindringend anempfiehlt und alles nur auf Kraft hinarbeitet, ohne zu erwägen, was unter dem Verstummen der Philanthropie sonst noch zertrümmert wird, das gerettet werden konnte. Aber seinem Charakter selbst kann man den Vorwurf der Grausamkeit mit Recht nicht machen. Seine Eigenheiten, deren er eine Menge hat, gehören nicht hierher. Ob er ein General ist, der Probe gegen jedes Manöver und gegen alle Hülfsmittel der Taktik hält, ist eine Frage, die unentschieden ist und vielleicht unentschieden bleibt. Aber bei welchem Generale kann man sie gewiß beantworten? Der eine siegt meistens bloß durch die Fehler des andern. Die Welt hat gesehen, was Suworow gethan hat. Er wählte überall die zweckmäßigsten Mittel; und man hatte Ursache zu erwarten, er würde sie ferner überall gewählt haben.

Der General-Lieutenant Palen ist der zweite vorzügliche Mann, der auf eine sehr unförmliche Weise geradezu aus dem

Dienste geschlossen ward. Der Kaiser hat selbst gleich nachher die Unschuld desselben eingesehen, anerkannt und seine Ehre hergestellt: und man sagt, auch Palen habe die Ruhe gewählt, die er so zufällig erhalten hatte. So weit mir die Geschichte bekannt ist, war sie folgende: Der König Stanislaus sollte durch Riga nach Petersburg gehen, und der Monarch hatte dem Gouverneur General Palen befohlen, ihn so ehrenvoll und glänzend als möglich zu empfangen. Der General thut seine Schuldigkeit, so gut er kann, daß das Militär ihn gehörig bewillkomme. Die Bürger-Kompagnien stehen in Bereitschaft ihn feierlich zu begrüßen, und auf dem Hause der schwarzen Häupter hatte man eine große Mahlzeit bereitet. Zum Unglück kommt der König diesen Tag nicht; und eben so sehr zum Unglück kommt an demselben Tage von Petersburg der Fürst Subow an, dessen Kredit bei Hofe äußerst mißlich stand. Der General Palen, ein offener freimüthiger rechtschaffener Mann, empfängt den Fürsten als einen Mann, mit dem er immer in freundschaftlichem Vernehmen gestanden hatte. Die Kompagnien geben natürlich demselben, als einem Russischen General die Ehrenbezeugungen und beide gehen zusammen nach Hause. Die Mahlzeit, die man heute für einen König bereitet hat, ist morgen schwerlich mehr für ihn gut: man läßt also einen Theil derselben holen und verzehrt ihn, damit er nicht verderbe. Alles in guter Vertraulichkeit, und kein arger Gedanke dabei. Sogleich setzt sich ein Sykophant hin, und schreibt nach Hofe, der General Palen habe den Fürsten auf diese ungewöhnlich ausgezeichnete Weise empfangen und bewirthet: und den folgenden Posttag kommt ein Befehl, der General Palen sey ausgeschlossen, und seine Ablösung. Palen verlangt billig Kriegsrecht; denn niemand muß eigentlich ungehört verdammt werden. Das Gegentheil ist ein Machtspruch, und Machtsprüche große Mängel in der Regierung

und nur in den äußersten Kollisionen zu rechtfertigen. Der Monarch aber hat unterdessen die wahre Beschaffenheit der Sache erfahren und schickt dem General die Restitution zu. Man sagt, der General habe sich auf seine Güter in Kurland zurück gezogen, und wolle da in Ruhe leben. Durch diese Schnelligkeit wurde der Charakter eines der bravsten und rechtschaffensten Männer kompromittirt, weil man das audiatur et altera nicht geachtet hatte. Wo nicht periculum in mora ist, kann die Verurtheilung nicht zu langsam gehen; hier war gewiß gar keine Gefahr. Überall, wo der General Palen Ämter verwaltete, hat er die allgemeine Zufriedenheit seiner Mitbürger und Untergebenen. Die Bürger von Riga segnen ihn für seinen uneigennützigen unermüdeten Eifer bei verschiedenen sehr kritischen Zeitpunkten. Und wenn der Kurländische Adel nicht ganz mit ihm zufrieden war, so lag dieses in der Natur der Sache und der Beschaffenheit seiner Aufträge; so wie es noch mehr in der Natur der Sache lag, daß ein Russischer General in Warschau gehaßt werden mußte, und daß man also Igelström nicht leiden konnte, wenn er auch Titus selbst gewesen wäre.

Noch eine Erscheinung, die mir am nördlichen Horizonte sonderbar vorkommt, ist, daß der König von Polen den Kaiser zur Krönung nach Moskau begleitet. Was konnte Paul der Erste durch die Gegenwart des Königs Stanislaus Poniatowsky gewinnen? Der Pomp gewann, aber die Würde nicht. Paul der Erste hatte nicht das geringste dazu beigetragen, daß Poniatowsky auf diesem Fuß in Moskau war: und wenn es auch ganz allein sein Werk gewesen wäre, so hätte ihn die Großmuth vielleicht besser mit dieser Reise verschont. Mit welchem Gefühl der König Poniatowsky sie gemacht hat, ist eben so unbegreiflich, als es unbegreiflich ist, mit welchem Gefühle er seine ganze Regierung vom Jahr 63 bis 94 geführt hat. Nur

Poniatowsky allein hat die Nation zu Grabe getragen. Die Nachbarn hatten freilich ihren Mann gekannt. Ein Mann von Entschlossenheit und wahrer Königswürde wäre in die Katastrophe von 71 nicht gerathen, und das Ende von 94 wäre nicht denkbar gewesen. Wenigstens konnte ein Mann, der das Wohl und die Ehre der Nation und seine eigene lebendig im Herzen trug, dieses nicht überleben, wenn er wirklich ein Mann war. Was kann die Absicht des Kaisers dabei seyn? Unmöglich den König Poniatowsky zu ehren: denn jede Höflichkeit, die einem Manne in diesen Verhältnissen auf diese Weise erwiesen wird, ist Insult für den Charakter, den er haben sollte. Vielleicht sollten sich endlich die Russen mit den Polen versöhnen für die Scenen, welche die letzten zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in Moskau gespielt haben. Sie haben sich einander reichliche Vergeltung gegeben. Wenn der Stolz einer zertrümmerten Nation noch unter der Asche brennen kann, so dürfen die Polen vielleicht sagen, daß sie damals ganz allein die Geißel der Russen waren, und daß jetzt die Russen mit allen Nachbarn zu ihrer Vernichtung im Bunde standen. Die Russen erhoben sich freilich damals schnell wieder: aber es ist vielleicht bloß die Lage des Landes Schuld, daß die Russen sich schnell wieder erhoben, und Polen sich wahrscheinlich nie wieder erheben wird. Hat Poniatowsky den feierlichen Zug mit zu machen gewünscht, so ist dieser Wunsch das Unbegreiflichste in seinem unbegreiflichen Leben: ist er bloß der Einladung des Kaisers gefolgt, so geht diese letzte Nachgiebigkeit mit in das traurige große Register, daß er nicht einmal endlich den Muth hatte einem solchen Befehle nicht zu gehorchen. Im Jahre 63 stand es in den Händen des Königs Poniatowsky sein Vaterland zu einem der glänzendsten und glücklichsten Länder von Europa zu machen. Die Nation hatte das Recht dieses zu erwarten und zu fordern. Ein Mann würde der Forderung

Genüge geleistet haben. Im Jahre 97 wohnte er den Exequien seines Volkes in Moskau bei, nachdem seine Schwachheit es zu Grabe geführt hat. Eine herrliche Lehre, das alte quid valeant humeri zu beherzigen, für alle Bewerber um eine Krone oder um große Ämter; damit sie nicht das Spielwerk der Stärkern und Listigern und nachher der Gegenstand der allgemeinen Verdammung oder wenigstens des allgemeinen Mitleidens werden. Einem Manne ist nichts niederdrückender als Mitleiden, weil es in dem Gegenstande Mangel der Kraft voraussetzt. So lange Kraft und Ausübung derselben im Kampfe da ist, fühlt der Zuschauer Theilnahme oder Bewunderung, aber nicht Mitleiden. Wenn das Mitleiden eintritt, ist der Gegenstand klein geworden; und das sollte ein Mann nie werden. Nur Unglücksfälle der Natur können ihm vielleicht seinen Muth rauben; aber Unglücksfälle des Schicksals machen ihn größer, wenn wirklich Stoff zum großen Manne in ihm lag. Und ein König sollte wenigstens ein Mann, oder nicht König seyn.

Eine vortreffliche Unternehmung des Kaisers, durch deren glückliche Ausführung er den Dank und die Verehrung aller seiner Unterthanen und die Bewunderung der Ausländer verdienen wird, ist die Kreditrettung und beabsichtigte Tilgung des Papiergeldes. Der erste Anfang zur Tilgung ist, daß sein Werth eben so gut oder besser als Münze sey: und daß selbst ein bedenklicher Mann sein baares Vermögen lieber in seinem Taschenbuche, als in seinem Koffer habe. Papiergeld ist überall eine Staatskrücke, bis der Patient wieder gesund wird, und auf eigenen Füßen gehen kann, oder endlich am Schaden stirbt. Hume hat schon in seinen Versuchen diesen Gegenstand mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn abgehandelt; weit ehrlicher, als den Urvertrag, weil er mit dem Papiergelde keinen Rousseau zu widerlegen, und keine Gunst des Ministers zu kaufen hatte.

Man darf denjenigen Staat als Staat immer für einen der gesündesten und blühendsten halten, wo alle Bedürfnisse aus den festgesetzten Einkünften hinlänglich bestritten werden, und wo sich keine Staatspapiere finden; folglich ist in dieser Rücksicht Preußen einer der gesündesten. Krücken kann man immer machen, wenn der geschehene Schade es fordert; aber man lernt nicht so bald wieder ohne dieselben gehen. Der Werth des Papiers hängt durchaus von dem Kredit des Staats ab; und dieser beständig von seinen innern und oft noch mehr von seinen äußern Verhältnissen. Als es im Jahre 94 in Warschau Schwierigkeiten wegen der Assignaten gab, schien es ein Herr von der Kommission sehr sonderbar zu finden, und sagte: sind denn unsere Assignaten nicht eben so gut und sicher, wie die Russischen? Weiß nicht, antwortete einer der Unsrigen; wenn wir nur Brod und Fleisch dafür kaufen könnten. Es kommt nur auf eine Kleinigkeit an, setzte ein anderer hinzu, so sind sie so gültig, wie die besten Holländer. Und die wäre? fragte der Pole. Sie müssen nur tüchtig links und rechts die Russen und die Preußen schlagen; war die Antwort. Das wollen wir, das wollen wir, sprach der Sarmate im Weggehen, und strich lachend seinen Schnurrbart. An dem guten Willen war nicht zu zweifeln; aber das Vollbringen forderte bessere Sehnen, als damals der tödlich fieberkranke Staat noch hatte.

Die Kaiserin, Katharina die Zweite, ließ Papier prägen in ihrem ersten Türkenkriege, um keine Kriegssteuer fordern zu dürfen. Nirgends sind wohl Papiere eigentlich sicherer, als in Rußland; denn nirgends giebt der Staat mehr Werth zum Unterpfande. Nicht allein die öffentlichen Einkünfte, sondern vorzüglich die unermeßlichen Krongüter sind die Hypothek: und diese sind nach den außerordentlichen Verschenkungen immer noch der Werth von unbeschreiblichen Summen; zumal da die Preise der Grundstücke täglich steigen und in Rußland vorzüg-

lich noch lange steigen müssen. Die Anzahl der Assignaten hat sich freilich sehr gemehrt, und ihr Totum, das man nicht sicher genug kennt, mag sich wohl auf einige hundert Millionen Rubel belaufen. Noch eine Kleinigkeit gegen die englische Nationalschuld; indessen doch immer groß genug, bei kritischen Perioden den Besitzern viele Unruhe zu verursachen. Der Fürst Potemkim hatte nach den Berichten von Personen, die näher um ihn waren, allein mehrere Millionen eingekapselt. Die Kapseln sahen aus, wie Bücherbände und standen in Repositorien. Dieses pflegte er sehr fürstlich seine Bibliothek zu nennen, und hatte ein großes Vergnügen zu weilen ein Stündchen darin zu studiren und sie zu mustern. Anfangs waren die Assignaten, wie überall gewöhnlich ist, eben so gut oder noch besser als Silber: aber sie verloren nach und nach bei ihrer Vermehrung und den gefährlichen Kriegen beträchtlich: und ihr Verlust stieg bis auf dreißig Prozent. Fünf und zwanzig verloren sie bei dem Tode der Kaiserin. Kupfer sollte man voll dafür in den Kaiserlichen Banken bekommen; aber auch dieses konnte man sehr selten erhalten. Die Kaufleute und Landbesitzer wußten sich wohl zu helfen; denn bei beiden richteten sich Waaren und Produkte im Preise nach dem Preise des Geldes. Aber Personen, die in öffentlichen Diensten standen, sowohl Militäre als vom Civiletat, waren sehr übel daran, da sie ihren Gehalt in Papier erhielten. Die Besoldungen waren außerdem schon sehr mäßig; und nun mußten sie noch über fünf und zwanzig Prozente Verlust bei der Umsetzung leiden, oder wenn sie kauften, so war es schon auf die Waaren geschlagen. Stellen Sie Sich vor, daß ein Mann in einem Kollegio vier hundert Rubel Gage in Papier zog: die gaben ihm in Silber drei hundert. Davon sollte er mit seiner Familie leben; sollte, wie man es nennt, standesmäßig leben. Unbegreiflich ist es mir oft gewesen, wie Leute von dieser Summe

noch so erträglich leben konnten. Die meisten suchten sich freilich durch das sogenannte Nefas, oder feiner gesprochen, durch Accidenzien zu erholen: aber es gab doch auch ehrliche Männer, die sich durchaus in diese Art Krummholz nicht fügen konnten. Die nordische Hospitalität kommt nur ledigen einzelnen Personen zu gute; denn ein Mann mit Familie kann davon nicht Gebrauch machen. Und doch mußten Männer mit Hofraths Charakter in Gouvernementsstädten von drei hundert Rubeln leben.

Für alle Leute in ähnlichen Verhältnissen ist der nun festgesetzte gleiche Preis des Pagiergeldes mit der Münze eine wahre Wohlthat. Der kleine Offizier hebt nun seinen vollen Gehalt, und zahlt zurück ohne Verlust: und ein Mann, dessen ganzer Reichthum seine Gage ist, muß eine Ersparniß von zehn Rubeln in seiner kleinen Ökonomie schon sehr vortheilhaft empfinden. Der Kaiser befahl, die Assignationen sollten wie Münze stehen, und sie standen. Freilich zahlten die öffentlichen Banken noch fast eben so wenig, als vorher. Die Verlegenheit war um desto größer, da der Kaiser wohl befehlen konnte, das Papier sollte in Zahlungen voll gehen, aber niemand zu zwingen im Stande war, es auf demselben Fuß einzuwechseln. Die erste Erscheinung also war, daß man nun auf einmal weder Gold noch Silber mehr sah, und alles ohne Ausnahme mit Papier und zur Auseinandersetzung mit Kupfer abgemacht wurde. Reisende, welche in dieser Periode aus Rußland kamen, haben mich versichert, daß man hundert Meilen fahren konnte ohne ein Stück Silber zu sehen. Alles ist sehr natürlich: jedem ist doch der Werth des Silbers lieber, als der Werth des Papiers, da dieser doch immer nur auf sehr unsichern Etablissements, jener aber auf der uralten Übereinstimmung aller kultivirten Nationen beruht, der die unkultivirten sogleich beitreten, so wie sie sich aus ihrer ersten Rohheit erhe-

ben. Der Kaiser soll schon, sagen die öffentlichen Nachrichten, gegen neun Millionen Assignationen verbrannt haben. Der Anfang ist gut. Wenn er im Stande ist, bei seiner Staatsökonomie jährlich nur einige Millionen zu vernichten und die Zahlung der Banken nur auf leidlichen Fuß gesetzt wird, so wird bald die Münze mit Sicherheit wieder aus den Koffern der Kapitalisten hervorströmen. Das Mißtrauen hat sie zurück gehalten; und das Zutrauen wird sie wieder ins Publikum bringen. Wenn der Monarch dieses Unternehmen glücklich beendiget, so hat er seinen Ländern mehr wesentliche Wohlthaten erwiesen, als ob er sie den Nachbarn noch einmal so furchtbar gemacht hätte.

Auch dem Handel hat der Kaiser bei dem Antritt seiner Regierung den Druck erleichtert, unter welchem er vorher arbeitete, und ihm so viel Freiheit gegeben, als die Umstände zu erlauben scheinen. Wenn man in den Zollhäusern an den Gränzen die Listen der Konterbande durchsah, gerieth man in Verlegenheit, was nun außer diesen verbotenen Artikeln noch eingeführt werden könnte, so enge waren die Linien gezogen. Fast alle ausländische Manufakturartikel aller Art waren untersagt; und seit dem Anfange der Französischen Unruhen und dem Ausbruche des Krieges war alles noch weiter eingeschränkt worden. Wäre Rußland ein Reich, das verhältnißmäßig nur so stark bevölkert wäre, als die meisten übrigen Provinzen von Europa, und dessen Industrie und Manufakturen sich mit den übrigen nur etwas messen könnten, so könnte die Einschränkung vorzüglich des Importationshandels aus den Gründen sehr weise seyn, aus welchen sie es bei den Engländern wirklich ist. Aber so sehr sich auch einige Fabriken in Moskau, Petersburg, Tula und einigen andern Orten auszeichnen, so stehen sie doch durchaus noch in keinem leidlichen Verhältnisse zu dem Ganzen. Da Rußland noch mit seinen Natur-

produkten so unerschöpflich reich und in seinen Manufakturen so ausgezeichnet arm ist, darf es noch lange nicht befürchten, daß auch bei der größten gegebenen Freiheit sein Handel passiv werde. Es können wohl noch hundert Jahre vergehen, ehe diese Periode, auch bei dem glücklichsten Frieden und den besten Einrichtungen wahrscheinlich eintreten dürfte. Wo der Ackerbau in allen Provinzen noch so ausschließlich mehr Hände fordert, als man ihm geben kann, darf man auch noch nicht so ängstlich auf Fabriken denken, die billig nur den mehr müßigen Theil der Nation beschäftigen. Die Engländer, trotz ihren Raffinements in Manufakturen und dem Nonplusultra ihres Handelsgeistes und trotz der Anglomanie der Russen, verlieren doch jährlich einige Millionen Rubel an Rußland. Man bezahlt zwar ihre Artikel des Luxus mit schweren Summen; aber diese Summen gleichen bei weiten nicht denen, die sie an Rußland nothwendig zurück zahlen müssen. Ihre Flotten brauchen Flachs und Hanf, und Maste und Eisen und Kupfer, das sie durchaus von Rußland nehmen müssen, wenigstens von Rußland zu den billigsten Preisen bekommen können. Sie suchen sich an andern Nationen über ihren Verlust von dieser Seite zu erholen. So lange die Russen noch nicht selbst alle Früchte des Landes verzehren können, und innerhalb hundert Jahren können sie dieses gewiß noch nicht, werden sie bei voller Handelsfreiheit und bei nur mäßigem Fleiß im Arbeiten durchaus nicht verlieren. Bis dahin werden nach dem gewöhnlichen Lauf ihre Manufakturen und ihre Industrie aller Art wahrscheinlich steigen; und dann ist es Zeit genug gegen den Passivhandel Maaßregeln zu ergreifen. Bis dahin, glaube ich, ist jede Art von Handel, wenn nur die Nation zu ihrer eigenen Bildung etwas dadurch gewinnt, gesetzt auch, daß sie in diesem Artikel des Handels selbst verlöre, ohne allen Schaden, da das Resultat des Ganzen noch

Gewinn ist. Die Russischen Fabriken gewinnen durch die Freiheit des Handels in jeder Rücksicht mehr, als durch die Sperrung: denn die Eifersucht wird rege gehalten; und der Wetteifer für Qualität und Quantität der Produkte arbeitet mit allen Kräften um den Vorzug, oder wenigstens um gleichen Schritt. Die Stücke des Auslandes dienen zu Mustern, die man zu erreichen oder zu übertreffen sucht. Wenn man bloß auf die Heimath eingeschränkt ist, bleibt die alte Trägheit bei der Weise der Großväter, und ist zufrieden ihre Sachen nur fast so gut gemacht zu haben, wie die Großväter. Den Russen fehlen zur wahren Kultur noch die ersten nothwendigsten Handwerker, so viel auch der Russe natürliche Geschicklichkeit zu allem Möglichen hat. Es giebt zwar hier und da vortreffliche Leute in ihrer Art; aber ihre Anzahl ist für das Ganze noch so geringe, daß ihr Mangel nur desto mehr empfunden wird. Die nützlichste Anstalt würde vielleicht seyn, die zur ersten feineren Kultur nothwendigsten Menschen vorzüglich vermehren zu helfen, Ziegelbrennereyen anzulegen, gute Mauerer und Zimmerleute zu schaffen, die durch ihre Existenz und Arbeit dem ganzen Lande sogleich ein humaneres Ansehen geben. In Deutschland ist es dem letzten Bauer unmöglich sich ein Haus ohne Kamin, Schornstein und ordentliche Fenster zu denken: in den meisten Provinzen Rußlands erzählt man es als einen Beweis eines ungewöhnlichen Wohlstandes und eintretenden Luxus von einem Bauer, er habe sich ein Haus mit Schornstein und Fenstern bauen lassen. In Deutschland findet in jedem Dorfe ein marschirendes Korps ein Quartier, wo allenfalls ein General einige Tage gemächlich ausruhen könnte: in Rußland ist es eine Seltenheit, die Edelhöfe ausgenommen, welche auch zuweilen elend genug sind, auf dem platten Lande ein Quartier zu sehen, wo nicht der eingesperrte Rauch die Augen wund beitzte.

Der Salzhandel ist in den meisten Ländern ein Monopol der Regierungen, und bei einer vernünftigen Einrichtung nicht zum Schaden der Länder, wenn die Regierungen nicht den unseligen Einfall haben, durch dieses Monopol großen Gewinn zu machen. In Rußland ist es doppelt nöthig, daß die Krone dafür sorgt, daß in allen Provinzen gehöriger Vorrath von Salz zu finden sey; da schwerlich ein Partikulier aus eigenen Kräften diesen so nothwendigen Artikel aus so großen Entfernungen immer sicher würde herbei führen können, ohne daß man ihm wieder ein Monopol gäbe. Und wenn denn einmal ein Monopol seyn muß, so läßt man es doch sicherer in den Händen des Monarchen, dem schon so viel anvertraut ist. Meistens kommt das Russische Salz von der siberischen Gränze, wo es in großer Menge auf sehr leichte Weise gewonnen wird. Der Vortheil, den die Kommission in einigen Provinzen daraus zieht, wird vielleicht gänzlich wieder in andern entferntern verloren, denen man das Salz bei dem weiten Transport doch zu sehr billigen Preisen liefert; so daß wahrscheinlich der Gewinn im Ganzen sehr geringe ist. Desto größer ist er aber von dem Monopel des Branntweinhandels. Man wird vielleicht dieses sonderbar finden, aber es ist nicht desto weniger wahr, in Rußland ist der Kaiser allein in dem ausschließlichen Besitz Branntwein zu schenken. Esthland, Lievland und nun vielleicht Kurland sind ausgenommen, wo nur der Adel privilegirter Branntweinbrenner ist, der ihn dann verschenkt oder an die Ausländer verkauft. Ob der Handel der Krone mehr einträgt, als in andern Ländern der Blasenzins, läßt sich leicht bestimmen: der Vortheil muß sehr groß seyn. Überall ist der gemeine Mann dem Trunke ergeben; aber nirgends stärker, als in Rußland: und vielleicht soll dieses ein Mittel seyn, daß die öffentlichen Häuser, wo das berauschende Getränke verkauft wird, unmittelbar unter der Auf-

sicht eines Kronbeamten stehen, der Trunkenheit einigermaaßen zu wehren. In Lievland und Esthland ist das Adelsprivilegium, da nämlich nur bloß der Adel Branntwein brennen und verkaufen darf, ein Mittel das letzte Mark des ärmlichen Lebens des Volks, wenn man so unglückliche, ohne Gränzen elende Geschöpfe Volk nennen kann, in die Klasse der Menschenbändiger zu ziehen. Der Kaiser scheint der Freiheit günstig zu seyn: wenigstens zeigen die Einrichtungen, die er ehemals auf seinen Privatgütern traf, er sey überzeugt, daß nur durch sie Industrie gehoben, feste Gerechtigkeit geschafft und das Glück des Gesammten gesichert werden könne. Was er in dieser Absicht nun für das ganze Reich thun wird, muß die Zeit lehren. Es steht bloß bei ihm, auch ohne den Namen der Freiheit zu nennen, deren Begriff die Halbwilden noch nicht richtig fassen können, sie wirklich zu geben. Ein Mann mit seiner Vollmacht, mit allen Guten des Reichs und vielleicht den bravsten Truppen von Europa zu seiner Unterstützung, kann alles thun, was er konsequent findet. Die Sache der allgemeinen Personalfreiheit soll unter der Regierung seiner Mutter schon einmal im Senat bestimmt zur Sprache gekommen seyn. Der Kastengeist fand natürlich sein Interesse sie zu unterdrücken, und brauchte den damals so eben eintretenden gleißenden Prätext der Revolte des Pugatschew, um die gefährlichen Folgen einer solchen Concession zu zeigen. Die Monarchin glaubte das Wagniß zu sehen und noch mehr das Mißvergnügen, daß es mehrern angesehenen Hofleuten und inhumanen Landbesitzern in den Provinzen machen würde. Die Sache unterblieb. Aber es ist leicht deutlich zu beweisen, daß bei einem nur persönlich freien Volke eine Revolte wie Pugatschews nicht möglich gewesen wäre: wenigstens hätte sie sich nicht so ausgebreitet, und die entsetzlichen Greuel hervorgebracht, welche diese wirklich hervorgebracht hat. Ein nur per-

sönlich freies Volk ist noch weit von der wahren Freiheit entfernt. Nichts ist leichter, als die Wohlthätigkeit einer vernünftigen Freiheit zu beweisen; und jede Freiheit ist vernünftig, oder sie verdient nicht mehr diesen edlen Namen. Wo die Sklaverei nur an einem einzigen Menschen gesetzlich bleibt, ist der Staat auf einen Widerspruch gebaut, und muß früher oder später sich verbessern oder zu Grunde gehen. Dieses war die Krankheit der alten Staaten, die so viel von Freiheit schwärmten. Die kommenden Jahrhunderte werden lehren, ob die Neuern durch den Irrthum der Alten weiser geworden sind. Gemäßigte kirchliche und politische Freiheit ist die sicherste Stütze eines jeden Throns, und der sicherste Grund zum Wohlseyn des Volks. Man sehe rund um sich her in der Geschichte, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen. Der Druck eines großen allgewaltigen Despoten ist noch nicht so schwer, als der Druck von tausend kleinern, die unter die Fittige des Großen sich verbergen. Rußland hat nicht den vierten Theil der intensiven Kraft, die es haben könnte, wenn seine Einwohner freie Leute wären. Man nehme Deutschland unter Friedrich dem Dritten und jetzt, und man hat die Vergleichung. Es ist unmöglich, daß Gerechtigkeit wohne, unmöglich, daß Kunstfleiß gedeihe, unmöglich, daß allgemeine Wohlhabenheit ihren Sitz aufschlage, wo der größte Theil der Lebenden keine Person hat. Wer will mit Lust bloß für andere pflanzen, für andere arbeiten, für andere bauen? Kein Sklav thut mehr, als er muß; und er wäre ein Thor, wenn er mehr thäte. Denn wo ist Sicherheit, daß der Genuß seiner Arbeit für ihn sey? Man nehme ferner: wo die Freiheit Wurzel schlägt, breitet sie sich aus, wie jedes gute Gewächs der Natur; und die Sklaverei gedeihet, wie jedes Unkraut. Wo der Kern der Nation Sklav ist, kann und wird keiner für seine Freiheit Sicherheit haben, der nicht in die Kaste der

Unterdrücker tritt. Hätte ich als armer Deutscher Bauer ein halbes Dutzend Söhne, ich würde sie alle lieber mit einem Schusse tödten, ehe ich sie unter gleißnerischen Versprechungen als so genannte Pflanzer nach Rußland gehen ließe. Sie bleiben frei, sagt man laut. Richtig; aber man sehe weiter. Den Ankömmlingen macht niemand ihre Persönlichkeit streitig: nur daß man sie nicht sogleich nach Belieben wieder fortgehen läßt. Die Söhne sind als Eingeborne schon zweideutig. Bei den Enkeln ist keine Question mehr; der Edelmann oder der Ökonomieinspektor der Krone behandelt sie in jeder Rücksicht, wie alle übrigen Leibeigenen. Er ist hier im Gebiet geboren; sein Vater ist weder Edelmann noch Städter; folglich ist er Erbe; so spricht man etwas humaner, wenn man nicht Sklav sagen will. Eine herrliche Aussicht, der Vater einer Sklavenrace zu seyn. Mir selbst sind Beispiele von solchen Prozessen bekannt. Ein Fremdling, der in Rußland nicht seine Zuflucht in eine Stadt nimmt, hat auf die Freiheit seiner Nachkommenschaft Verzicht gethan. Der Satz ist Unsinn; aber er ist doch wahr; denn es ist leider viel Unsinn unter den Menschen als Wahrheit gültig. Dieses ist eine von den triftigsten Ursachen, warum in Rußland auf dem platten Lande die Kultur noch nicht höher gestiegen ist. In einem despotischen Staat ist zwar der erste Fürst als Staatsglied rechtlich eben so wenig etwas, als der letzte Sklav; aber desto schlimmer, daß eine Null die andere so sehr das Gewicht ihrer Nullität auf einer andern Seite fühlen läßt. Nirgends kann öffentliche Wohlfahrt auf einige Sicherheit rechnen, als wo Rechte und Pflichten in ein vernünftiges Verhältniß treten: und nirgends kann dieses Verhältniß Statt finden, wo der Begriff der Sklaverei noch am Throne geduldet wird. Katharina die Zweite hat zwar schon das Wort verbannt; aber der

Adel hat sich die Sache nicht nehmen lassen: non missura cutem. —

In Deutschland ist der Adel, das Unwesen der Kanonikate ausgenommen, deren Entstehung Pfeffel allegorisch in der Fabel angiebt, so ziemlich unschädlich geworden: und kann, wenn er anders in den Gränzen der Mäßigung bleiben will, für den Staat noch leidlich unschuldig bestehen. Doch giebt es hier und da des alten Sauerteigs noch genug: und das Kapitel der ungemessenen Frohne erinnert noch oft an die Zeiten der goldenen Bulle, die zwar für den Adel, aber für Philosophie, Gerechtigkeit und Humanität gar nicht golden waren. Mit einem Federstriche könnte Paul der Erste viele Millionen glücklicher Menschen schaffen: und dieses wäre um desto leichter, da ihre kraftvollen Brüder für ihn und ihr Vaterland, an dem sie doch noch keinen Antheil haben, muthig das Schwert tragen. Niemand würde es wagen ihm und ihnen zu widersprechen; und selbst die Verlierenden würden in der Folge bald mehr gewinnen als sie jetzt verlieren. Nach meiner Überzeugung wäre dieses der vollkommenste Sieg, den er über alle seine Feinde, die ihm in seinen Verhältnissen nicht fehlen können, erhalten würde. Die äußerlichen Verhältnisse der Politik können eben so wenig immer dieselben bleiben; und es wäre im Falle einer Veränderung zu befürchten, daß der richtige Gebrauch einer einzigen Idee Rußland mehr Schaden thäte, als eine starke Armee.

Der Kaiser verlangt, sichern Nachrichten zufolge, von allen Fremden, die sich eine beträchtliche Zeit in Rußland aufgehalten haben und ferner dort zu bleiben wünschen, ein eidliches Versprechen, daß sie für sich und ihre Nachkommen im Reiche bleiben und es nie wieder verlassen wollen. Die Nachricht ist mir ungeachtet der Verbürgung kaum glaublich. Er hat allerdings das Recht zu dieser Forderung, da er überhaupt das

Recht hat Fremde zu dulden oder nicht: aber Liberalität liegt nicht darin; und ich zweifle, ob Gewinn für den Staat daraus entspringen werde. Ein solches Versprechen ist billig jedem abschreckend, dessen Lage noch nicht die verzweifelteste ist; und eine Menge Ausländer sollen sich sogleich entschlossen haben, das Reich zu verlassen. Für sich selbst kann zwar jeder Verbindlichkeiten eingehen so viel er will; aber über seine Nachkommen kann er durchaus nichts Gültiges beschließen. Und welcher freie Mann wollte auch auf das erste heiligste Recht des Menschen Verzicht thun? Nur der hoffnungslose Schwächling kann seine Befugnisse so verkaufen. Der Gewinn an solchen Leuten wär sodann dem Russischen Reiche nicht zu beneiden. Mancher würde freiwillig mit seinem ganzen Muth dort arbeiten wollen, den dieser Zwang zurückscheucht. Eine solche Verzichtleistung wäre der erste Schritt zur Sklaverei. Der Gedankenlose ist zu bedauren: aber wenn ein Mann von hellem Kopf ein Sklav ist, so verdient er es zu seyn. Es giebt keine Fessel, die der Muth nicht brechen könnte. Jeder rechtliche Mann, der den Antrag eines solchen Versprechens erhält, wird billig antworten: für mich will ich nichts versprechen; für meine Nachkommen kann ich nicht. Nur ein ganzes corpus mysticum kann mit Gültigkeit für seine Nachkommen versprechen; dazu sind andere Gründe.

Der Monarch zeigt, daß er den Frieden wünscht. Es ist ein Wunsch eines Regenten würdig. Rußland kann Frieden haben, wenn es will; denn es hängt bloß von sich selbst ab; und kein Nachbar wird es nunmehr wagen, es zu beeinträchtigen. Aufmerksamkeit auf das Militär ist die Bedingung. Der Löwe kann ruhen, aber er darf nicht sicher schlafen. Wer Frieden haben will, muß zum Kriege fertig seyn. Leider ist dieses eine Wahrheit, die kein gutherziger Philanthrop aus dem Kodex der Völker wischen kann. Man kann sagen, Rußland hat in

diesem Jahrhunderte noch keinen Frieden gehabt; und seine glücklichen Kriege haben ihm vielleicht bis jetzt wenig wahren Vortheil gebracht. Wenn Paul der Erste die Früchte dieser Kriege zum Frieden sammelt, so thut er mehr als wenn er Schlachten gewönne. Seine Provinzen sind von unermeßlicher Ausdehnung. Der Ehrgeitz würde wenig gewinnen, sie noch zu vergrößern: wenn er sie aber glücklich macht, werden ihm fünfzig Nationen den Namen Vater mit Segen zurufen. Schon Peter der Erste empfahl seinen Nachfolgern: es ist genug; arbeitet zu Hause. Man hat seinen Rath nicht befolgt, vielleicht nicht befolgen können. Jetzt dürfte man es nochmals mit neuem Nachdrucke rufen. Wir werden so viel verschlingen, sagte mir einst ein Russe von sehr gesunder Politik, daß wir zuletzt an der Unverdaulichkeit sterben. Eine herrliche Warnung für physische und moralische Schwelger; die Geschichte hat ihre Wahrheit auch an Nationen bewährt. Kein Land hat den Frieden nöthiger als Rußland; denn kein Land ist trotz der starken Bevölkerung einiger Provinzen im Ganzen ärmer an Volk: kein Land braucht mehr die Künste des Friedens, und kann den Frieden leichter behaupten: aber in keinem Lande wird aus tief liegenden Ursachen von dem Frieden für das Ganze weniger Segen gezogen. Die einzige Besorgniß wäre vielleicht, daß bei langer Ruhe das Gros der Armee anfinge einen Glimmer von dem Begriffe der Menschenrechte zu bekommen, die man bis jetzt weder ihm noch seinen Brüdern auf dem Lande zugestanden hat. Die Knechtschaft ist zwar im eigentlichen Rußland sehr mild: denn eine ganze so energische Nation läßt sich in die Länge nicht mit unerträglichen Ketten belasten. Aber alles lebt doch oder vegetirt vielmehr nur noch in dumpfem Brüten: und das Erwachen würde desto fürchterlicher seyn, je weniger man noch die Ideen von Recht und Pflicht zu verbinden im Stande ist, da sie ihre Treiber bisher so wenig verbun-

den haben. Wenn die Könige auch nicht das Glück der Völker wollten, so erforderte doch ihre eigene Sache in der jetzigen Periode, daß sie dem Rechte und der Freiheit wenigstens schmeicheln. Nur durch die Aufrechterhaltung beider können sie beide wieder einschläfern, welches die Schlangenköpfe der Kabinette nur zu gut einsehen werden. Wäre diese Wahrheit vor acht Jahren daselbst lebendig gewesen, welche Veränderungen würden nicht ungeschehen seyn, von denen jetzt noch ungewiß ist, ob sie der Menschheit Fluch oder Segen bringen werden. Denn noch liegt alles in der Krise. Für Rußland wollen wir das beste hoffen, da dort noch nichts verdorben, das heißt, noch gar nichts gethan ist. Der Himmel gebe, daß nie daselbst etwas gewaltsam geschehe: denn es würde der Orkan wie Ätna und Hekla zusammen brennen. Wenn der Monarch das Bedürfniß seiner Nation und die gerechten Forderungen der Menschennatur um Rath fragt und nicht die bunten Meinungen der großen und kleinen Höflinge, so sind die Gerechtsame gesichert, welche die Menschheit an ihm hat.

Daß der Kaiser den Dienstadel abgeschafft hat, ist die gleichgültigste Sache im Staate. Peter der Erste hielt die Einrichtung zur Aufmunterung im Dienst für nöthig, daß jeder Offizier ipso facto durch seine Anstellung für seine Person Edelmann war, und als Staabs-Offizier den Adel auf seine Familie fort brachte. Jetzt ist diese Aufmunterung nicht mehr nöthig; der Dienst ist auf alle Fälle versehen. Warum sollte der Adel in infinitum vermehrt werden? Freilich wäre dieses der beste Weg, am Ende gar keinen mehr zu haben; aber welche Verwirrung würde vor diesem Ende noch entstehen! Von dem Kaiser von Rußland so wie von jedem andern Regenten ist es natürlich konsequent, daß er den Adel hält, um sich an den Adel zu halten. Vorurtheile scheinen zur Existenz des Menschen im Einzelnen und Allgemeinen nöthig zu seyn: so wie wir uns

von einem los machen, setzt sich ein anderes wieder fest. Das Vorurtheil des Adels ist also vielleicht bis auf einen gewissen Punkt allen Parteyen ziemlich dienlich. Nur wenn das Vorurtheil es wagt, das Ansehen der Vernunft anzunehmen, und das Privilegium die Gültigkeit des Rechts zu behaupten, so entstehen daraus die fürchterlichen Kollisionen, die wir so häufig in der Geschichte der meisten Nationen finden. Privilegien und Vorurtheile müssen immer das Licht scheuen; weil das Licht nothwendig die Nullität der einen und das Phantasma der andern zeigen muß. So lange aber alle Menschen noch nicht hell sehen, und daran wird man sie mit Hülfe der Enthusiasten aller Art das nächste Jahrtausend wohl noch zu hindern wissen, so lange sind kleine Vorurtheile so wie kleine Thorheiten keine üble Ingredienz zu dem Wohlbefinden des Ganzen. Daß der Kaiser den Adel begünstiget, liegt in seinen Verhältnissen: er will aber, daß der Adel edel seyn soll, wozu allerdings etwas mehr als das Machtwort des Russischen Kaisers gehört. Ob ihm der Monarch die Schranken wird anweisen können, in welchen er auch für Rußland bleiben soll, muß die Zeit lehren: denn jedes Land hat leider seinen eigenen Maaßstab für seine Begriffe im allgemeinen und besondern Staatsrecht. Es ist in Rußland ein ausschließliches Vorrecht des Adels, allein Güter besitzen zu können. Dieses Vorrecht allein hemmt Kultur und Industrie auf dem Lande mehr als zwanzig stockbigotte Verfügungen des Dalai Lama thun könnten. Dadurch gewinnt allein der Adel Personalität; denn wer nicht Grundstücke gesetzlich besitzen kann, hat nur halbe Personalität im Staate. Und ich möchte nicht in einem Staate leben, wo ich nicht eben so rechtlich der Eigenthümer der größten Ländereien werden könnte, als der Hofmarschall oder Kriegspräsident, und wenn ich auch im neunzigsten Jahr noch keinen Fuß breit hätte. Durch diese Freiheit wird der deutsche Adel noch am meisten unschädlich ge-

macht. Die Provinzen, wo noch ein Zwitterding von Hierarchie und Aristokratismus lebt, zeichnen sich auch noch in Deutschland durch ihre Dunkelheit und den Mangel an Kultur aus.

Der Kaiser will künftig den Adel selbst ertheilen. Da in Rußland der Kaiser das Gesetz ist, so ist die Verfahrungsweise sehr schlußgerecht; weit mehr als in andern Staaten, wo der Monarch nicht das Gesetz ist, und doch nach Gutdünken für eine Hand voll Gold den Stempel der Kaste giebt. Der Lateiner sagt sehr richtig, nobilitirt; denn es wird nur der Name gegeben: um die Sache bekümmert sich keine Kanzlei. Es ist eine schwere Sache für einen Regenten, Volk und Adel im richtigen Gleichgewicht zu halten; denn auf diesem Gleichgewicht beruhet in den meisten Fällen seine eigene Sicherheit; und diese weise Abmessung kann nicht immer nach Lehnrecht und Pergamentrollen geschehen. Ob gleich in Rußland eigentlich noch kein Volk ist, wird dadurch das Problem nicht leichter: denn eben desto eher ist zu befürchten, daß sich nicht einmal durch irgend einen Stoß ein Volk bilde mit allen seinen fürchterlichen Befugnissen und Forderungen. Immer besser, die Regierung kann dem Volke Freiheit ertheilen, ein sehr uneigentlicher Ausdruck, als das Volk steht auf, der Regierung Artikel vorzuschreiben; gar keine neuen und keine widerrechtlichen Erscheinungen in der Geschichte, wenn sie gleich nicht in der Form der Diplomatik geschehen.

Bekanntlich waren die Todesstrafen unter der Regierung der Kaiserin Katharina der Zweiten abgeschafft; und Pugatschew, mit einigen seiner Rottenführer ausgenommen, ist niemand hingerichtet worden. An der Knute sterben nur wenige. Diese Gelindigkeit war Menschlichkeit für die Verbrecher, aber ich fürchte sie war Grausamkeit für den Staat. Peters des Ersten eiserne Strenge und diese Güte waren Extreme.

Wir haben noch keine Nachricht, ob Paul der Erste die Todesstrafe herstellt, oder ihre Abschaffung bestätiget. Ich habe mich oft nicht enthalten können zu wünschen, daß in jedem Gouvernement Rußlands noch ein Galgen stehen möchte, um vorzüglich den großen Verächtern der Gesetze und der Menschlichkeit immer ihren gehörigen Gesichtspunkt zu geben. Jeder Schurke, der durch seine Niederträchtigkeit und Habsucht, durch seine Grausamkeit und Ungerechtigkeit aller Art das Glück ganzer Familien oder ganzer Provinzen zerstört, gehört rechtlich an dieses Instrument: diese Wohlthat darf die Menschheit fordern. Wenn man ehedem einen unbefugten Hirschjäger auf das Thier schmieden ließ, so war dieses die unsinnigste Barbarei, die je die Inkonsequenz des Lehnsystems ausgeheckt hat: wenn man aber jetzt den überwiesenen Mörder seiner Brüder, und den gemästeten Betrüger, der die Früchte des bittern Schweißes einer Provinz verzehrte, der den Staat beraubte und den hülflosen Privatmann plünderte, nur mit aufgeschlitztem Nasenloche hinschickt, wo er nicht selten neue Verbrechen begeht, so ist dieses im Gegentheil die grausamste Schonung. Man hat Beispiele, daß Russische Soldaten, die das Leben der Gefangenen als ihre Wächter kannten, bloß darum ein Verbrechen begingen, um in ihre Gesellschaft zu kommen, da sie das Schicksal derselben weit besser fanden, als ihr eigenes. Dieses ist kein Beweis gegen Howards Meinung über die Russischen Gefängnisse, aber wohl ein Beleg über die elende Lage der niedrigen Volksklasse, vorzüglich des gemeinen Soldaten wegen der ehemaligen willkührlichen Grausamkeit vieler großen und kleinen Offiziere. Ich bin selbst sehr wohl überzeugt, daß die reine Gerechtigkeit der Todesstrafen sich nicht erweisen läßt, aber eben so wenig läßt sich die reine Gerechtigkeit irgend eines Kriegs erweisen; und wer wollte deßwegen die Befugniß zum Kriege läugnen? Der Staat verfährt mit jedem Verbrecher

nach Kriegsrecht. Der Verbrecher ist Feind, und die Sicherheit befiehlt seine Vernichtung, wenn jene nicht ohne diese bestehen kann. Der Staat hat keine Verpflichtung seine verderblichen räudigen sich selbst trennenden Glieder weiter zu ernähren; ihre Schonung auf Kosten und Gefahr der gesunden ist nicht Menschlichkeit. Will man dem Wundarzt das wohlthätige Messer nehmen? Das vestigia terrent ist keine verächtliche Betrachtung bei Kriminalgesetzen. Ich rede damit eben nicht der blutigen Karoline das Wort; aber glaube doch, daß weise Ordnung der Lebensstrafen in einem Staate traurige Nothwendigkeit sey. Nirgends fühlt man dieses bitterer, als in Rußland. Der Verbrecher sind durch Schonung nicht weniger geworden. Man hört im Gegentheil Beispiele von Missethaten, vor denen jedes gesunde Menschengefühl zurückschaudert. Der Himmel ist hoch, der Kaiser wohnt weit von hier, und es kann doch nichts schlimmeres kommen, als die Knute; sagt wohl dort der gemeine Mann, und mancher große gemeine Mann handelt so, wie seine Brüder sprechen. Gewöhnliche Verbrechen sind dort in angesehenen Posten Veruntreuung der öffentlichen Kassen und Bedrückung der Provinzen. Bei der Rüge wurde meistens bloß mit Absetzung bestraft. Die Plünderer waren mit ihrem Raub in Sicherheit, suchten ihr Verfahren in ein geheimnißvolles Dunkel zu verhüllen, und nicht selten war der Nachfolger wie der Vorgänger, und hatte nur aus dessen Fehlern mehr Feinheit gelernt. Was verdienen solche Leute zum Wohl des Landes? Je mehr sie Bänder und Ansehen haben, je mehr verdienen sie ausgezeichneten Lohn für ihre Thaten. Der Monarch würde durch weise Strenge in dieser Rücksicht seinen Provinzen eine sehr große Wohlthat erzeigen; und seine gerechte Humanität würde von Vater Gleim ein eben so gutes Lob verdienen, als da er hundert tausend für das Schwert Bestimmte dem Pfluge wieder gab.

Den eigentlichen Charakter des Kaisers Paul scheint der Mann in den Anekdoten über Katharina die Zweite und ihre Familie, die neulich zu Hamburg gedruckt worden sind, sehr treffend geschildert zu haben; obgleich manche Anekdoten den Umständen nach, so wie er sie erzählt, nicht ganz wahr seyn können. Der Charakter des Monarchen ist gut; man hat nicht nöthig ihm zu schmeicheln und zu sagen, er habe nicht die Fehler seines Ahnherrn: er scheint sie allerdings zu haben. Wo ist Licht ohne Schatten? Er ist sehr heftig; und man erzählt sich schon von seiner Heftigkeit Beispiele, die der Procedur Peters des Ersten, als er den saumseligen Senat an der Thür des Saals auf seine eigene Manier bewillkommte, nicht viel nachgeben. Je mehr sich seit der Zeit das Ehrgefühl verfeinert hat, desto mehr muß ein solches Verfahren in die Periode der kaum anfangenden Kultur zurücksetzen. Wenn sich der Monarch in seinem Zorn aber irrt und wirklich Unrecht thut, so kann er auf keine Weise nachher völlig wieder gut machen: denn das feinere Publikum ist nicht mehr geneigt, in seinen Meinungen sich durchaus ohne Ausnahme nach den Meinungen des Monarchen zu richten, wenn er auch der unumschränkteste wäre. Wer kann dann Bürgschaft leisten, daß die wiederkehrende Gnade eines Königs nicht eben so ungerecht ist, als vorher sein Zorn war? Zorn ist eine vorübergehende Leidenschaft, Gunst eine bleibende; aber beide können gleich guten und gleich schlechten Grund haben. Kein Mensch sollte im Zorn handeln, am allerwenigsten ein König.

Paul der Erste fängt seine Regierung mit Experimenten an. Die Experimente einer Regierung brauchen etwas länger Zeit, ehe sie gedeihen oder verunglücken, als chemische oder andere physische. In zehen Jahren werden wir also mehr von dem Resultat seiner Einrichtungen sehen: das Kriterion wird seyn, wenn er nicht nöthig hat irgend eine Verordnung zu

ändern, und alles sich dabei wohl befindet. Dieses Wohlbefinden zu beweisen, muß er dann nicht die Paläste der Hauptstädte und die Landhäuser der privilegirten Kaste, sondern mehr den Wohlstand der Bürger und der Hüttenbewohner aufstellen. Es ist niemals ein Beweis von dem Flor eines Landes, wenn es viele ungewöhnlich reiche Particuliers hat; denn sonst müßte Polen seit einem Jahrhundert das blühendste Land gewesen seyn: sondern mehr, wenn der Kern der Nation im Gedeihen seiner Gewerbe den Reichthum der wenigen entbehren kann.

Man hat den Kaiser Paul bei uns wohl schon der Ungerechtigkeit beschuldiget; aber, lieber Freund, diese Beschuldigung finde ich ungegründet, so sehr ich auch glaube, daß er manchmal aus falschen Prämissen geschlossen und gehandelt hat. Wenn die Geschichte mit dem General Palen gewesen wäre, wie sie der Sykophant gemeldet hatte, so hatte der Monarch zu einer solchen Behandlung völliges Recht: nur hätte es förmlicher und nach Untersuchung geschehen sollen, wo es alsdann gewiß nicht geschehen wäre. Ein Befehl, in Petersburg zu erscheinen und sich zu rechtfertigen, hätte den Schuldigen oder Unschuldigen sogleich gezeigt. Daß er den Fürsten Subow freundschaftlich aufnahm, kann und wird ihm nicht zum Verbrechen angerechnet werden: hätte er aber für ihn, wie der Verläumder sagte, wirklich alle die Feierlichkeiten veranstaltet, so hätte er, so zu sagen, die Maaßregeln des Monarchen auf dem Markte am hellen Mittage auf eine unerhörte Weise getadelt; und dieses hätte strenge Ahndung verdient. Es läßt sich dieses weder von der anerkannten Rechtschaffenheit noch Klugheit des Generals denken.

Der Kaiser hat einen Unteroffizier degradirt, den der General Apraxin in seinen eigenen Geschäften verschickt hatte: und in Deutschland hat der arme Unteroffizier viele Anhänger gefunden und wird als ein unschuldiges Opfer der Willkühr be-

dauert. Die Empfindung des Deutschen Publikums ist gerecht und löblich: die Ungerechtigkeit ist desto schreiender, je kleiner und hülfloser der Mann ist, der sie duldet. Ich sage, die Empfindung ist gerecht; aber das Urtheil höchst wahrscheinlich falsch. Man sagt: mußte nicht der Unteroffizier dem General gehorchen ohne Widerrede? Das fordert jede vernünftige Ordonanz, und wird in der Ordonanz Pauls des Ersten nicht anders seyn. Erst gehorcht der Untergebene, wenn er nicht einsieht, daß der Befehl geradezu Hochverrath ist, dann beklagt er sich auf dem Wege des Rechts. Was konnte der Unteroffizier dafür, daß der General durch ihn nicht recht that? Das war die Sache des Generals; und die seinige war, sein Recht nachher zu suchen. Doch wurde er degradirt. Wenn die Sache sich wirklich so verhält, so ist das Urtheil des Publikums richtig. Aber ich habe gegründete Ursache zu glauben, sie verhält sich nicht ganz so, und der Zeitungsschreiber hat aus Unkunde geradezu nur das Final gemeldet, ohne sich um den Prozeß zu bekümmern. Der General verschickte den Unteroffizier nicht in Dienstsachen; dafür erhielt er den Verweis vom Monarchen. Der Unteroffizier wurde degradirt; höchst wahrscheinlich nicht weil er verschickt wurde, sondern vermuthlich, weil er auf seiner Versendung Exzesse begangen hatte. Die Aufführung der Kouriere ist leider zu bekannt: und nirgends war die Licenz dieser Leute größer, als in Rußland. Als Kouriere konnten sie nicht angehalten werden, erlaubten sich also nicht selten, eine Menge Ungebührlichkeiten auf ihrem Wege. Mißhandlung gegen Menschen und Vieh war etwas gewöhnliches. Es war nichts neues, daß ein General auf einer Reise, die nicht viel mehr als eine gewöhnliche Lustreise war, mehrere Pferde zu Tode jagte. Wenn die Posten klagten, so wurden ihre Klagen angenommen und bei Seite gelegt. Die kleinen Offiziere und Unteroffiziere bedienten sich der nämlichen Freiheit: und wenn Klage über sie

angebracht ward, waren sie vielleicht schon über drei hundert Meilen entfernt. Das Extrem der Grausamkeit gegen Vieh ist die Behandlung der Postpferde in Rußland von den Kourieren oder auch wohl Privatreisenden, die ihr Gewicht können fühlen lassen. Vermuthlich rechnete der Unteroffizier auf das Ansehen seines Generals, und wirthschaftete auf irgend einer Post nach dem alten Fuße. Der Postmeister benutzte die neue Strenge der Gerechtigkeit, und brachte schleunig Klage; und General und Unteroffizier hatten sogleich die Folge. Nichts ist natürlicher und gerechter, als dieses.

Das Degradiren der Offiziere war sonst unter den Russen sehr gewöhnlich; jetzt wird es aber etwas seltner; und ich glaube, mit gutem Grunde. Das Degradiren erstickt das Ehrgefühl und tödtet es oft ganz. Ein Offizier, der eine solche Herabsetzung verdient hat, verdient überhaupt die Entfernung vom Korps. Man hat militärische Strafen genug, die das Point-d'honneur mehr schonen, und nicht weniger strenge sind. An guten Offizieren kann es bei den guten Instituten in Rußland und der gewöhnlichen Aufmunterung nicht so leicht mehr fehlen: und ein guter Offizier wird wahrlich nicht in den Fall kommen, daß man ihn degradiren müßte, weil man ihn auf keine andere Weise in seiner Pflicht halten kann. In dem Preußischen Dienst, der in der wohlberechneten Disciplin ein Muster ist, hat man keine Idee von dieser Strafe. Geheime und öffentliche Verweise, kürzerer oder längerer Arrest, Festung, gegebener Abschied, Fortschickung ohne Abschied, ehrlose Kassation, sind, glaube ich, Mittel genug die schlimmen Subjekte zu bessern oder zu entfernen. In Rußland brauchte man bisher alle diese Mittel selten zweckmäßig: vielleicht werden sie künftig besser angewendet.

Der Kaiser läßt den ausländischen Adel in dem Russischen Kataster nicht gelten. Dieses ist eigentlich ohne alle Folgen,

da politisch in Rußland keine Stände und keine Reichsversammlungen sind, und der erste Fürst nicht mehr, als der letzte Edelmann ist. Es ist in so fern gut, daß man sich nicht mehr von außen her den Adel für Geld kaufen wird. Aber das bloße Verbot, sich nicht mehr fremden Adel zu kaufen oder als Geschenk ohne Billigung des Monarchen anzunehmen, würde vielleicht den Zweck eben so gut erreicht haben, ohne Kollision mit den Nachbarn zu verursachen. Wenn nun die Nachbarn den Russischen Adel eben so wenig in ihren Registern wollen gelten lassen, so ist dieses zwar nach der Verfassung der meisten Staaten fast eben so wenig von Bedeutung; aber es wird doch dadurch ein obgleich sehr weites Band des freundschaftlichen Vernehmens aufgelöset: und die Bande der Freundschaft sollten jetzt vorzüglich alle Regenten ohne Privatabsichten unter sich enger zusammen ziehen.

Daß der Kaiser gleich bei dem Antritt seiner Regierung dem General Kosciusko, dem Grafen Potocky und allen Anhängern der Polnischen Revolution die Freiheit gab, zeigt von einem tiefen Gefühl für Gerechtigkeit. Nur diejenigen Polen verdienten bei dem endlichen Sturz ihres Vaterlandes ausschließliche Achtung, die als brave Männer zu seiner noch möglichen Rettung die Waffen trugen. Die Politik konnte ihnen entgegen arbeiten, konnte sie fest halten; aber konnte sie nicht verdammen. Auch Katharina würde, sobald sie den Zeitpunkt für sicher gehalten hätte, dasselbe gethan haben. Für einen Schatten in Katharinens Charakter würde ich vielleicht zuletzt ihre übergroße Güte gegen Menschen halten, die ihrem Ministerio zu Gefallen schlecht gewesen waren. Die meisten erhielten reichliche, sehr reichliche Pensionen, welche wohl ehrliche Männer ihrer alten Unterthanen verdient hätten, und nicht erhielten. Friedrich würde nicht so gehandelt haben. Solche Leute braucht und bezahlt man, so lange sie nöthig sind; dann läßt man sie gehen.

Wer seine Ehre verkauft, muß am Ende schlechte Bezahlung haben; denn er hat schlechte Waare gegeben. Vielleicht hielt die Kaiserin diese Leute noch für nöthig; ob es gleich schwer einzusehen ist, wozu sie weiter nützen konnten. Ihre Arbeit war gethan; und es mußte billig befürchtet werden, sie würden die folgende eben so schlecht machen. Aber die Kaiserin war gütig ohne Gränzen; und Güte der Könige gegen Einige ist nicht selten Grausamkeit gegen die Übrigen.

So sehr der Monarch sich bemüht, alles selbst zu sehen, zu beurtheilen und nach seinem eigenen Urtheil zu handeln, so mögen doch mehrere Zehrer von dem Fette des Landes Mittel finden, ihn durch ihre Gläser schauen zu lassen. Es giebt der Sophisten überall genug, aber sie sind nirgends so zahlreich, nirgends ist ihr Gewebe größer, feiner, dichter und bestrickender, als an Höfen. Daß er gerecht seyn will, und in seinen Absichten immer gerecht ist, leidet nicht den geringsten Zweifel. Er ist so unparteyisch, daß er den Vater befördert und den Sohn kassirt, weil beide haben sollten was sie verdienten. Daß man den Kaiser die Sache nur einseitig schauen läßt, mag besonders der Fall mit der Veränderung der Justiz seyn, durch die, nach meiner Ueberzeugung, der ärmere Theil durchaus verlieren muß.

Hier haben Sie meine freimüthigen Gedanken, lieber Freund. Wägen Sie dieselben auf Ihrer eigenen Wage, und untersuchen selbst, wie viel Wahres oder Ungegründetes darin ist. Die Sache ist für Humanität und Völkerglück des ganzen Welttheils nicht unwichtig. Daß ich sie für wahr halte, brauche ich Ihnen nicht zu versichern; denn sonst würden sie nicht meine Gedanken seyn. Heuchler bin ich nicht; ich spreche, was ich denke, oder schweige. Ich bin zu sehr entfernt von dem großen Wirbel dieser Geschäfte, daß ich kompetent darüber urtheilen könnte; ich bin es aber doch nicht genug, daß

ich nicht mit gewöhnlicher Theilnahme für allgemeines Menschenwohl manches recht lebhaft beherzigen sollte. Wo wir selbst nichts thun können, Freund, wollen wir wenigstens mit Bescheidenheit unsere Meinungen und Wünsche laut werden lassen, damit andere vielleicht handeln mögen, welche können, wenn sie wollen.

Sie wissen, daß ich weder den Zorn der einen fürchte noch auf den Beifall der andern hoffe. Bei meiner Denkungsart und Handlungsweise werden mir die einen wenig schaden, und die andern wenig nützen. Was ich sage, ist meine reine individuelle Überzeugung: und ich sage sie deßwegen, weil ich glaube, daß sie doch wohl hier und da einige Berichtigung schaffen, auch wohl einigen Nutzen bewirken könnte. Freuen wird es mich, wenn sich am Ende auch das als etwas Gutes zeigt, was ich nicht dafür erkannte.

Leben Sie wohl.

IV.

Rede des Phliasiers Patrokles in Athen, als nach der Schlacht bei Leuktra die Thebaner die Spartaner hart bedrängten.

Aus Xenophons griechischer Geschichte.

IV.

Niemand wird zweifeln, ihr Männer von Athen, daß die Thebaner, sobald die Lacedämonier gänzlich bezwungen sind, zuerst gegen euch ziehen werden: denn sie werden euch sodann für das einzige Hinderniß ihrer Herrschaft über die Griechen halten. Wenn das nun ist, so müßt ihr, glaube ich, den Lacedämoniern zu Hülfe eilen, als wolltet ihr euch selbst retten. Denn wenn die Thebaner, euere Feinde und Nachbarn, den Oberbefehl über die Griechen bekommen, das muß euch, dünkt mich, viel lästiger seyn, als da ihr die Gegner in der Entfernung hattet: und es ist leichter, euch jetzt noch zu helfen, da ihr noch Bundesgenossen habt, als wenn nach der Unterdrückung aller Übrigen ihr gezwungen seyd, allein gegen die Thebaner zu fechten. Wenn aber einige von euch fürchten, die Lacedämonier möchten, wenn ihr sie jetzt rettet, euch wieder neue Händel machen: so bedenkt, daß man nicht die Macht dessen fürchten darf, dem man Wohlthaten erzeigt, sondern dessen, dem man Schaden zufügt; auch müßt ihr erwägen, daß Einzelne und ganze Städte sich Schutz und Hülfe zu verschaffen suchen müssen, so lange sie noch Kräfte haben, damit sie, wenn diese Kräfte nicht mehr sind, Unterstützung ihres schwankenden Glücks finden. Euch hat jetzt ein Gott die Gelegenheit gegeben, wenn ihr den Lacedämoniern auf ihre Bitten beistehet, sie auf immer zu sichern Freunden zu machen. Denn ihr werdet nicht wenige Zeugen euerer Wohlthat haben: es werden sie die ewig allwissenden Götter sehen; es werden Bundesgenossen und Feinde sehen, was geschieht, und alle Grie-

chen und Barbaren. Alles dieses verdient Erwägung. Wenn sie undankbar wären, wer würde je noch mit Freundschaft an sie denken? Aber es ist eher zu erwarten, daß sie gegen euch wackere Männer, als daß sie schlecht seyn werden: denn wenn jemand dem nachstrebte, was lobenswürdig ist, und die Schande floh, so waren sie es. Auch dieses überlegt. Wenn Griechenland je wieder Gefahr von den Barbaren drohen sollte, auf wen wollt ihr euch besser verlassen, als auf die Lacedämonier? Wen wolltet ihr lieber zu Kampfgefährten wählen, als diejenigen, die bei Thermopylä alle lieber fechtend sterben wollten, als lebend die Barbaren mit sich nach Griechenland bringen? Ist es nun nicht billig, daß wir und ihr, dafür daß sie mit euch so brave Männer waren, was sie wahrscheinlich wieder seyn werden, ihnen auf alle Weise zu Hülfe eilen? Auch der anwesenden Bundesfreunde wegen sollt ihr ihnen euere Freundschaft zeigen; denn ihr könnt versichert seyn, daß diejenigen, die ihnen in allen Unfällen treu blieben, sich schämen würden, euch den Dank schuldig zu bleiben. Wenn wir euch nur klein scheinen, die wir mit ihnen die Gefahr zu theilen entschlossen sind; so bedenkt, wir sind nicht mehr ohnmächtige Hülfsgenossen, sobald euer Staat hinzu kommt. Sonst, ihr Männer von Athen, habe ich diese Stadt beneidet, wenn ich hörte, daß alle Unterdrückte und Nothleidende hierher flohen und hier Hülfe suchten und fanden: jetzt höre ich nicht allein, sondern bin gegenwärtig und sehe, daß die wackersten Männer, die Lacedämonier und ihre getreuesten Freunde mit ihnen zu euch kommen und euch um Hülfe bitten: sogar die Thebaner, die damals die Lacedämonier nicht überreden konnten, euch in das Verderben der Sklaverei zu stoßen, glaube ich im Geiste euch bitten zu sehen, euere damaligen Retter nicht zu Grunde gehen zu lassen. Es wird als eine edle That von eueren Vorfahren erzählt, daß sie einst die vor der Burg Thebens erschla-

genen Argiver nicht unbegraben ließen; noch weit edler wird es von euch seyn, wenn ihr die noch lebenden Spartaner nicht der Schmach Preis gebt und umkommen lasset. Es war von ihnen schon schön, daß sie dem Hohn des Eurystheus Trotz boten, und die Nachkommen des Herkules retten; wie viel schöner wird es nicht seyn, nicht allein die Stammhalter, sondern den ganzen Staat zu retten? Am herrlichsten aber, wenn ihr, da die Lacedämonier euch damals durch einen Beschluß ohne Gefahr dem Verderben entrissen, ihnen jetzt mit den Waffen und unter Gefahren zu Hülfe kommt. Da wir schon mit Stolz euch aufmuntern, den wackern Männern beizustehen, wie erhebend muß euer Gefühl nicht seyn, die ihr helfen könnt, wenn ihr, da die Lacedämonier so oft euere Feinde und Freunde waren, nicht daran denkt, wie viel sie euch geschadet, sondern wie viel sie euch Wohlthaten erwiesen haben, und ihnen nicht allein für euch, sondern auch für ganz Griechenland dankbar werdet, gegen welches sie so brav gehandelt haben.

Hierauf hielten die Athener Rath, wo sie vor Ungeduld kaum die Andersgesinnten anhörten, und beschlossen, mit ganzer Macht zu Hülfe zu eilen, und wählten Iphikrates zum Heerführer.

V.

Die Belagerung, Eroberung und Zerstörung von Platäa.

Aus der Geschichte des peloponnesischen Krieges von Thucydides.

V.

Von der innern politischen Geschichte Griechenlands ist mir immer zur wahren Würdigung des griechischen Charakters, in Rücksicht auf Völkerrecht und Humanität, der peloponnesische Krieg als das wichtigste Stück vorgekommen: und aus dem Laufe dieses Krieges sind, nach meiner Meinung, in eben dieser Rücksicht die merkwürdigsten Punkte die Vorfälle bei Platäa und Syrakus. Die messenischen Kriege, welche der Nationalbildung und Humanität der Griechen überhaupt und der Spartaner insbesondere eben so wenig Ehre machen, sind zu entfernt, zu wenig geschichtsmäßig und fallen noch zu sehr, kaum in die Morgendämmerung der griechischen Kultur, als daß wir aus ihnen hierher gehörige Belege nehmen könnten. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, in der Peripherie meiner Kenntniß griechischer Literatur ist mir nichts größeres vorgekommen, als dieser Fall von Platäa. Ich habe also dieses Stück zur Bearbeitung und Darstellung gewählt, weil sich in demselben der ganze griechische Charakter ausdrückt, weil sich in demselben alles Schöne und Häßliche, alles Starke und Schwache, alles Liebenswürdige und Abscheuliche des griechischen Namens vereiniget findet. Die Anbeter der griechischen Humanität werden nach Erwägung solcher Vorfälle, die von den besten Schriftstellern der Nation selbst als gar nicht ungewöhnlich erzählt werden, dieselbe wenigstens nicht in ihren Völkerverhandlungen suchen, und zufrieden seyn, wenn sie in Aspasiens Zirkeln, in der Akademie oder höchstens in der Poikile unbestritten glänzt. Bei Übersicht der Nationalgeschäfte der Alten möchte man weinen, so sehr man ihren Gemeingeist und Patriotismus bewundern muß, möchte

man weinen über die Begriffe von Freiheit und Gerechtigkeit, welche die Norm ihres Verfahrens waren. Unter den Griechen hatte Sparta auf einem schlechten Grunde noch das beste Gebäude, und Athen auf einem guten das schlechteste: und die beständige Furcht, worin beide vor ihren respektiven Heloten mit Recht standen, zeigt deutlich, wie wenig menschlich richtig auf die Dauer berechnet beider Politik war. Wo wahre Freiheit ist, muß sie allgemein seyn: diesen Ausspruch thut die Vernunft, diesen Anspruch hat die Menschheit; und wir haben nicht nöthig hinzuzusetzen, daß dieser Anspruch unverjährbar ist; denn alles was Natur ist und was die Vernunft will, ist es. Wehe der Humanität unsers Zeitalters, wenn die Neuern die Freiheit der Alten zu ihrem Prototyp nehmen wollten, wo nicht einmal die ersten Grundbegriffe des Naturrechts und Völkerrechts festgestellt waren. Man sage und predige von heiligen und profanen Rednerstühlen so viel und erbaulich man will; ohne diese kann keine Gerechtigkeit, kann keine Freiheit, keine Humanität bestehen: der erste Wind der Leidenschaften und der Parteysucht wirft sie um.

Man verzeihe mir diese Äußerungen zur Einleitung: sie zeigen, daß ich mehr mit kosmischer Absicht arbeite, als mit literärischem Beruf. Ich wende mich zu meinem Gegenstande. Die Katastrophe ist ungefähr zu Ende des fünften Jahres des peloponnesischen Krieges. Der erste Angriff einige Jahre vorher, war den Thebanern nicht gelungen; und durch unerhörte Ungerechtigkeiten auf beiden Seiten, war die Erbitterung aufs Höchste gestiegen. Ich halte mich wörtlich an des griechischen Geschichtschreibers Erzählung; und bloß hier und da muß ich, da die Geschichte in zwei Büchern zerstreut liegt, einiges zum Zusammenhange einschalten. Sprachkundige und Sachverständige mögen urtheilen; ob und in wie fern ich den Geist des Griechen gefaßt und die edle Form des Originals in unserer

Sprache erhalten habe. Schon der Name Thucydides nennt die Schwierigkeiten, die bei der Arbeit sind; und die platäischen Händel sind keine der leichtesten Stellen. Der griechische Text nach Ducker ist meistens meine Norm; und man wird bei einer Vergleichung sehen, wo ich von Heilmann theils im Sinn theils im Ausdruck abgewichen bin. Die Gründe zu finden und zu würdigen überlasse ich mit Bescheidenheit den Kritikern.

Vierzehn Jahre blieb der nach der Eroberung von Euböa geschlossene dreißigjährige Friede fest. Im fünfzehnten Jahre aber, als im acht und vierzigsten Jahre des Priesterthums der Chrysis in Argos, als Arnesius in Sparta Ephorus und Pythodorus im zehnten Monate in Athen Archon war, im sechsten Monate nach der Schlacht bei Potydäa, rückten gleich mit Anfang des Frühlings, unter Anführung der Böotarchen Pythangelus des Phylides und Diemporus des Onetorides Sohn, ungefähr etwas über dreihundert bewaffnete Thebaner bei Nacht während des ersten Schlafs in Platäa ein, welches mit Athen im Bunde stand. Ihre Führer, welche ihnen auch die Thore öffneten, waren Platäer, nämlich Nauklides mit seiner Partey, die durch das Verderben ihrer Gegner sich Macht schaffen und die Stadt für die Thebaner gewinnen wollten. Dieses hatten sie durch Eurymachus, einen der angesehensten Thebaner, abgehandelt. Denn da die Thebaner den Krieg voraussahen, wollten sie noch im Frieden und vor dem förmlichen Ausbruche des Kriegs Platäa, mit welchem sie beständig Streitigkeiten hatten, vorher besetzen: weßwegen sie auch desto leichter heimlich einzogen, indem keine Wachen ausgestellt waren. Nun faßten sie auf dem Markte Posten, ganz wider die Wünsche ihrer Einführer, welche wollten, daß man sogleich zu Werke schreiten und in die Häuser der Gegenpartey einbrechen sollte; und beschlossen durch gütlichen Aufruf eines Herolds die Stadt zu einem freundschaftlichen Vertrage zu bewegen, indem sie hofften, auf diese

Weise sie leicht in ihr Bündniß zu ziehen. Der Herold rief also aus, wer nach der Väter Sitte Bundesgenosse aller Böotier seyn wollte, möchte mit den Waffen auf ihre Seite treten.

Als die Platäer erfuhren, daß die Thebaner so plötzlich die Stadt besetzt hatten, und im Schrecken ihre Anzahl für weit größer hielten, da sie in der Nacht nicht sehen konnten, kamen sie zum Vertrage herbei, nahmen die Bedingungen an und waren ruhig, zumal da man gegen niemand etwas unternahm. Während der Unterhandlung aber entdeckten sie, daß der Thebaner nur wenige waren, und glaubten in einem Angriffe leicht den Sieg zu erhalten. Denn das Volk von Platäa wollte auf keine Weise das Bündniß mit den Athenienſern *) aufgeben. Man beschloß also die Sache zu versuchen. Man versammelte sich, durchbrach die gemeinschaftlichen Mauern der Häuser, damit der Feind nichts auf der Straße sähe; man stellte Wagen ohne Gespann in die Straßen, welche statt einer Mauer dienten, und brachte alles in Ordnung, was der gegenwärtige Augenblick zu erfordern schien. Nachdem alles so gut als möglich fertig war, warteten sie noch die Nacht nur bis an die Morgendämmerung, und brachen dann aus den Häusern auf den Feind los: damit er nicht am Tage muthiger gegen sie auf gleichem Fuß fechten möchte, sondern noch durch die Nacht geschreckt, ihnen den Vortheil ließe, den ihnen ihre Kenntniß des Orts geben mußte. Sie griffen also plötzlich an und kamen schnell zum Handgemenge.

Als sich die Thebaner betrogen sahen, zogen sie sich dichter

---

*) Natürlich daß das Volk überall lieber die Athenienser, und die Vornehmern lieber die Lacedämonier zu Bundesgenossen oder auch wohl zu Oberherren hatten. Die Verfassung der erstern war oft bis zur Zügellosigkeit steigender Demokratismus; und die Spartaner führten überall einen ziemlich drückenden Aristokratismus ein. Isokrates, der übrigens feiler Sophist genug seyn mag, spricht darüber in verschiedenen Reden zur Ehre seines Namens mit vieler Bündigkeit.

zusammen, um die Anfälle von allen Seiten zurückzutreiben. Zwei oder dreimal warfen sie dieselben auch zurück; da aber die Platäer sodann mit großem Sturm hervordrangen, und Weiber und Dienstleute mit vielem Geschrei und Lärm Steine und Ziegel von den Häusern warfen und zugleich die Nacht der Regen goß, geriethen sie in Schrecken, kehrten den Rücken und flohen durch Dunkelheit und Koth in der Stadt umher, die meisten unbekannt mit den Auswegen zur Rettung, zumal da der Vorfall gegen den Neumond geschah, und die schrittkundigen Bürger sie überall verfolgten, damit keiner entrönne. So kamen die meisten um. Einer der Platäer verschloß das Thor, durch welches die Feinde hereingekommen waren, und welches noch offen stand, indem er den Schaft seines Spießes statt eines Riegels einwarf, so daß auch hier kein Ausgang war. *) Überall durch die Stadt verfolgt, stiegen einige von ihnen auf die Mauer und stürzten sich auswärts hinab; kamen aber meistens um. Einige hieben heimlich mit einer Axt, die ihnen ein Weib gegeben hatte, an einem unbesetzten Thor den Riegel auf, und entkamen auf diese Weise; doch nur wenige, denn man merkte die Sache bald. Andere wurden hier und da in der Stadt niedergehauen. Der Haupttrupp aber, der sich dicht zusammen geschlossen hatte, warf sich in ein großes Gebäude an der Mauer, dessen Thor offen stand, und das sie für ein Stadtthor hielten, wo sie einen Ausgang zu finden hofften. Da die Platäer sie so eingeschlossen hatten, hielten sie Rath, ob sie durch Anzündung des Gebäudes den ganzen Haufen mit verbrennen, oder was sie sonst mit ihnen thun sollten. Endlich trafen diese Eingeschlossenen, und die sich sonst noch durch Umherirren in der Stadt gerettet hatten, einen Ver-

*) Es muß eine eigene zusammengesetzte Maschinerie gewesen seyn; denn sonst würde ein solcher Riegel den fliehenden Feind nicht lange gehindert haben, schnell das Thor zu öffnen.

gleich, und übergaben sich mit ihren Waffen den Platäern. So ging es denen in Platäa.

Das nachrückende Korps Thebaner, welches, wenn der Vergleich ihren eingelassenen Kammeraden nicht glücken sollte, mit Tagesanbruche vor der Stadt zu seyn Befehl hatte, kam auf im Zuge erhaltene Nachricht schleunig zu Hülfe herbei. Platäa liegt von Theben siebenzig Stadien, und der die Nacht eingefallene Regen hatte den Marsch sehr langsam gemacht. Denn der Asopus ging hoch, und machte den Übergang schwer, so daß sie wegen des mühsamen Marsches im Regen und des mißlichen Überganges über den Fluß zu spät eintrafen, als ihre Brüder schon umgekommen oder gefangen waren. Als die Thebaner den ganzen Vorfall erfuhren, machten sie ihren Anschlag auf die, außer der Stadt befindlichen Platäer; denn viele Bürger mit ihren Familien und Hauswirthschaften waren auf dem Lande, da man während des Friedens keine Gefahr befürchtete. Sie wollten also, was sie außerhalb treffen würden, zur Sicherheit für ihre in der Stadt etwa übrigen gefangenen Mitbrüder festhalten. Das war ihre Absicht. Da sie aber noch darüber zu Rathe gingen, schickten die Platäer, die so etwas vermutheten und für ihre Mitbürger außerhalb der Stadt besorgt waren, ihnen einen Herold mit der Botschaft: Die Thebaner hätten unverantwortlich gehandelt, indem sie während des Friedens einen solchen verrätherischen Versuch auf ihre Stadt gemacht; und sie möchten ihre draußen befindlichen Landsleute nicht beleidigen: thäten sie dieses, so würden sie alle von ihnen gefangenen Thebaner tödten: wenn sie aber das Gebiet der Stadt verließen, wollten sie ihnen die Männer wieder ausliefern. So sagen die Thebaner und behaupten, daß dieses beschworen worden sey. Die Platäer aber geben nicht zu, daß sie versprochen die Gefangenen sogleich herauszugeben, sondern erst, wenn vorher ein Vergleich ge-

troffen werden könnte: auch sagen sie, es sey kein Eid geschworen worden. Die Thebaner rückten also wieder aus dem Gebiet, ohne etwas zu beschädigen. Sobald aber die Platäer alles was noch auf dem Lande war, in die Stadt gebracht hatten, tödteten sie sogleich die Gefangenen. Derselben waren 180; und unter denselben Eurymachus, mit welchem die Verräther unterhandelt hatten.

Hierauf schickten sie Boten nach Athen, und ließen auch die Thebaner unter sicherm Geleite ihre Todten abholen: in der Stadt selbst machten sie ihre Einrichtung, wie die Lage der Sachen es zu fordern schien. Die Athenienser hatten den ganzen Vorfall in Platäa schon erfahren, und sogleich alle Böotier, die sich in Attika befanden, greifen lassen; und schickten den Platäern einen Herold mit der Botschaft, sie möchten den gefangenen Thebanern nicht ungebührlich begegnen, ehe auch sie selbst über die Sache berathschlagten. Denn ihr Tod war ihnen noch nicht gemeldet worden, da der erste Bote gleich bei dem Einrücken der Thebaner, und der andere, da sie eben geschlagen und gefangen waren, abgegangen war; weiter hatten sie noch keine fernere Nachricht. Sie schickten also ihren Boten ohne den weitern Erfolg zu wissen, der die Männer schon getödtet fand. Gleich darauf zogen die Athenienser mit Truppen nach Platäa, versahen es mit Lebensmitteln, ließen eine Besatzung daselbst, und führten alle, die nicht zur Vertheidigung helfen konnten, und alle Weiber und Kinder heraus.

Dieses war die Veranlassung zum Kriege, der nun förmlich ausbrach. Die verschiedenen griechischen Staaten nahmen nach ihrem Interesse verschiedenen Antheil, und schlossen sich entweder an die Athenienser oder die Spartaner an. Ich übergehe alle übrige Vorfälle der Feldzüge, wo die Peloponnesier verschiedenemal in Attika einfielen und es verwüsteten, wo die

Athenienser auf Rath und unter Anführung des Perikles sich vertheidigungsweise hielten, und bloß mit der Flotte einige Unternehmungen machten. In diese Periode fällt die große Pest zu Athen, welche mehr Schaden that, als der ganze Krieg. Des griechischen Verfassers Beschreibung davon ist bekannt genug, und gehört zu den stärksten Stücken der alten Geschichte. Ich übergehe alles, was auf meinen Gegenstand keinen oder höchst entfernten Bezug hat. Vermuthlich haben auch die Thebaner von Zeit zu Zeit während dieser Periode Einfälle in das Platäische gethan, ohne weitern Erfolg, als gegenseitige Neckereyen; obgleich eigentlich Thucydides nichts davon sagt, sondern es einigemal nur aus dem Kontext errathen läßt. Er fährt im ein und siebenzigsten Kapitel des zweiten Buchs, als im dritten Jahre des Kriegs, über Platäa weiter fort.

Den folgenden Sommer rückten die Verbündeten nicht in Attika ein, sondern zogen mit ihrem Heere gegen Platäa. Ihr Anführer war Archidamus des Zeuxidamus Sohn, König der Lacedämonier, der, nachdem er sein Lager aufgeschlagen hatte, die Gegend umher zu verwüsten drohete *). Die Platäer schickten ihm aber sogleich Boten zu mit dem Auftrag: Archidamus und ihr Lacedämonier, ihr handelt sehr ungerecht, und weder euer noch eurer Väter würdig, daß ihr das Gebiet der Platäer mit Krieg überzieht. Denn als der Lacedämonier Pausanias, des Kleombrotus Sohn, mit Hülfe derer, die die Gefahr des bei uns gehaltenen Treffens theilen wollten, Griechenland von den Persern rettete, und auf unserm Markte Jupiter dem Freiheitsbeschützer opferte, rief er alle Bundesgenossen zusammen,

*) Ein gewöhnliches Verfahren der alten gepriesenen Heerführer, weßwegen nur noch jetzt gegen alle humane Disciplin die Kosaken berüchtiget sind. Man sehe, was dagegen Raynal von seinen Indianern sagt, die wir für Barbaren halten. 1ster Band.

und übergab den Platäern Stadt und Gebiet zur völligen unabhängigen Freiheit, so daß niemand sie beleidigen und ihre Freiheit antasten sollte, sonst würden die gegenwärtigen Bundesgenossen sie mit aller Macht beschützen. Dieses gaben uns euere Väter zur Belohnung unserer Tapferkeit und unsers entschlossenen Eifers in jenen Gefahren; und ihr thut jetzt das Gegentheil. Ihr kommt mit den Thebanern, unsern bittersten Feinden, uns zu unterjochen. Wir beschwören euch bei euern und unsern Göttern, die alle Zeugen des damaligen Eides sind, das Gebiet der Platäer nicht zu beschädigen, noch den beschwornen Vertrag zu verletzen, sondern uns bei unserer Freiheit zu lassen, wie Pausanias uns zugestanden hat.

Auf diesen Vortrag der Platäer antwortete Archidamus. Ihr Männer von Platäa sprecht gut; wenn ihr nur handelt, wie ihr redet. Lebt selbst frei nach euern Gesetzen, wie Pausanias euch zugesprochen hat, und helft auch die andern Theilnehmer jener Gefahren und jener Verträge in Freiheit setzen, die jetzt unter dem Joche der Athenienser sind. Diese ganze Zurüstung und der ganze Krieg ist bloß wegen ihrer und der übrigen Befreiung; und je thätiger ihr selbst daran Antheil nehmt, desto getreuer seyd ihr den Verträgen. Wollt ihr dieses nicht, so bleibt wenigstens ruhig, wie wir euch schon den Vorschlag gethan haben: behaltet das eurige, und seyd von keiner Partey; nehmt beide freundschaftlich auf, und leistet keiner im Kriege Beistand. Damit wollen wir zufrieden seyn. So sprach Archidamus. Als die Gesandten der Platäer es gehört hatten, gingen sie in die Stadt, theilten dem Volke die Unterredung mit, und brachten folgende Antwort zurück: Es wäre ihnen unmöglich die Vorschläge, ohne Einwilligung der Athenienser, anzunehmen; denn ihre Kinder und Weiber befänden sich bei denselben. Auch wären sie überhaupt wegen der Stadt in Besorgniß; es möchten nach ihrem Abzug die Athe-

nienser kommen und die ganze Sache hindern; oder die Thebaner, als in den Vertrag Eingeschlossene, indem beide freundschaftlich aufgenommen werden sollten, es wieder versuchen sich der Stadt zu bemächtigen. Archidamus suchte sie hierüber zu beruhigen und sprach: Übergebt uns Lacedämoniern Stadt und Häuser, bezeichnet die Gränzen des Gebiets, zählt eure Bäume ab und was sonst zu zählen möglich ist. Ihr selbst geht während des Kriegs, wohin ihr wollt: wenn er vorbei ist, wollen wir alles wieder zurückgeben. Unterdessen wollen wir das Land als anvertrautes Pfand behalten, es bauen und euch so viel euch nöthig ist als Pacht zahlen.

Die Gesandten gingen mit diesem Vorschlage wieder in die Stadt, hielten mit dem Volke Rath und antworteten sodann: Sie wollten den Antrag erst den Athenienſern mittheilen, und wenn sie dieselben dazu überreden könnten, ihn sodann eingehen. Bis dahin baten sie um Waffenstillstand, und daß man das Land nicht verheeren möchte. Die Lacedämonier gewährten ihnen den Stillstand, bis man füglich die Antwort zurückbringen könnte, und thaten auf dem Lande keinen Schaden. Die platäischen Gesandten, welche mit den Athenienſern Rath gehalten hatten, brachten ihren Mitbürgern in der Stadt folgendes zurück. Die Athenienſer sagen, so lange wir Bundesgenossen sind, ihr Platäer, haben sie uns kein Unrecht zufügen lassen; und auch jetzt werden sie uns nicht vernachläßigen, und uns mit allen Kräften zu Hülfe eilen: sie bitten euch also bei dem Eide, den unsere Väter beschworen haben, nichts gegen das geschlossene Bündniß vorzunehmen.

Auf diese Botschaft der Gesandten beschlossen die Platäer die Athenienſer nicht zu verrathen, und wenn es seyn müßte, ihres Gebietes Verwüstung mit anzusehen, und jeden andern möglichen Unfall geduldig zu ertragen; niemand mehr zu den Feinden hinaus zu senden, sondern ihnen die Antwort über

die Mauer zuzurufen: daß es ihnen unmöglich sey die Forderungen der Lacedämonier einzugehen. Auf diese Entschließung rief endlich der König Archidamus die Götter und Helden des Landes mit folgenden Worten feierlich zu Zeugen auf: Ihr Götter alle, die ihr dieses Gebiet der Plataer beschützt, und ihr Helden, seyd unsere Zeugen, daß wir nicht anfangs mit Unrecht, da diese zuerst den beschworenen Vertrag gebrochen, dieses Land überzogen, in welchem unsere Väter euch wohlgefällig beteten und die Barbaren schlugen, und das ihr den Griechen zu einem glücklichen Kampfplatz gabt: auch jetzt soll unser Verfahren keine Ungerechtigkeit seyn. Wir haben viele und billige Anträge gethan und nichts erhalten. Verleiht uns also, daß wir die Urheber der Ungerechtigkeit strafen und unsere gerechte Genugthuung an ihnen nehmen.

Nach diesem frommen Enthusiasmus machte er Anstalten feindlich zu verfahren. Zuerst ließ er die Stadt mit abgehauenen Bäumen rund umpfählen, daß niemand heraus konnte. Sodann führten sie an der Stadt einen Wall auf, weil sie so die schnellste Einnahme des Orts hofften, da ein so großes Heer arbeitete. Den Wall umflochten sie auf beiden Seiten statt einer Mauer mit Holzwerk, welches sie auf dem Cithäron hieben, damit die Erde nicht herabschießen könnte. Dabei führten sie Holz, Steine, Erde und alles auf, um das Werk zur gehörigen Höhe zu bringen. Siebenzig Tage und Nächte schanzten sie so ununterbrochen fort, in Ablösungen eingetheilt, so daß ein Theil fuhr, die andern aber aßen und schliefen. Die Lacedämonier, welche die Hülfstruppen der verschiedenen Städte anführten, waren Aufseher bei der Arbeit. Als die Platäer sahen, daß der Wall immer höher stieg, verfertigten sie ein hölzernes Gerüste, und setzten es da, wo man den Wall aufführte, auf die Grundmauer, und bauten darin mit Ziegeln, welche man von den nahen Häusern herbei schaffte. Das Holzwerk

diente ihnen zur Bindung, daß der Bau bei größerer Höhe nicht zu schwach wurde. Zur Decke hatten sie Häute und Felle, damit sowohl die Arbeiter als das Holzwerk vor brennenden Pfeilen in Sicherheit wären. Die Höhe der Mauer stieg also beträchtlich; aber auch nicht langsamer erhob sich der Wall von außen. Da ersannen die Platäer die List, daß sie die Mauer, wo der Wall daran stieß, durchbrachen und die Erde hineinführten.

Sobald die Peloponnesier dieses merkten, warfen sie mit Schlamm gefüllte Binsenflechten vor die Öffnungen, welche nicht, wie die Erde, hinweg geschafft werden könnten. Diesen Weg mußten also die Belagerten aufgeben. Sie gruben aber einen Minengang aus der Stadt heraus nach dem Walle, und zogen auf diese Weise wieder die aufgeführte Materie zu sich. Dieses trieben sie ziemlich lange, den Belagerern unbemerkt fort, welche durch das Auffahren gar nichts gewannen, indem ihnen der Wall von unten wieder weggefahren wurde und sich immer in den leeren Raum setzte. Aus Furcht aber, sie möchten auch auf diese Weise mit ihrer geringen Anzahl der Menge nicht widerstehen können, geriethen sie noch auf folgendes Mittel. Sie hörten nämlich auf, an dem großen Gebäude gegen den Wall zu arbeiten, und fingen an von beiden Seiten desselben, inwendig in der Stadt, an der niedrigern Grundmauer eine andere mondförmige zu bauen, damit wenn die Hauptmauer genommen würde, diese noch Widerstand thun könnte, und der Feind einen neuen Wall aufführen müßte; so daß er bei seinem Einbruche doppelte Arbeit fände und ihrem Angriffe desto mehr ausgesetzt wäre. Nach Aufführung des Walles pflanzten die Peloponnesier auch zugleich ihre Maschinen auf, wovon eine von der Schanze nach dem hohen Gerüste mit solcher Gewalt und Erschütterung arbeitete, daß die Platäer in das größte Schrecken geriethen. Sonst waren hier und da an der Mauer

noch andere angebracht, welche aber die Platäer mit Stricken umschlangen und zerbrachen, und große Balken, an beiden Enden mit langen eisernen Ketten befestiget, über die Mauer an hervorstehenden Hebebäumen quer hinaus ließen, und so, wenn die feindliche Maschine im Anstürzen war, den Balken an der Kette so schnell hinunter schossen, daß sie durch die Macht des Falles den Widderkopf der Sturmmaschine abschlugen. *)

Da nun die Maschinen nichts halfen und man dem Wall eine Gegenmauer machte, sahen die Peloponnesier wohl ein, daß sie bei vorhandenen Schwierigkeiten die Stadt nicht einnehmen würden, und machten Anstalt dieselbe förmlich einzuschließen. Vorher aber machten sie noch mit Feuer einen Versuch, ob sie bei starkem Winde die Stadt, welche nicht groß war, anzünden und verbrennen könnten: denn sie suchten alles mögliche auf, um ohne großen Aufwand und ordentliche Belagerung sich derselben zu bemächtigen. Sie trugen also Reisbündel zusammen und warfen sie von dem Walle zuerst in den zwischen ihren Werken und der Mauer befindlichen Raum; und als dieser wegen Menge der Arbeiter bald angefüllt war, auch überall, wohin sie von der Höhe reichen konnten: sodann warfen sie Schwefel und Pech darein und zündeten die Masse an; und es erhob sich eine Flamme, wie man sie von Menschenhänden gemacht bis dahin noch nicht gesehen hatte. Denn auch in Bergwäldern entsteht zuweilen, wenn der Wind das Holz bewegt und reibt, ohne alles Zuthun Flamme und Brand. Dieses Feuer war aber so groß, daß die Platäer, welche den übrigen Gefahren glücklich widerstanden hatten, fast darin umgekommen wären: denn an viele Orte der Stadt konnte man sich deßwegen gar nicht wagen. Und wenn, wie die Feinde

*) Ueber diese ganze Operation ist Folard über den Polyb, und vorzüglich Guischard in seinen memoires militaires nachzusehen, wo über diese Belagerung gesprochen wird.

hofften, ein starker Wind nach der Stadt dazu gekommen wäre, so wäre keine Rettung gewesen. So sagt man aber, es sey eben ein Gewitter mit heftigen Regengüssen entstanden, habe die Flamme gelöscht, und so diese Gefahr abgewendet.

Als den Peloponnesiern auch dieses fehlschlug, ließen sie die Armee aus einander gehen, und behielten nur einen Theil derselben vor der Stadt, um sie förmlich von allen Seiten einzuschließen; und gaben den Truppen jeder Stadt ihr gemessenes Stück Arbeit. Diese machten nun aus einem doppelten Graben innerhalb und außerhalb ihrer Werke Ziegel. Nachdem das Ganze mit Aufgang des Arkturs fertig war, ließen sie zur Hälfte der Mauer Besatzung, die andere Hälfte hatten die Böotier besetzt, und jedes Hülfskorps ging nach seiner Heimath. Die Platäer aber hatten schon vorher Kinder, Weiber und Alte, und alles was unnütze und hinderlich seyn konnte, nach Athen gebracht: und der Belagerten in der Stadt waren vier hundert, nebst achtzig Athenienſern und hundert und zehn Weibern, welche die Speisen besorgten. Dieses war ihre ganze Anzahl, als die Belagerung anfing, und außerdem war niemand, weder Freier noch Sklave in der Stadt. Auf diese Weise sperrte man Platäa.

Ich übergehe hier wieder die übrigen Vorfälle des Kriegs und die verschiedenen Unternehmungen der Parteyen gegen einander zu Wasser und zu Lande, die hierher keine Beziehung haben. Der Sieg des Phormio zur See gegen die Peloponnesier und die Landung der letztern auf Salamis und ihre Vertreibung von der Insel durch die Athenienser, waren wohl darunter das wichtigste. Gegenseitige Einfälle geschahen beständig. Ich hebe bei der Stelle wieder an, wo das Schicksal der Platäer und ihrer Stadt weiter erzählt wird. Der Grieche spricht im dritten Buche, im zwanzigsten und den folgenden

Kapiteln von der kühnen Unternehmung der Belagerten, sich durchzuschlagen, welche aber nur halb gelang.

In dem nämlichen Winter beschlossen die noch immer belagerten Platäer und die mit ihnen eingeschlossenen Athenienser, da sie an Lebensmitteln den größten Mangel litten und sie von Athen noch keine Hoffnung des Entsatzes hatten, auch sonst keine andere Rettung sich zeigte, zuerst mit dem ganzen Korps einen Ausfall zu thun, die Mauer der Feinde zu ersteigen und sich wo möglich durchzuschlagen. Die Urheber des Unternehmens waren Theänet, der Wahrsager, Sohn des Timidas und Eumolpidas des Daimachus Sohn, welcher auch der Anführer war. Nachher trat die Hälfte wegen der Größe der Gefahr zurück; aber ohngefähr zwei hundert und zwanzig Mann entschlossen sich freiwillig den Ausfall zu wagen; und zwar auf folgende Weise. Sie machten sich Leitern von der Höhe der feindlichen Mauer, wozu sie das Maaß nach den Schichten der Steine nahmen, wo sie nach ihrer Seite zu nicht bestrichen waren. Es zählten nämlich viele zugleich die Schichten; und wenn auch einige fehlten, so trafen doch mehrere die richtige Zahl: zumal da sie oft zählten, nicht weit davon waren, und die Mauer zu dieser Absicht deutlich genug sehen konnten. So nahmen sie das Maaß zu den Leitern indem sie die Dicke der Steine berechneten.

Die Mauer der Peloponnesier war aber auf folgende Weise gebaut. Sie hatte zwei Ringmauern; eine gegen die Platäer einwärts, und eine auswärts gegen einen Angriff der Athenienser. Diese beiden Ringmauern standen ohngefähr sechzehn Fuß von einander: und in diesem Raum von sechzehn Fuß waren für die Besatzung Baraken gebaut, und zwar so zusammenhängend, daß das Ganze wie eine einzige dicke Mauer hinein und heraus mit Brustwehren aussahe. Bei jeder zehn-

ten *) Brustwehr stand ein hoher Thurm, einwärts und auswärts der Mauer gleich; so daß man nicht herumgehen konnte, sondern durchgehen mußte. Die Nächte, wenn das Wetter naß war, verließen also die Wachen die Brustwehren, und hielten ihren Posten in den Thürmen, die nicht weit auseinander standen und bedeckt waren. So war die Mauer beschaffen, mit welcher man ringsum die Platäer eingeschlossen hielt.

Als diese nun alles zur Unternehmung in Bereitschaft gesetzt hatten, wählten sie eine stürmische regnichte und ganz mondleere Nacht zur Ausführung. Die Urheber waren auch die Anführer des Streichs. Zuerst gingen sie durch den sie umgebenden Graben, und näherten sich dann ganz stille, daß keine Wache sie merkte, der feindlichen Mauer, da man sie im Finstern nicht sehen und vor dem Sturm das etwanige Geräusch ihres Annäherns nicht hören konnte. Auch gingen sie weit von einander, damit das Zusammenschlagen der Waffen sie nicht etwa verriethe, und nur leicht bewaffnet; und zur Sicherheit im Gefecht und im kothigen Marsche nur am linken **) Fuße

---

*) Die Brustwehren müssen also irgend ein Abtheilungszeichen gehabt haben: denn eine eigentliche Trennung läßt sich dort militärisch nicht wohl denken.

**) Die Ausleger martern sich die Ursache zu finden, warum sie eben den Schuh am linken Fuße hatten. Eine sagt der Geschichtschreiber selbst, wegen des Marsches auf kothigem schlüpferigem Wege. Die andere giebt sich meines Erachtens sehr leicht aus der Sache. Die linke Seite ist die Schildseite; der linke Fuß muß im Gefecht fest stehen und das ganze Gewicht halten. Der rechte thut den Ausfall; der linke muß unterstützen. Auch wir dürfen jetzt im Fechten nach der Regel mit dem linken Fuß nicht von der Stelle kommen. Sie wollten leicht seyn und kein Geräusch machen. Den rechten Schuh konnten sie entbehren, den linken nicht. Die Veränderung des προς τον πηλον in προς τον πολεμον wäre also sehr passend, wenn sie nur nicht willkührlich wäre und Grund in Manuskripten hätte. Doch hat die Sache gar keine Schwierigkeit, wenn man bedenkt, daß sie mit einem Mittel mehrere Absichten

beschuhet. Sie näherten sich also an der *) Kurtine zwischen den Thürmen den Brustwehren, von welchen sie wußten, daß sie leer waren, brachten die Leitern herbei und lehnten sie an. Sodann stiegen zwölf Leichtbewaffnete mit Dolchen und Brustharnischen hinauf, deren Anführer Ameas Sohn, Koroebus war, welcher auch zuerst hinauf stieg. Ihm folgten die übrigen, sechse nach jedem Thurm. Diesen folgten andere Leichtbewaffnete mit Lanzen, denen wieder andere die Schilde nachtrugen, damit sie leichter steigen könnten, und um sie ihnen zu geben, wenn sie sich dem Feinde näherten. Als eine ziemliche Anzahl von ihnen oben war, ward sie die Wache von den Thürmen gewahr; denn einer der Platäer warf, als er sich anhalten wollte, einen Ziegel von der Brustwehr, welcher ein Geräusch machte; und sogleich erhob sich Lärm. Die Truppen eilten auf die Mauer; denn man wußte wegen der Dunkelheit der Nacht und wegen des Sturms nicht, wo die Gefahr war. Zugleich thaten die in der Stadt zurückgebliebenen Platäer von innen einen Angriff auf die entgegengesetzte Seite der Mauer, damit man die Unternehmung ihrer Kameraden desto weniger merken möchte. Es war also überall Lärm; aber niemand wagte es andern zu Hülfe seinen Posten zu verlassen; und niemand wußte im Schrecken, was der Lärm bedeuten sollte. Die dreihundert, welche, wenn etwas vorfallen sollte, die Reserve hatten, rückten auf den Tumult

---

erreichen wollten, nämlich Festigkeit im Schritt und im Gefecht; welches letztere das wichtigste war, und weßwegen durchaus der linke Fuß beschuhet seyn mußte, wenn man nicht links fechten wollte.

*) Ich weiß wohl, daß das Griechische μεταπυργιον nicht ganz unsere Kurtine ist, weiß aber nicht, welchen bessern Ausdruck man unter unsern Fortifikationstermen nehmen könnte: wenn man nicht eine lange Umschreibung geben wollte, die nichts weniger als thucydideisch wäre.

vor die Mauer hinaus, und steckten nach Theben zu Lärmfeuer zu Signalen an. Aber auch die Platäer steckten in der Stadt von der Mauer viele Lärmfeuer an, die sie vorher schon dazu in Bereitschaft hatten, damit die Feinde sich nicht in die Signale finden könnten und nicht zu Hülfe kämen, und ihre Kammeraden während dieser Ungewißheit Rettung und Sicherheit gewönnen.

Unterdessen erstiegen die Platäer die Mauer; und so wie die ersten oben waren, hieben sie von beiden Seiten die Wachen der Thürme nieder, und faßten in den Durchgängen Posten, damit niemand durch dieselben zu Hülfe kommen könnte, legten die Leitern von der Mauer an die Thürme, und brachten mehrere von ihrer Mannschaft hinauf, so daß sie nunmehr den angreifenden Feind von oben und unten zurücktrieben. Der größte Theil ihrer Kammeraden legte nun zugleich eine Menge Leitern an, riß die Brustwehren nieder und ging zwischen den Thürmen über die Mauer. Die Hinübergebrachten stellten sich an den Rand des Grabens und trieben mit Pfeilen und Wurfspießen die Feinde ab, die sich von der Mauer ihrem Übergange widersetzen wollten. Kaum waren alle von den Thürmen und der Mauer bis auf den letzten Mann herab und an dem Graben angekommen, so erschienen die dreihundert von der feindlichen Reserve mit Fackeln. Die Platäer am Rande des Grabens konnten sie aus der Finsterniß besser sehen, und trafen sie also mit Pfeilen und Wurfspießen, wo sie Blöße gaben: sie selbst aber konnten im Dunkeln von den Fackelträgern nicht so gut gesehen werden, so daß sie alle glücklich, obgleich mit vieler Mühe und Anstrengung, über den Graben kamen. Denn das Eis war noch nicht so stark gefroren, daß sie hätten darüber gehen können, und war noch schwach und wässerig, da nicht der Nordwind, sondern der Nordost wehete; auch hatte der mit diesem Wind gefallene Schnee das Wasser

im Graben so hoch gemacht, daß sie kaum aus dem Wasser hervorragend übergingen. Aber eben nur durch die Größe des Sturmwetters war ihnen die Rettung möglich geworden.

So wie die Platäer aus dem Graben heraus waren, marschirten sie geschlossen den Weg nach Theben zu, und ließen die Kapelle des Androkrates zur Rechten, indem sie glaubten man würde sie auf dem Wege, der zu den Feinden führte, am wenigsten vermuthen. Sie sahen auch sogleich, daß ihnen die Peloponnesier nach dem Chitäron über Dryoskephalä auf dem Wege nach Athen mit Fackeln nachsetzten. Sechs oder sieben Stadien marschirten so die Platäer auf der Straße nach Theben fort, nahmen aber sodann den Weg über die Gebirge nach Erythrä und Hysiä, hielten sich im Gebirge fort, und retteten sich auf diese Weise zwei hundert und zwölf zusammen nach Athen. Denn einige kehrten wieder in die Stadt um, ehe sie auf die Mauer kamen; und ein Bogenschütze wurde am äußern Graben gefangen. Die Peloponnesier kehrten vom Nachsetzen auf ihren Posten zurück. Die Platäer in der Stadt, welche von dem ganzen Ausgang nichts wußten, und von ihren Zurückkehrenden hörten, daß kein einziger davon gekommen sey, schickten mit Tagesanbruch einen Herold, um wegen der Aufhebung ihrer Todten zu handeln. Als sie aber das Wahre der Sache erfuhren, waren sie ruhig. Auf diese Weise retteten sich die Platäer, welche den Ausfall gewagt hatten.

Nachdem Thucydides die übrigen Begebenheiten der Zwischenzeit erzählt hat, kommt er im zwei und fünfzigsten Kapitel des nämlichen Buchs zur endlichen Katastrophe, die er ausführlich beschreibt.

Um die nämliche Zeit dieses Sommers ergaben sich auch die Platäer, welche wegen Mangel der Lebensmittel die Belagerung nicht länger aushalten konnten, den Peloponnesiern auf

folgende Weise: Man griff ihre Werke an, und sie waren zu schwach sie zu vertheidigen. Der Lacedämonische Feldherr, der ihre Schwäche kannte, wollte den Ort mit Sturm nicht nehmen; denn er hatte von Lacedämon dazu den Auftrag: damit, wenn man mit den Athenienſern Frieden ſchlöſſe, und jede Partey die im Kriege eroberten Plätze herausgäbe, man Platäa nicht zurückgeben dürfte, weil es freiwillig übergegangen. Er ſchickte ihnen alſo einen Herold mit dem Auftrage: wenn ſie freiwillig den Lacedämoniern die Stadt übergeben und ſich ihrem Ausſpruche unterwerfen wollten, ſo ſollten die Schuldigen beſtraft und gegen Urtheil und Recht niemand verurtheilt werden. So ſprach der Herold. Sie aber übergaben die Stadt, da ſie durchaus keine Kräfte mehr hatten. Einige Tage wurden nun die Platäer von den Peloponneſiern verpflegt, bis fünf Männer aus Lacedämon als Richter ankamen. Nach ihrer Ankunft wurde weiter keine Klage angebracht; ſondern man rief nur die Gefangenen vor und fragte ſie: ob ſie den Lacedämoniern und den Bundesgenoſſen in dem gegenwärtigen Kriege irgend einen Vortheil verſchafft hätten? Dieſe baten um Erlaubniß ſich weitläuftiger zu erklären, und gaben zween von ihren Kammeraden, dem Aſtymachus, Sohne des Aſopolaus, und dem Lakon, Sohne des Arimneſtus, einem Gaſtfreunde der Lacedämonier, dazu den Auftrag. Dieſe traten hervor und ſprachen.

Wir haben euch die Stadt auf Treu und Glauben übergeben, ihr Lacedämonier; und von euch kein ſolches, ſondern ein billigeres Gericht erwartet. Wir wollten keine andern Richter haben, als euch, die wir jetzt wirklich haben, in der Hoffnung bei euch am meiſten Gerechtigkeit zu finden. Jetzt fürchten wir uns in beiden geirrt zu haben. Denn wahrſcheinlich gilt es unſer Leben; und ihr ſcheint nicht ſehr gewiſſenhaft zu ſeyn, da ihr uns keine Klagepunkte zur Beantwortung, ſon-

dern nur eine Frage vorlegt: und diese Frage ist so kurz, daß wir in der Beantwortung mit der Wahrheit sogleich verloren und mit der Unwahrheit sogleich überführt sind. Wir sind von allen Seiten in die Enge getrieben; aber besser ist es doch wohl noch vor der Gefahr zu sprechen. Denn man könnte vielleicht sagen, Leute in unserer verzweifelten Lage hätten sich doch durch einen Vortrag retten können. Aber schwerlich wird unsere Rede Eindruck machen. Denn wenn wir einander unbekannt wären, könnten wir Vortheil von euch unbekannten Zeugnissen erwarten; wir sprechen aber zu Leuten, die von allen unterrichtet sind. Wir fürchten auch nicht, daß ihr es uns zum Verbrechen machen werdet, daß unsere Verdienste nicht so groß sind als die eurigen; sondern wir fürchten nur, daß ihr aus Gefälligkeit gegen andere schon über uns Gericht gehalten und abgesprochen habt.

Doch wollen wir unser Recht gegen den Groll der Thebaner, und unsere Verdienste um euch und ganz Griechenland anführen, und euch zu unserm Vortheil zu gewinnen versuchen. Auf die kurze Frage, ob wir den Lacedämoniern und den Bundesgenossen in diesem Kriege einigen Vortheil verschafft haben, antworten wir: wenn ihr uns als Feinde fragt, so ist euch kein Unrecht geschehen, da wir keine Wohlthaten von euch genossen; wenn ihr uns aber für Freunde haltet, so seyd ihr die Schuldigen, daß ihr uns mit Krieg überzogt. In Frieden aber und gegen die Perser sind wir immer rechtschaffene Männer gewesen: den erstern haben wir nicht zuerst gebrochen; und gegen die letztern haben wir von allen Böotiern allein zur Befreiung Griechenlands mitgefochten. Denn wir waren als Landtruppen doch mit in dem Seegefecht bei Artemisium; und in dem Treffen hier auf unserm Gebiete waren wir bei euch und Pausanias. Und wo zu der damaligen Zeit irgend eine Gefahr für die Griechen war, haben wir

immer mit aller Macht daran Antheil genommen. Und euch besonders, ihr Lacedämonier, haben wir, als Sparta in der größten Gefahr war, da nach dem Erdbeben die sich empörenden Heloten sich nach Ithome zogen, den dritten Theil unserer Mannschaft zu Hülfe geschickt: das solltet ihr billig nicht vergessen.

So waren wir ehemals bei den wichtigsten Vorfällen. Nachher wurden wir Feinde; aber die Schuld ist euer. Als wir um Bündniß und Hülfe baten, da die Thebaner uns bedrängten, stießt ihr uns von euch und hießt uns zu den Athenienſern gehen, die uns näher wären, als ihr. Während des Krieges haben wir euch nichts ungebührliches zugefügt, und würden es nicht gethan haben. Wenn wir aber auf euren Befehl nicht von den Athenienſern abfallen wollten, so war dieses nicht ungerecht. Denn sie unterstützten uns auch gegen die Thebaner, als ihr euch weigertet. Sie zu verrathen wäre nicht brav gewesen, zumal da sie unsere Wohlthäter waren, wir um ihr Bündniß gebeten und ihr Bürgerrecht erhalten hatten: vielmehr mußten wir mit Eifer ihrer Anführung folgen. Wenn ihr die Bundesgenossen führt, so ist es nicht die Schuld der Gehorchenden, wenn Unrecht geschieht, sondern der Anführer selbst, als der Urheber der Ungerechtigkeit.

Die Thebaner haben uns oft und viel Unrecht zugefügt, und sind zuletzt, wie ihr wißt, Ursache von unserm jetzigen Unglück. Wir haben uns an ihnen, die unsere Stadt im Frieden und noch dazu an einem Festtage überfielen, nach überall gültigen Gesetzen gerächt, welche nicht allein erlauben sondern befehlen, sich gegen den angreifenden Feind zu wehren: und nun sollen wir ihrerwegen so unbillig leiden. Wenn ihr jetzt nach euerm und ihrem feindlichen Vortheil einen Ausspruch thut, so wird man euch nicht für Richter der Wahrheit, sondern für Diener des Eigennutzes halten. Wenn euch diese jetzt

nützlich zu seyn scheinen, so waren wir und die übrigen Griechen es euch zur Zeit der größten Gefahr noch mehr. Jetzt greift ihr für sie andere, als furchtbare Feinde an; und als die Barbaren ganz Griechenland mit Knechtschaft bedroheten, waren diese auf ihrer Seite. Es ist billig, daß ihr unserm jetzigen Fehler, wenn wir ja gefehlt haben, unsern damaligen Eifer entgegensetzt: ihr werdet finden daß dieser größer war, als jener ist; und zwar größer war zu einer Zeit, wo die Griechen nicht gern ihren Muth der Macht des Xerxes entgegenstellten. Doch verdienten diejenigen mehr Lob, die in der Gefahr, ohne bei dem Angriff auf ihre Rettung und Sicherheit zu denken, für Freiheit und Ehre die schönsten Thaten wagten. Ob wir gleich unter diese und zwar zu dem ersten Range gehören, müssen wir doch jetzt eben deßwegen den Untergang fürchten, daß wir uns mehr mit Gerechtigkeit zu den Athenienfern, als aus Eigennutz zu euch hielten. Von den nämlichen Dingen sollte man immer das nämliche denken, und nur das für Vortheil halten, was sich bei gegenwärtiger Ordnung der Geschäfte mit der Erkenntlichkeit für die Verdienste braver Bundesgenossen verträgt.

Erwägt auch, daß man euch bis jetzt für das Muster der Rechtschaffenheit unter den Griechen hält. Wenn ihr nun über uns ein ungebührliches grausames Urtheil fället, denn das Gericht kann nicht unbekannt bleiben, da ihr so angesehen seyd und wir nicht verächtlich sind; so sehet zu, wie man es aufnehmen wird, wenn ihr als die Stärkern über uns rechtschaffene Männer etwas unwürdiges beschließt, und in den gemeinschaftlichen Nationaltempeln von uns, den Wohlthätern Griechenlands, euern Raub aufhängt. Es wird schrecklich zu hören seyn, die Lacedämonier haben Platäa zerstört; eure Väter haben den Namen unserer Stadt zum Lohn für unsere Tapferkeit auf den Dreifuß zu Delphi gegraben; und ihr habt

sie für die Thebaner durchaus gänzlich *) aus der Gemeinschaft der Griechen vertilgt. So unglücklich ist unser Schicksal geworden: hätten die Perser gesiegt, so wären wir verloren gewesen; und jetzt verlieren wir bei euch unsern alten Freunden, gegen die Thebaner. Zwei Momente der Todesgefahr für uns: hätten wir die Stadt nicht übergeben, so wären wir verhungert, jetzt sollen wir zum Tode verurtheilt werden. Und wir, wir Platäer, die über alle Kräfte kühn und eifrig für die griechische Freiheit fochten, sind von allen Griechen die einzigen, die ohne Hülfe und Erbarmung hinausgestoßen werden. Kein Bundesgenosse hilft uns, und wir fürchten, auch unsere einzige letzte Hoffnung zu euch, ihr Spartaner, ist fruchtlos.

Wir bitten euch um der Götter willen, die Zeugen unsers Bundes und unsers Muthes für die Griechen waren, laßt euch erweichen und ändert den Schluß, zu dem euch vielleicht die Thebaner überredet haben: und fordert selbst von ihnen diese Gefälligkeit, diejenigen nicht zu tödten, die ihr selbst mit Gerechtigkeit nicht tödten könnt: zieht eine weise Erkenntlichkeit einer schändlichen vor, damit ihr nicht andern zu gefallen den Vorwurf der Ehrlosigkeit auf euch ladet. Ihr habt uns bald getödtet; aber schwer wird es seyn, die Schande der That auszulöschen. Ihr rächt euch nicht an Feinden, sondern bringet Freunde um, die gezwungen gegen euch Krieg führten. Wenn ihr uns also rettet, handelt ihr heilig und gerecht, da wir mit ausgestreckten flehenden Händen uns euch freiwillig ergaben, und Flehende zu tödten verbietet das Gesetz jedem Griechen, und da wir beständig um Griechenland so viele Verdienste hatten. Seht hin auf die Gräber euerer Väter, die

---

*) Παροιχησια, steht im Text, und hat einen rührenden Nachdruck, den ein anderer mit gleicher Kürze erreichen mag: denn eben in der Kürze liegt meistens der Nachdruck. So daß kein Haus stehen bleibt; bis auf den Grund; sagt Heilmann.

hier von den Persern erschlagen und bei uns begraben wurden, und die wir jährlich durch Schmuck und jede gesetzliche Feierlichkeit ehren! wir bringen ihnen die Erstlinge von allem, was unsere Erde giebt, als Freunde von freundlichem Boden, als Bundesbrüder, unsern ehemaligen Kriegsgefährten. Ihr würdet das Gegentheil thun, wenn ihr ungerecht gegen uns wäret. Überlegt nur: Pausanias begrub sie, und glaubte sie in freundschaftlichen Boden und zu Freunden zu legen. Wenn ihr uns umbringt und unser Gebiet den Thebanern übergebt; wollt ihr euere Väter und Verwandte in feindlicher Erde und bei ihren Mördern lassen, und ihnen alle Ehrenbezeugungen rauben, deren sie jetzt genießen? Wollt ihr den Boden, auf welchem die Griechen die Freiheit erfochten, unter Knechtschaft bringen? Wollt ihr die Tempel zerstören, wo sie vor der siegreichen Schlacht zu den Göttern beteten? Wollt ihr die alten väterlichen Opfer vernichten, die ihre Urheber und Stifter anordneten?

Vergeßt nicht so sehr eueres Ruhms, ihr Spartaner, sündiget nicht gegen die gemeinschaftlichen Gesetze der Griechen und eurer Vorfahren; und laßt wegen fremder Feindschaft uns, die Wohlthäter Griechenlands, die euch nie beleidiget haben, nicht zu Grunde gehen. Habt Schonung, ändert euere Meinung und nehmt uns mit gerührtem Mitleiden auf. Überlegt nicht allein das Schreckliche unserer Leiden, sondern auch wer wir Leidende sind, und wie ungewiß das Schicksal ist, das auch Unschuldige treffen kann. Wir flehen also in unserer Noth mit Gefühl unsers Werths zu den Göttern, denen wir mit euch und allen Griechen auf gemeinschaftlichen Altären opfern, daß sie euch Mitleid einflößen; und bitten euch den Bundeseid, den euere Väter geschworen haben, nicht zu vergessen. Wir flehen euch bei den Grabmälern euerer Väter und bitten euch bei ihren Gebeinen, uns nicht den Thebanern zu überge-

ben, uns nicht als unsere besten Freunde unsern bittersten Feinden zu überlassen. Erinnert euch jenes Tages, wo wir mit ihnen die schönsten Thaten verrichteten; und wir schweben jetzt in der schrecklichsten Gefahr. Endlich, so schwer es uns in unsern Umständen wird, die Rede zu schließen, da sogleich darauf die Entscheidung von Tod und Leben folgt, endlich wiederholen wir zum Schlusse, wir haben die Stadt nicht den Thebanern übergeben, denn eher würden wir den abscheulichsten Tod des Hungers gestorben seyn; zu euch sind wir auf Treu und Glauben gekommen. Gerechtigkeit ist es, wenn wir euch nicht erbitten können, daß ihr uns wieder in den nämlichen Zustand setzt, wo wir den Ausgang unsers Schicksals abwarten können. Wir beschwören euch, Lacedämonier, uns Platäer, die wir stets mit größtem Eifer für die Griechen fochten, nicht aus euren Händen, denen wir uns mit Gnadeflehen anvertrauet haben, den Thebanern zu überliefern, sondern unsere Retter zu seyn, und nicht diejenigen völlig zu verderben, welche das übrige Griechenland befreien halfen.

So sprachen die Platäer. Die Thebaner, welche fürchteten, die Lacedämonier möchten auf diese Rede etwas nachgeben, traten hervor und sagten, auch sie wollten reden, da man jenen wider ihr Erwarten mehr als zur Beantwortung der Frage so lange zu sprechen erlaubt habe. Auf erhaltene Erlaubniß sprachen sie.

Wir würden nicht um Erlaubniß zu reden gebeten haben, wenn auch diese kurz auf die Frage geantwortet hätten. Sie wenden sich mit Beschuldigungen gegen uns und suchen sich ganz außer dem Gebiet der Sache weitläufig zu vertheidigen, da sie doch niemand anklagt, und ihre Thaten zu loben, die doch niemand tadelt. Nun müssen wir auf die ersten antworten, und die zweiten widerlegen, damit ihnen nicht unsere Nachläßigkeit und ihre Ruhmredigkeit helfe, sondern ihr von

beiden die Wahrheit hören und sodann darnach urtheilen möget. Der Anfang unserer Streitigkeiten ist folgender. Wir hatten von ganz Böotien nach Vertreibung des gemischten zusammengelaufenen Haufens Platäa und einige andere Orte zuletzt gegründet und in Besitz genommen: nun wollten diese unsere Oberbefehlshaberschaft nicht anerkennen, und verletzten allein das alte väterliche Herkommen der Böotier. Als wir sie zwingen wollten, wendeten sie sich an die Athenienser und thaten uns in ihrer Verbindung viel Schaden; dafür sind sie nun wider gezüchtiget worden.

Als die Barbaren Griechenland anfielen, sagen diese, seyen sie von allen Böotiern allein nicht auf ihre Seite getreten, weßwegen sie sich vorzüglich brüsten und uns schmähen. Aber sie standen bloß deßwegen nicht auf persischer Seite, weil sie es mit den Athenienſern hielten: und als hernach auf gleiche Weise die Athenienser die übrigen Griechen unterdrückten, waren sie auch von allen Böotiern die einzigen von der athenienſischen Partey. Und überlegt, in welchen verschiedenen Lagen wir beide so gehandelt haben. Unsere Stadt war damals weder gesetzlich aristokratisch noch demokratisch, sondern, was den Gesetzen und einer vernünftigen Staatseinrichtung am meisten zuwider ist und der Tyrannei am nächsten kommt, einige wenige Männer hatten alle Macht an sich gerissen. Diese hielten in der Hoffnung, ihr eigenes Ansehen desto sicherer zu haben, wenn die Perser siegten, das Volk mit Gewalt im Zaum und führten die Barbaren zu uns. Die Stadt handelte also dabei nicht mit Freiheit und gesetzlicher Willkühr; und man sollte ihr nicht vorwerfen, was sie auf diese Weise widersetzlich gefehlt hat. Als die Perser fort waren und die Gesetze wieder Kraft erhielten, da die Athenienser nebst den übrigen Griechen auch unser Gebiet zu unterjochen versuchten, und wegen den Unruhen in unserer Stadt schon einen großen Theil wegge-

nommen hatten, so überlegt auch, wie wir bei Koronea fochten, sie überwanden, Böotien befreieten und nun die übrigen Griechen eifrig mit befreien halfen, indem wir an Reiterei und zu den übrigen Kriegsbedürfnissen mehr stellen, als irgend ein Bundesgenosse. So viel von unserer Parteylichkeit für die Perser.

Nun wollen wir zu zeigen suchen, daß ihr den Griechen weit größere Beleidigungen zugefügt habt und daher die strengste Strafe verdient. Ihr sagt, um euch gegen uns Gerechtigkeit zu schaffen, seyd ihr Bundesgenossen und Mitbürger der Athenienser geworden. Ihr solltet sie also nur gegen uns geführt haben und ihnen nicht gegen andere gefolgt seyn, da, wenn sie euch mit Gewalt zu folgen zwingen wollten, euch ja das Bündniß und die Freundschaft von der Perser Zeit hier mit den Spartanern blieb, weßwegen ihr so hoch sprecht. Dieses hätte euch gewiß hinlänglich gegen uns geschützt; und was die Hauptsache ist, euch Sicherheit und Ruhe gegeben reiflich, Rath zu halten. Aber ihr habt freiwillig und nicht gezwungen die Partey der Athenienser ergriffen. Ihr sagt es wäre schändlich gewesen euere Wohlthäter zu verrathen: aber noch schändlicher war die Ungerechtigkeit, alle Griechen, mit denen ihr zusammen geschworen habt, als allein die Athenienser zu verrathen. Diese wollen Griechenland unterjochen, jene es befreien. Die Athenienser haben diese Erkenntlichkeit um euch nicht verdient; und euch gereicht sie zur Schande. Ihr littet Unrecht, sagt ihr, und nahmt euere Zuflucht zu ihnen; nun steht ihr ihnen in ihren Gewaltthätigkeiten bei. Es ist nicht so schändlich, gar nicht dankbar zu seyn, als zwar gerechte Verpflichtungen zur ungerechten Beeinträchtigung anderer zu bezahlen.

Ihr habt also deutlich gezeigt, daß ihr damals nicht für die Freiheit Griechenlands, sondern bloß deßwegen allein nicht

von der Partey der Perser waret, weil es auch die Athenienser nicht waren. Diesen wolltet ihr folgen, und allen übrigen trotzen: und nun fordert ihr hier Belohnung dafür, daß ihr bloß andern zu gefallen euch brav gehalten habt. Das ist sonderbar. Ihr habt euch zu den Athenienſern geſchlagen; nun fechtet mit ihnen; und beruft euch nicht auf das ehemals beſchworne Bündniß, um euch jetzt dadurch zu retten. Ihr habt es verlaſſen und bundbrüchig die Äginеten und andere Verbündete unterjochen helfen, die ihr hättet ſchützen ſollen: und dieſes freiwillig, mit völliger bedachter Willkühr, ohne daß euch jemand zwang, wie uns. Noch zuletzt, ehe ihr belagert wurdet, nahmt ihr den Antrag ruhig zu bleiben und keinem beizuſtehen, nicht an. Wer muß alſo allen Griechen billig verhaßter ſeyn, als ihr, die ihr mit einem Vorwand von Rechtſchaffenheit und Bravheit ihren Untergang ſuchtet? Ihr habt jetzt gezeigt, daß alles, was ihr ehemals braves gethan, nicht euch angehöret; und euer beſtändig wahrer Charakter hat ſich jetzt trefflich geoffenbaret. Ihr folgtet den Athenienſern in ihren Ungerechtigkeiten. Dieſes von unſerer erzwungenen Parteylichkeit für die Perſer, und von euerer freiwilligen Parteylichkeit für die Athenienſer.

In Anſehung der letzten euch zugefügten Beleidigung, daß wir im Frieden und am Monatsfeſte in euere Stadt gerückt ſind, haben wir auch nicht mehr gefehlt, als ihr ſelbſt. Wenn wir mit Gefecht und unter feindlicher Verheerung des Landes eingerückt wären, ſo wäre euch Unrecht geſchehen: wenn uns aber euere *) reichſten und angeſehenſten Bürger, um euch

---

*) Die Thebaniſchen Redner geben hier ſelbſt zu verſtehen, daß man die ſpartaniſche Ariſtokratie habe einführen wollen. Aber eben deßwegen wollte, wie vorher im Texte ſtehet, das Volk die Bundesgenoſſenſchaft der Athenienſer nicht verlaſſen, weil es bei der attiſchen Demokratie ſeine Rechnung beſſer zu finden glaubte, und dieſes Unterfangen für ein Attentat in ſeine Rechte hielt.

der fremden Bundesgenossenschaft zu entziehen und zur alten väterlichen Verfassung aller Böotier zurück zu bringen, uns freiwillig riefen, wo liegt da die Beleidigung? Die Führer, nicht die Folgenden fehlen: aber nach unserm Urtheil fehlten weder sie noch wir. Sie waren Bürger wie ihr, und hatten mehr zu wagen, öffneten uns ihre Thore und brachten uns in ihre Stadt als Freunde und nicht als Feinde, um die Schlechtgesinnten zu unterdrücken und den Bessern zu verschaffen, was ihnen gehörte. Sie wollten als euere Lehrer und Wegweiser nicht der Stadt ihre Bürger rauben, sondern sie ihrer Verwandtschaft wieder geben; niemand Feinde machen, sondern durchaus Freundschaft und Friede stiften.

Ein Beweis, daß wir nicht Feinde waren; wir haben niemand angetastet, und ließen nur ausrufen: wer von euch nach der alten Verfassung der Böotier leben wollte, möchte zu uns treten. Mit Freuden kamet ihr, schloßt den Vergleich und waret anfänglich ruhig. Als ihr nachher unsere geringe Anzahl merktet, handeltet ihr mit uns ohne alle Billigkeit, wenn wir auch etwas ungewöhnlich ohne Wissen eures gesammten Volks eingerückt waren, daß ihr uns nicht erst ansagtet auszuziehen, sondern sogleich mit Gewaltthätigkeiten anfinget und uns gegen den eben geschlossenen Vergleich überfielet. Die im Gefecht Gefallenen beklagen wir nicht so sehr; sie kamen doch einigermaßen nach Kriegssitte um: aber ist es nicht entsetzlich, daß ihr die Gefangenen, die sich euch mit emporgehobenen Händen flehend ergaben, und von denen ihr uns nachher verspracht, ihnen kein Leid zuzufügen, widerrechtlich und unmenschlich tödten ließt? Drei Ungerechtigkeiten habt ihr dabei in kurzem begangen; ihr habt den Vergleich gebrochen, habt die Männer getödtet, und habt in dem Versprechen, ihnen kein Leid zuzufügen, gelogen, das ihr uns gabt, wenn wie in euerm Lande keinen Schaden thäten. Und doch beschuldiget ihr uns, und

wollt für euere Verbrechen von keiner Strafe wissen. Aber das wird nicht seyn, wofern unsere Richter noch gerecht richten; und ihr sollt für alles büßen.

Für uns und für euch, ihr Lacedämonier, haben wir hierüber so weitläufig gesprochen, damit ihr sehet, daß ihr sie mit Gerechtigkeit verurtheilt, und daß wir noch eine gelinde glimpfliche Strafe verlangen. Laßt euch nicht durch die Vorstellung ihrer alten Rechtschaffenheit bewegen, wenn sie je solche zeigten: diese muß nur Unrechtleidenden zu Statten kommen, den Übelthätern aber doppelte Strafen bereiten, weil sie ihren Charakter so schändlich verleugneten. Es müsse ihnen nicht ihr Wehklagen und Jammern helfen, wenn sie bei den Gräbern euerer Väter flehen und ihre eigene traurige Verlassenheit beweinen. Auch wir erinnern euch an unsere von ihnen umgebrachte Mitbürger, deren Schicksal so schrecklich war, deren Väter einige euch Böotien gewannen und bei Koronea starben, andere aber kinderlos in ihren einsamen verlassenen Wohnungen mit mehr Gerechtigkeit zu euch um Rache flehen. Wer sein Unglück nicht selbst verschuldet hat, verdient Mitleiden: wer sich aber, wie diese, selbst ins Elend stürzt, ist billig ein Gegenstand der Schadenfreude. Sie sind durch sich selbst jetzt so verlassen. Sie haben die bessern Bundesgenossen freiwillig von sich gestoßen, haben gegen uns alle Gesetze verletzt, nicht durch Beleidigungen vorher von uns gereitzt, sondern mehr aus Groll als Gerechtigkeitsgefühl; und ihre Strafe ist gewiß noch nicht ihren Verbrechen gleich. Sie leiden, was gerecht ist. Sie haben nicht im Gefecht um Gnade geflehet, sondern sich selbst freiwillig zum Gericht übergeben. Rächt also, ihr Lacedämonier, die von ihnen verachteten Gesetze der Griechen, und belohnt uns Unrechtleidende für unsern gezeigten Eifer, und laßt uns nicht unser Recht durch ihre Rede verlieren. Zeigt den Griechen ein Beispiel, daß sie

nicht mit Worten, sondern mit Thaten wetteifern sollen. Sind diese gut, so ist eine kurze Erzählung hinreichend; sind sie aber schlecht, so sind zierliche Reden nur Schleier der Schande. Wenn ihr Bundeshäupter aber, wie jetzt, nach kurzer Untersuchung alles entschlossen entscheidet, so wird niemand mehr zu ungerechten Unternehmungen schöne Worte suchen.

So sprachen die Thebaner. Die Lacedämonischen Bevollmächtigten glaubten, daß die kurze Frage ihre Richtigkeit habe: ob sie in diesem Kriege ihnen einigen Vortheil verschafft hätten? Denn vorher hatten sie dieselben schon gebeten, vermöge des alten Vertrags mit Pausanias zu der Perser Zeit, sich ruhig zu halten, und auch nachher vor der Belagerung war der Antrag, gegen beide freundschaftlich zu seyn und keinem zu helfen, verworfen worden. Sie glaubten also die Platäer *) haben selbst den Bund mit gehöriger Überlegung gebrochen und sich ihr Unglück zugezogen: sie ließen daher jeden besonders vortreten und fragten: ob sie in diesem Kriege den Lacedämoniern und den Bundesgenossen etwas genutzt hätten? und so wie er Nein antwortete, führte man ihn fort zum Tode; und es wurde kein einziger ausgenommen. Auf diese Weise ließen sie nicht weniger als zweihundert Platäer und

---

*) Ich überlasse es Sachverständigen ob diese Erklärung dieser schweren Stelle möglich ist; mir scheint sie konsequent zu seyn. Das τῇ ἑαυτῶν δικαίᾳ βουλησει geht auf die Platäer, die, wie die Thebaner sagten, ganz freiwillig unerhörter Weise aus dem Bunde getreten waren, das ὑπ᾽ ἀυτων auf die Spartaner und Verbündeten, welche sie dafür gezüchtiget. Wenn man lesen könnte ὑφ᾽ ἀυτων, würde auch dieses auf die Platäer gehen können, und der Sinn seyn, sie haben sich ihr Elend selbst beizumessen, wie auch die Thebaner schon vorher sagten. Die Bedenklichkeit Heilmanns, daß βουλησις nur deliberatio de re suscipienda bedeute, fällt weg: denn in der Periode, von welcher die Lacedämonier sprechen, hielten die Platäer wirklich erst Rath, was sie thun sollten.

hundert und fünf mit belagerte Athenienser umbringen. Die Weiber machten sie zu Sklavinnen. Die Stadt gaben die Thebaner auf ein Jahr den Flüchtlingen aus Megara und den Platäern, die von ihrer eigenen Partey noch übrig waren, zur Wohnung. Nachher schleiften sie dieselbe von Grund aus bis auf den Boden, und baueten nicht weit von dem Tempel der Juno eine Herberge.

So erzählt Thucydides, ein Zeitgenosse, ein Mann, der an der Geschichte seiner Zeit in seinem Vaterlande selbst einigen Antheil hatte, dem seine Verhältnisse Gelegenheit genug gaben, sich zu unterrichten, und der diese Gelegenheit so benutzte, daß er bis jetzt unter den pragmatischen Schriftstellern eine der ersten Stellen behauptet. Man sage nicht, er war Athenienser und hatte Ursache das Betragen der Lacedämonier und Thebaner von der gehässigten Seite zu schildern: seine Landsleute waren nach ihrer Gewohnheit, nach der ihm aufgetragenen mißlungenen Unternehmung, auf Amphipolis nicht sehr glimpflich mit ihm umgegangen. Er verlor sein Kommando, und zog sich ins Privatleben zurück, wo er als Wahrheitsforscher beobachtete und mit so viel Humanität, als er und sein Zeitalter haben konnte, die Geschichte schrieb. Es ist für die Kenntniß des Alterthums ein großer Verlust, daß wir seine eigene Fortsetzung nicht haben. Xenophon, so viel Anmuth und Verdienst auch seine Diktion hat, folgt ihm doch nur, wie Askan seinem Vater im Virgil: non passibus aequis. Nicht nur die Spartaner, Thebaner und Platäer handelten so grausam und unmenschlich: auch die Athenienser, die man gewöhnlich als Muster der griechischen Kalokagathie aufstellt, hatten die nämliche Norm. Die Melier ergaben sich den Athenienern auf Willkühr, erzählt unser Geschichtschreiber zu Ende des fünften Buchs ganz trocken, und diese hieben alle junge Leute nieder, die ihnen in die Hände fielen; die Wei-

ber und Kinder aber verkauften sie zu Sklaven. Den Ort besetzten sie, und schickten hernach eine Kolonie hin.

Die gefangenen Äginеten, sagt er an einer andern Stelle, verurtheilten die Athenienser in Betrachtung ihrer ehemaligen beständigen Feindseligkeiten zum Tode. Beispiele dieser Art sind in der griechischen Geschichte nicht selten; wir haben nicht nöthig in die fabelhaften Zeiten der Heroen zurück zu gehen, wo Achilles ein Dutzend Gefangene am Grabe seines Freundes Patroklus opferte: gleichzeitige Schriftsteller erzählen sie ohne alle Anmerkung, als etwas gewöhnliches. Es ist vielleicht Schonung oder Klugheit, daß Thucydides obige Beispiele seiner Mitbürger so kurz anführt. Gewiß lag Stoff zu eben dem Pathos darin, das er uns hier in dem Schicksale der Platäer zeigt; und hier hat vielleicht der Athenienser geschwiegen, so weit es der Geschichtschreiber durfte. Welches Ungeheuer von Kriegsrecht, die feindlichen Gefangenen kaltblütig nieder zu metzeln, weil sie feindlich gesinnt waren? Daß Aufruhr und augenblickliche Volkswuth zuweilen so unsinnig handeln, ist zu begreifen und zu verzeihen: aber daß eine Nation, deren Bildung und Menschenliebe man erhebt, einen solchen Prozeß anstellen, ein solches Urtheil fällen und dieses Urtheil dann kaltblütig ausführen lassen kann, ist nach unsern Begriffen von Kultur kaum denkbar. Wenn man auch diese Kriege der Griechen als lauter Bürgerkriege annehmen wollte, welches man doch nach der Verfassung der griechischen Staaten nicht kann, so ist es doch empörend, mit welcher Grausamkeit und Gefühllosigkeit man nach dem Treffen gerichtlich schlachtete. Die blutigsten Scenen unserer Zeit kommen nicht solchen Abscheulichkeiten gleich: denn wenn auch der Parteygeist würgt, so wird doch niemand wagen zu sagen: das hat die Nation gethan. Aber diese Monumente stehen ewig da in der Geschichte der feinsten Nation, zur Schande ihrer gepriesenen Humanität.

VI.

Ueber Bewaffnung.

Vor mehreren Jahren schrieb ich zu einem akademischen Behufe in einer kleinen lateinischen Abhandlung eine kurze Vergleichung der alten und neuen Waffen. Da diese Blätter ihrer Natur nach nicht weiter dazu geeignet waren, in das größere Publikum zu kommen, dürften sie schwerlich noch anderswo als in den Staubwinkeln einiger Antiquare zu finden seyn; ob ich gleich glaube, daß sie einige Winke enthielten, deren Beherzigung in der Kriegskunst nicht ganz unwichtig seyn möchte. Seit dieser Zeit habe ich über diesen Gegenstand ein wenig mehr gesehen, gehört, gelesen und gedacht, und halte es daher nicht für ganz unnütz, meine Gedanken darüber dem militärischen Publikum zur nähern Würdigung mitzutheilen, ob nicht vielleicht doch etwas davon zu brauchen sey; ehe mir diese Sache ganz obsolet wird, da meine unterbrochene kriegerische Laufbahn nun wohl auch geendigt seyn dürfte. Ich setze auch in dieser kleinen Schrift Leser voraus, denen die Kriegsgeschichte und das Bewaffnungssystem der Alten nicht unbekannt sind; da ich hier unmöglich alles schulgerecht ausführen kann, ohne sehr zu ermüden, und doch dadurch nicht viel pragmatischen Nutzen zu gewähren hoffen darf.

Den antiquarischen Theil der Untersuchung werde ich daher so kurz fassen, als es die Deutlichkeit der Sache zuläßt, und will meine Leser darüber auf Montfaucon, Lipsius, Nast, Rösch und die übrigen gründlichen Schriftsteller in diesem Fache verweisen: dafür aber bei dem Punkte etwas länger verweilen, ob wir, durch die Erfindung und den Gebrauch des Schieß-

pulvers veranlaßt, immer durchaus zweckmäßige Veränderungen in dem Kriegssystem vorgenommen haben; oder ob Zeitumstände und falsche Ansichten uns nicht vielleicht in mancher Rücksicht zu neuen Fehltritten verleiteten, anstatt uns auf den richtigen Weg des Alterthums zurückzuführen. Wenn es sich nun nach mechanischen und strengen mathematischen Beweisen fände, daß die Bewaffnung der Alten in manchen Stücken, auch noch bei dem völligsten Gebrauch des Schießpulvers, noch zweckmäßiger und wirksamer wäre als die unsrige, warum sollten wir uns vor dem Gedanken fürchten, zu ihr zurück zu kehren, in so fern es frommt, um die ganze Wirkung hervorzubringen, die unsere physischen und moralischen vereinigten Kräfte leisten können und hier durchaus leisten sollen? Der Dichter, der Philosoph und sogar der Physiker tragen kein Bedenken, in manchen Dingen von ihren schimmernden Hypothesen zu den großen Mustern der Alten zurückzukehren und sich auch an frühere Erfahrungen der Vorzeit zu halten; warum sollte es nicht auch der Kriegsanführer thun, wenn er sieht, daß hier oder da, diese oder jene Alten den Vorzug verdienten? Aber ich will nicht vorgreifen: jeder urtheile, wenn der Vortrag zu Ende seyn wird.

Die Alten theilten, wie bekannt, ihre Waffen ein in Schutzwaffen und Angriffswaffen; und es wäre schwer den Beweis zu führen, auf welche von beiden Arten sie mehr hielten. Zu den Schutzwaffen gehörten vorzüglich der Helm und der Schild; denn der Panzer und die Beinschienen gehören wohl mehr zu den Waffenkleidern. Dichterisch und antiquarisch hat der Unbekannte Caryophilus den Schild gut genug behandelt, obgleich auch in dieser Rücksicht vielleicht noch manches nachzutragen wäre: aber militärisch verdiente er wohl eine noch gründlichere Untersuchung in seinen verschiedenen Veränderungen aus den verschiedenen Perioden der Kriegsgeschichte. Die

Alten setzten in ihren Erzählungen bei ihren Zeitgenossen mit Recht als bekannt voraus, was wir nun aus vielen einzelnen oft dunkeln Stellen erst zusammen lesen müssen: und ihre eigentlichen sogenannten militärischen Schriftsteller sind bei weitem nicht diejenigen, aus denen man den meisten Unterricht darüber zu hoffen hat. Vegez und Frontin werden nicht viel Trost geben, wo uns Polybius und Cäsar verlassen: und Polyän hat das magerste Stoppelwerk aus der Geschichte zusammengetragen. Die Armee wäre zu beklagen, deren General erst aus ihm seine Kriegslisten lernen sollte. Ein großer Verlust für die Kriegsalterthümer ist, daß wir das Paraskevastikon des Griechen Äneas nicht mehr haben, der höchst wahrscheinlich zu Ende des peloponnesischen Kriegs lebte und schrieb. Seine Bemerkungen über Belagerung und Vertheidigung der festen Örter lassen schließen, daß seine Abhandlung über die Waffen sehr praktisch gewesen seyn müsse, und daß er das Lob verdient habe, das ihm der feine Bemerker Polybius an einigen Stellen giebt.

Ich übergehe der Kürze wegen die große Menge der verschiedenen Arten von Schilden bei verschiedenen Nationen und den verschiedenen Arten Soldaten, die nach ihnen verschiedene Namen hatten, und verweile nur etwas länger bei den beiden Hauptarten, dem griechischen ehernen Schilde, der Aspide, und dem großen mit Leder überzogenen der Römer, der von seiner Gestalt bei den Griechen den Namen Thüreos hatte und von seiner Hauptmaterie im Lateinischen Skutum hieß. Mit diesen beiden Schildarten waren weder die persischen noch irgend ein anderer Schild der Morgenländer an Festigkeit und Brauchbarkeit zu vergleichen. Die Ägypter, welche in dem Kriege gegen Cyrus fochten, und die nach dem Xenophon ein furchtbares Truppencorps ausmachten, waren in dieser Rücksicht ziem-

lich altgriechisch bewaffnet; obwohl Xenophon hier vielleicht nicht ganz als historisch strenge gelten kann.

Die Aspide war der alte schwere eherne furchtbare griechische Schild, den die Lateiner Clypeus nannten, und der von den Zeiten der Heroen herab, bis nahe an den Untergang der griechischen Macht durch den römischen Koloß, bei allen griechischen Völkerstämmen, vorzüglich in Europa, und auch von einigen andern Nichtgriechen geführt wurde. Homer, Hesiodus, die Tragiker und der römische Virgil erwähnen seiner immer mit Ehrfurcht, und erschöpfen in dessen Beschreibung die Kräfte ihrer Phantasie. Materie und Gestalt waren zwar periodenweise etwas verschieden; aber immer zeichnete er sich durch seinen festen ehernen Beschlag und durch die große Fläche aus, mit welcher er den ganzen Körper vom Halswirbel bis unter die Kniee deckte. Die mannigfaltigen Verzierungen der äußerlichen Oberfläche sind aus den Dichtern bekannt. Daß die etwas hohle innere Seite sehr geräumig gewesen seyn müsse, zeigt die Gewohnheit, daß man die Getödteten zur Ehrenbezeugung auf ihren Schilden aus der Schlacht trug; weßwegen auch jene Spartanerin ihrem Sohne sagte, als sie ihm den Schild zum Feldzuge übergab: Kehre mit diesem zurück, oder auf demselben! Denn nichts war größere Schande als seinen Schild verloren zu haben. Aristophanes, der in skoptischen Ehrentiteln und Schimpfnamen unstreitig der stärkste seiner Nation ist, nennt, so viel ich mich erinnere, nach den Eurysprokten sogleich die Rhipsaspiden, die Schildwegwerfer, um feige schlechte weggeworfene Menschen anzuzeigen: und Horaz würde bei ihm wit seiner jovialischen Wendung, relicta non bene parmula, schwerlich so glimpflich durchgekommen seyn. Philopömen, der berühmte Heerführer des achäischen Bundes, war bekanntlich der erste, der den Schild etwas leichter machte, um seinen Kriegern mehr Leichtigkeit der Bewe-

gung zu geben. Das scheint indeß sehr lokal gewesen zu seyn und nicht durchaus Nachahmung gefunden zu haben: denn wir finden die ältern Schilde noch hier und da bei ernsthaften Gelegenheiten.

Die zweite Hauptart des Schildes war das Skutum, vorzüglich den Römern eigen: denn wir lesen nicht, daß bei den Römern je die eherne griechische Aspide allgemein in Gebrauch gewesen sey. Es ist also unrichtig, wenn man zuweilen den Schild des Herkules von Hesiodus in Übersetzungen ein Skutum nennen hört; es war durchaus eine Aspide. Zwar werden auch bei ziemlich genauen alten Schriftstellern die Aspide und der Thüreos, oder der Clypeus und das Skutum oft verwechselt: aber bei den Griechen muß man im Allgemeinen immer den ersten, und bei den Römern immer den letzten annehmen. Das Skutum war noch größer als die Aspide, hieß von seiner Thürform Thüreos, und war mit starkem oft vielfachem Rindsleder überzogen; daher bei den Dichtern auch der Schild der Heroen zuweilen eine siebenfache Rindshaut genannt wird. Dieses konnte von der Aspide nicht gelten, welche durchaus von Erz war. Der silberne Schild zu Paris, der in der Rhone gefunden worden ist, und den man, ich weiß nicht mit welchem Grunde, für den Schild des Scipio hält, ist eine Aspide. Er kann vielleicht eben sowohl dem Marius oder einem cymbrischen Heerführer gehört haben, da bekanntlich dort in der Gegend Marius ein cymbrisches Heer fast zu Grunde richtete. Auch bei den Römern scheint die Aspide mehr der Schild vornehmer Anführer gewesen zu seyn, da sie sich durch größere Festigkeit und größern Werth auszeichnete, wenn sie, wie es dann der Fall war, von edlern Metallen gearbeitet wurde. Das Skutum war der Nationalschild der Römer und den Legionariern eigen. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß er ganz ohne ehernen Beschlag gewesen sey, vorzüglich an den Ecken

und in der Mitte; da auch bei den Lateinern oft des eisernen Umbo Erwähnung geschieht. Auch die gemeine Aspide der Griechen hatte vielleicht zuweilen unter dem Metalle, über einem hölzernen Gerippe, ein Futter von Leder. Übrigens waren die Schilde bei den verschiedenen Nationen von sehr verschiedener Materie und Gestalt, worüber bei den Geschichtschreibern und vorzüglich bei Herodotus viele Stellen vorkommen. Die Parma der Reiter war natürlich kleiner und leichter, weil sie auf dem Pferde das größere Skutum oder die schwerere Aspide weder führen konnten noch zur Bedeckung nöthig hatten. In welchem Ansehen der Schild bei allen alten Nationen, vorzüglich des Morgenlandes stand, zeigen auch verschiedene sprichwörtliche Ausdrücke der heiligen Bücher. Du bist mein Schild und Horn, hieß es, weil bei vielen alten Nationen die Schilde wirklich von Horn verfertigt wurden. Von dieser Urmaterie der vorzüglichsten Schutzwaffe nennen vielleicht die Griechen überhaupt alle Waffen ὅπλα, welches ursprünglich Hufhorn bedeutet. Die Spartaner hatten nach dem übereinstimmigen Zeugniß Aller unstreitig von allen Alten die strengste und weiseste Kriegszucht; und in ihrer Geschichte kommen mehrere Beispiele vor, daß Krieger und sogar Feldherrn gestraft wurden, die in der Hitze und Übereilung der Schlacht ohne Schild gefochten hatten, auch wenn sie den Sieg davon trugen.

Die zweite Schutzwaffe war der Helm, von dem es vielleicht noch mehrere Arten giebt als von dem Schilde. Das allgemeine Wort Perikephaläa, Kopfdecke, von welchem Einige spaßhaft genug unsern Ausdruck Perüke herleiten, findet man seltener als Korüs, das vermuthlich des nämlichen Ursprungs ist und das nämliche bedeutet. Daß man in den ältesten Zeiten verschiedene Thierexuvien, und vorzüglich Hundsfelle und Wolfshäute dazu nahm, zeigt das griechische Künea und ähnliche Namen, die man zuweilen dem Helme nach dem Materiale

gab, mit dem man ihn überzogen hatte. Selbst das Lateinische Galea scheint diesen Ursprung zu verrathen und nichts als ein Katzenfell anzudeuten, obgleich nachher weiter keine Rücksicht auf die Ableitung genommen wurde. Der Lophos oder die Crista war eine bloße militärische Zierde, die Erscheinung größer und furchtbarer zu machen. Γοργωτερους ἐποιει ἰδειν τοις πολεμιοις ὁ λοφος τους ὁπλιτας, drücken sich die Griechen zuweilen sehr charakteristisch bildlich aus: oder ἡδε ὀψις ἠν καλη και καταπληκτικη τοις εναντιοις. Die nämliche Wirkung sollen ohne Zweifel wohl unsere Federbüsche, Bärenmützen, Kaskenbogen mit Wolle oder Pferdehaar haben: obgleich von diesen letztern vorzüglich die Absicht gilt, daß sie Säbelhiebe abhalten sollen. Die Galea der Römer entsprach der Künea der Griechen, und war meistens nur von Leder, vielleicht mit eisernen Backenschienen und eisernen Bogen; gehörte aber auch nur den Leichtbewaffneten — leuis armaturae militibus — welche bei den Griechen mit einer eigenen militärischen Litotes Gümnoi, die Nackten, oder Psiloi, die Entblößten genannt wurden, und die nur sehr selten mit in der Linie fochten. Was die eherne Korüs der Griechen war, war bei den Römern die schwerere Cassis; ob sie gleich hier und da mit der leichtern Galea auch von den genauesten selbst militärischen Schriftstellern verwechselt wird, so wie das Skutum auch oft für den Clypeus gesetzt wurde.

Der Helm, als das hervorragendste, war gewöhnlich in der Ordnung das erste, das der Krieger zum Anfall oder zur Vertheidigung ergriff, — ohne Waffenkleidung, daß ist, ohne Thorax und Beinschienen, wenn es die Noth erforderte —; daher wird behelmen, κορυσσειν, bei den Griechen auch fast immer von einer schnellen muthigen Bewaffnung zum Kampfe gebraucht. Homer, dessen feiner Takt in Austheilung der schicklichsten Attribute bekannt ist, nennt Hektor, den Tapfersten

und Edelmüthigsten der Trojaner, fast immer mit dem Ehrennamen Korüthäolos, den Helmschwinger, oder Chalkokorüsten, den Eisenbehelmten; und er scheint damit in ihm den Charakter des Muths und der Ordnung zugleich vor allen seinen Landsleuten zu bezeichnen. Denn es war auch später nachher bei den Griechen und Römern ein Zeichen verwegener sträflicher Tollkühnheit, wenn sich jemand ohne Helm in das Gefecht wagte, welches die strenge Ordonnanz der beiden Nationen nicht selten gerügt hat. Nur selten zeigten sich Feldherren ohne Helm im Kampf, um durch den Anblick den Ihrigen sogleich bekannt zu seyn und ihren Muth anzufeuern. Daß die alten Heerführer Schildträger hatten, lesen wir sowohl bei den Griechen und Römern, als auch in der mittlern Geschichte weit herab: und diese Gewohnheit läßt sich aus ihren Geschäften erklären, die oft sehr große Eile erforderten, in welcher sie das schwere Waffenstück gehindert hätte. Wir lesen im Polybius sogar, daß Scipio vor Karthago in Spanien drei Schildträger um sich hatte. Aber ich erinnere mich nicht irgendwo gefunden zu haben, daß sich einer den Helm habe nachtragen lassen. Man muß also füglich annehmen, daß auch die ersten Anführer auf dem Marsche meistens ihre Helme hatten. Daher finden wir zuweilen in militärischen Reden, daß sich nicht selten Helden und Krieger rühmen, daß sie mit Muth und Ausdauer in den heißesten Gegenden, in der brennendsten Sonne viele Feldzüge den Helm getragen haben. Es ist leicht zu begreifen, daß dieses eine der schwersten Anstrengungen der alten Kriegszucht seyn mußte. Ein unter dem Helm grau gewordener Krieger ist also bis auf die neuesten Zeiten, wo der Helm ganz verschwand, immer ein Gegenstand der Ehrfurcht geblieben. Wir haben in unserer jetzigen Kriegsordonnanz durchaus kein so schönes Bild mehr, als der gemeine Mann war, der dem dürstenden Feldherrn oder dem ermatteten Freunde einen Labetrunk

aus der Quelle in seinem Helme brachte: und noch rührender war es, wenn ihn der Feldherr jenem auf gleiche Weise selbst reichte.

Noch will ich nur einige Waffenstücke erwähnen, die man aber vielleicht besser Waffenkleider nennt; nämlich den Harnisch oder das Bruststück und die Beinschienen. Es würde für meine Absicht zu weitläufig seyn, hier gelehrte Untersuchungen anzustellen, da in Anordnung vorzüglich dieser Stücke vermuthlich zu verschiedenen Zeiten viel Phantasie und also viel Verschiedenheit herrschte. Am reichsten ist Herodot in Beschreibung der persischen Armee, und Homer in seinem Mustergesange. Daß die Bruststücke oder Thorakes von verschiedenen Stoffen, zum Beispiel, von Eisenblech und Eisendraht, dichtgeschlagener Leinewand und andern Materien gewesen seyen, lesen wir hier und da in den Alten: auch der lateinische Ausdruck Lorica zeigt an, daß er oft aus einem Flechtwerk bestanden haben müsse. Auf die Verfertigung und die Pracht der Beinschienen scheinen vorzüglich die alten Griechen große Sorgfalt gewendet zu haben, da sie Homer fast beständig die wohlbeschienten Achäer nennt.

Ich gehe nun zu den Angriffswaffen, unter denen als eine Mittelwaffe für den Kampf in der Nähe und in der Ferne die Lanze wohl den ersten Platz verdient. Unter diesem Geschlecht war vorzüglich bei den macedonischen Griechen die Sarisse, und bei den Römern das furchtbare Pilum. Die griechische Sarisse hatte nach Angabe einiger Schriftsteller die ungeheure Länge von sechzehn griechischen Spannen. Wir finden zwar, daß nachher ihre Länge um einige Spannen abgenommen hatte, weil man sie wahrscheinlich zu unbequem zu führen fand: man mag aber die Berechnung annehmen wie man will, so muß sie immer noch beträchtlich länger gewesen seyn als unser jetziges sogenanntes Kurzgewehr. Polybius giebt an, daß die Sa-

rifſe des dritten Gliedes in der Phalanx noch weit vor die Front des erſten Gliedes hervorgeragt und alſo das Ganze im eigentlichen Verſtande einen Lanzenwald gebildet habe. Das Homeriſche allgemeinere Dorů, das man ziemlich unbeſtimmt auch in den übrigen Schriftſtellern gebraucht findet, ſcheint der Sariſſe ziemlich nahe zu kommen; und das poetiſche Enchos iſt ohne Zweifel auch nichts anders, da es in den meiſten Fällen durch das Beiwort der Länge bezeichnet wird. Wie furchtbar ſelbſt den Römern die Sariſſe geweſen ſey, bezeugen die Kriege gegen Pyrrhus und Perſeus. Nur ihre Schilde ſchützten ſie gegen das Eindringen der ſchrecklichen Phalanx, und mit ihren ſchweren Gladien, denn wir haben kein deutſches entſprechendes Wort für dieſes lateiniſche, zerhieben ſie endlich mit unerſchütterlichem Muth und heroiſcher Anſtrengung die Schäfte der Sariſſen: und vorzüglich dadurch, daß ſie die Macedonier zerſtreut in die Seite nahmen, alſo durch eine dem Tiraillieren ähnliche Methode, waren ſie glücklich, wie beſonders Plutarch in dem Leben des Paulus Ämilius erzählt.

Das römiſche Pilum zeichnete ſich durch ſeine Schwere und die ſchreckliche Wunde aus, die es gewöhnlich ſchlug. Alle römiſchen Schriftſteller, ſowohl die Herren von der Toga als Militäre von Profeſſion ſprechen davon mit gehörigem Nachdruck. Es war nach ihrer Angabe nur ungefähr fünf Fuß lang, aber von einem furchtbaren Gewicht. Ich geſtehe, daß ich mir aus allen Vergleichungen der Schriftſteller mit aller Aufmerkſamkeit bis jetzt noch keine vollkommene Vorſtellung davon machen kann, wenn ich nicht der Phantaſie eine kleine Freiheit dabei geſtatte. Die Griechen nannten es Hůſſos, welches freilich wörtlich wohl, etymologiſch vielleicht von Hůs, einen Eberfänger bedeutete und von der Jagd gebraucht wurde. Für dieſe Beſtien muß man ſich ſchon einen ziemlich ſchweren Spieß denken; aber er gewann hernach gewiß noch mehr an Gewicht, da

er Schild und Brustſtück durchbrechen ſollte; und das griechiſche Wort muß im Polybius und Plutarch überall durch das Pilum überſetzt werden, ob es gleich unmilitäriſche Lateiner nicht immer genau beobachten. Mir iſt wenigſtens keine Stelle vorgekommen, wo es etwas anders hätte bedeuten können. Die römiſchen militäriſchen Schriftſteller geben jedem Soldaten gewöhnlich zwei dergleichen ſchwere Spieße; aber über ihren Gebrauch giebt uns keine einzige Stelle, ſo viel mir bis jetzt bekannt iſt, hinlängliches Licht. Denn wozu eigentlich der Riemen an dem Schaft des Pilums war, kann ich nicht deutlich finden. Meine beſte Vorſtellung davon iſt, daß dieſes Lorum an dem untern Ende des Schaftes befeſtigt ſeyn mußte: der Spieß wurde ſodann, mit dem Ende dieſes Riemens in der Fauſt, ziemlich in der Mitte gefaßt, ſo daß er nach dem Wurf zur Wiederholung zurück gezogen werden konnte. Dieſe Maſchinerie iſt, wenn man die Übung des jungen Soldaten vor dem hölzernen Bilde dazu nimmt, ſehr begreiflich, und die Wirkung im Gefecht muß allerdings furchtbar geweſen ſeyn. Aber ich erinnere mich aus allen alten Geſchichtſchreibern und militäriſchen Schriftſtellern keiner einzigen Stelle, wo dieſe Art das Pilum zu brauchen deutlich vorgeſtellt und beſchrieben wäre: und doch kann ich keine andere beſſere Vorſtellung davon faſſen. Bei dem Homer kommen einige Stellen vor, vorzüglich eine bei einem Gefecht des Diomedes, die nach dieſer Vorſtellung ſehr leicht erklärt werden kann: es fehlt aber noch viel zur endlichen Deutlichkeit und Gewißheit, die man auch bei dem alten Dichter wohl nicht ſuchen darf. Die militäriſchen Schriftſteller, Vegez und ſeine Kollegen, geben eben ſo wenig einen befriedigenden Aufſchluß. Das den Lateinern eigene lora solvere, die Riemen löſen, für ſich zum Kampf fertig machen, bringt die Vorſtellung nicht weiter. Auf Monumenten und Münzen iſt, ſo viel ich davon geſehen habe, das Pilum

in seinem Gebrauch im Gefecht nicht zu finden. Auf die Art, wie ich mir ihn denke und angegeben habe, war es allendings die fürchterlichste Mittelwaffe, quo eminus et cominus in pugna stataria uterentur. Nach dieser Vorstellungsart müßte nun das Pilum gegen die macedonische Sarisse entschieden haben; aber die Historiker erzählen einstimmig, daß dieses der Gladius that. Wenn meine Vorstellung von dem Pilum auch nicht faktisch aus der Geschichte hinlänglich erwiesen ist, so ist sie doch mechanisch richtig, und ich bin überzeugt, daß auf diese Weise mit gehöriger Übung eine schreckliche Waffe geschaffen werden könnte. Die Schleuderdegen der heutigen italiänischen Räuber sind ein kleines Bild davon.

Die Wurfwaffen der Reiter waren kürzer und leichter, und wurden veruta oder mit dem allgemeinen Namen jacula genannt. Man war auch schon zu jener Zeit überzeugt, daß die Stärke der Reiterey bloß in ihrem furchtbaren Angriff mit dem Degen in der Faust bestehe.

Die Hasta, als die vorzüglichste Waffe im Angriff, hatte auch noch die Ehre das Symbol der höchsten Gerechtigkeitspflege zu seyn, sowohl im Felde als in der Stadt. Sie war im Lager vor dem Prätorium oder dem Feldherrnzelte aufgepflanzt, und in der Stadt vor dem Tribunal des Prätors; und nur die Beile des Konsuls gingen ihr an Ansehen vor. Daher kommt auch noch in der Gerichtssprache unser deutsches subhastiren, obgleich übrigens in der äußern Methode der Sache nicht die geringste Ähnlichkeit mehr geblieben ist.

Die älteste Art des Schwerts bei den Griechen war gewiß die kleinere, die wir jetzt Dolche nennen. Die Griechen nannten sie später εγχειριδια in den frühern Zeiten aber μαχαιρας, der größte Ehrenname, den man je irgend einer Art von Waffen geben könnte: denn augenscheinlich ist doch keine andere

Etymologie dazu, als ἀπο του αἰρειν τας μαχας, quia finiebant proelia, sie waren die Streitentscheider.

So wie die Kriegskunst stieg, war man auch nicht mehr mit diesem kleinen Handgewehr zufrieden, und es entstand das große wichtige ξιφος, der Ensis der Lateiner, das Heroenschwert: denn ξιφος kann nie durch Gladius übersetzt werden, der sich mehr der μαχαιρα oder dem Dolche näherte. Daß die Alten, bis weit in die goldenen Zeiten der Kultur herab, neben dem großen Schwerte auch noch diese kleinere Dolchart trugen, die sie dann nicht allein im Gefecht, sondern auch zu verschiedenen Behufen im Lager als Messer brauchten, zeigen viele Stellen: ungefähr wie jetzt im Kleinen unsere Jäger neben dem größern Hirschfänger noch ihre kleinern Weidmesser haben. Vorzüglich bei Opfern und Mahlzeiten hatte, nach dem Homer und andern Alten, dieser kleine Gefährte des großen Schwerts im Schneiden und Austheilen seine Geschäfte. Das Schwert war nach der Hasta die entscheidende Waffe im feststehenden Kampf, nicht allein in der Heroenzeit, sondern auch nachher herab durch das ganze Alterthum und die mittlere Zeit bis auf die neuere Veränderung des Kriegssystems: und ad gladios res pervenit ist ein Ausdruck, der immer ein hartnäckiges Gefecht anzeigte.

Der Gladius war nur den Römern eigen, und die Griechen hatten kein ähnliches Instrument. Vielleicht nur die Kopis der Perser, die in Xenophons militärischen Schriften öfters vorkommt, war ihm ziemlich nahe. Die Veränderung des Chabrias und des Philopömen, brachte die griechischen Seitengewehre dem römischen Gladius etwas näher; aber ich erinnere mich in der ganzen griechischen Sprache keines Worts, das den eigentlichen Gladius der Römer ausdrückte. Das Heroenschwert, das ξιφος der Griechen, der Ensis der Lateiner, war den Legionern zu schwer zum großen geschlossenen Angriff; und

die ξιφιδια und μαχαιραι waren zu klein und unzulänglich. Wenn Polybius die Gladien durch μαχαιρας übersetzt, so nahm er in der Verlegenheit nur das nächstverwandte Wort. Man wählte zwischen dem Heroenschwerte und der Dolchart eine Mittelgröße von gehörigem Gewicht, eine Waffe, welche ein Mann unter dem Schutze des Schildes mit muthiger Behendigkeit auf Stich und Hieb brauchen konnte. Auch die Neuern haben kein Instrument, das dem römischen Gladius gleich wäre. Nur einige russische Grenadierregimenter trugen auf Befehl des Fürsten Potemkin furchtbar wichtige Seitengewehre, die so ziemlich die Natur des römischen Gladius hatten, die sie aber, wie alle Seitengewehre, nicht zum Gefecht brauchten, sondern zum Faschinenbinden, zum Wegehauen und zu andern Kriegsbedürfnissen in und außer dem Lager. Nach den Erfordernissen der Zeit scheint auch der Gladius nach der verschiedenen Ordonnanz der Heerführer von verschiedener Gestalt gewesen zu seyn. Wir lesen, daß die Römer ihre Gladien nach spanischer Weise mit einer Spitze versehen haben, da sie vorher vorn stumpf und nur zum Hieb brauchbar gewesen zu seyn scheinen. Daher dann auch der wiederholte Befehl Cäsars, der unter allen Feldherren des Alterthums vielleicht jeden kleinen Umstand am besten zu benutzen wußte, ut non caesim sed punctim ferirent milites. Nicht allein mathematisch ist der Stich vortheilhafter als der Hieb, so wahr von einem Punkte zum andern die gerade Linie kürzer ist als jede andere; sondern auch noch die Art und Weise, wie Cäsar stechen hieß, ut ora hostium peterent, mußte den Feinden die furchtbarste Erscheinung seyn, da man gewöhnlich gegen Gesicht und Auge die größte Sorgfalt und Zärtlichkeit hat. Nicht allein in seinen gallischen Kriegen, sondern auch vorzüglich in der pharsalischen Schlacht, die ihm die Welt gewann, hat ihm kein Strategem so viel genutzt als dieses. Adverso-

que jubet ferro contundere vultus, sagt Lucan, indem er von eben diesem Befehl bei dieser Schlacht spricht.

Wenn der Gladius gleich beträchtlich kleiner war, als der Ensis, so war er doch wohl wahrscheinlich nicht so klein, als wir ihn auf Monumenten und an Statüen finden. Denn wir dürfen annehmen, daß die Künstler zu ihren Werken alle Waffen etwas kleiner machten, als sie wirklich waren, um die Hauptgegenstände, nämlich ihre Figuren, zu heben. Vorzüglich gilt dieses auch wohl von dem Schilde, der auf keinem Monumente so groß ist, als ihn nicht allein die Dichter, sondern auch die ernsthaftesten Geschichtschreiber faktisch angeben. Es läßt sich leicht begreifen, daß ein Schild, der fast die ganze Figur decken könnte, gegen den Zweck der Kunst wäre, und vielleicht auch neben dieser Figur etwas unästhetisch liegen oder stehen würde.

Noch einige der ältesten Angriffswaffen darf ich nicht ganz übergehen, nämlich den Bogen und die Schleuder, die wir auch bei Griechen und Römern noch in der Periode finden, wo ihre Kriegskunst die größte Höhe erreicht hatte.

Nur in der Heroenzeit konnte der Bogen eine Hauptwaffe seyn, wo man noch mehr im wilden Handgemenge focht, und wo Muth, Stärke und Behendigkeit dem einzelnen sogleich eine Auszeichnung im Heere erwerben mußten, die bei geordneter Taktik nicht so schnell folgen konnte. Wir sehen auch, daß der Bogen aus den entscheidenden Waffen verschwand, so wie Ordnung und Kunst gewann: und man brauchte sodann beide, die Bogenschützen und Schleuderer, nur zu Vorgefechten und Velitationen, ehe der ernsthaftere Angriff mit den stataritschen Waffen begann. Alle Völker, die sich in wilden zerstreuten Gefechten auszeichneten, bedienten sich noch spät des Bogens, unter denen die Scythen und Parther die vorzüglichsten waren. Es ist allerdings furchtbar, wenn man im

Plutarch ihre Angriffe auf die Römer unter Krassus liest; aber nur die Menge, die Freiheit des Kampfplatzes, und persönliche hartnäckige zerstreute Kühnheit konnte endlich gegen die höhere römische Disciplin den Vortheil gewinnen. In jeder andern Art des Streits, als in diesem, wären die Parther verloren gewesen: das wußten sie selbst sehr wohl und vermieden weislich jedes nahe Gefecht, das die Römer so sehnlich wünschten. Daß übrigens die Kreter die besten Bogenschützen und die Balearen die besten Schleuderer waren, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Es wird sogar erzählt, daß die Bleikugeln, von dem Arm eines solchen Mannes geschleudert, in der Luft geschmolzen seyen, so gewaltig sey die Wirkung der Schnelligkeit gewesen, wobei ich indessen mit einem Dichter zum andern sagen möchte: Credat Judaeus apella. Die Bogen und Schleudern waren auch wohl schon deßwegen in geschlossenen Schlachten nicht zu brauchen, weil ihre Handhabung zu viel Raum erforderte.

Das Tormentenwesen berühre ich noch kürzer, da es hier zu meiner Absicht nicht gehört und nur mit unserer Artillerie verglichen werden kann. Es sind auch in diesem Artikel mehr Schwierigkeiten zu lösen, als vielleicht in irgend einem andern des alten Kriegswesens. Weder Lipsius noch Guischard haben sie hinlänglich erklärt, und es gehört jetzt vielleicht unter die unnützen Untersuchungen, da unsere Kanonen mit so leichter Mechanik so überlegen schreckliche Wirkungen hervorbringen. Schon eine flüchtige Vergleichung des Thucydides und des Cäsar zeigt, daß die Römer in ihrer Maschinerie viel von den Griechen hatten. Diese beiden Schriftsteller und Xenophon und Polybius sind unstreitig für den Krieger, der die Alten in militärischer Hinsicht studiren will, die wichtigsten und weit reichhaltiger als die sogenannten Scriptores rei militaris, der magere Vegez und seine Kollegen. Über die-

sen Punkt geben aber die Belagerungen von Platäa und Syrakus bei den Griechen im peloponnesischen Kriege, und von Sagunt und Numantia bei den Römern gewiß die besten Aufschlüsse.

Ich übergehe alle Arten der Waffen bei den verschiedenen Nationen des Mittelalters, da es doch wohl mathematisch entschieden ist, daß sie, mit den unsrigen oder mit den alten aus der schönen Zeit verglichen, wenig brauchbar waren. Kolben und Äxte mit allen ihren Unterarten konnten nur gegen eine ganz verfallene Disciplin wirken, wo Unwissenheit und Ungeschicklichkeit fast die alten rohen Heroenzeiten zurück geführt hatten. Die Erfindung des Schießpulvers hat bekanntlich dem ganzen Kriegssystem eine neue Wendung gegeben, und nach und nach alles, oder doch das meiste, auf das Feuer zurückgebracht.

Die Eintheilung in Schutzwaffen und Angriffswaffen ist dadurch bei uns völlig weggefallen. Schutzwaffen sind in unserm System nicht mehr zu finden; und es ist hier vorzüglich meine Absicht in der Kürze zu untersuchen, mit welchem Vortheil diese Veränderung geschehen sey. Schilde haben wir gar nicht mehr, und unsere verschiedenen Arten von Kasken sind nur noch eine schwache Idee von Helmen. Unsere Degen und Säbel sind bekannt genug, und möchten als Surrogate des Gladius immer gelten, wenn nur bei unsern jetzigen Einrichtungen diese Art von Waffen nicht gänzlich unbrauchbar wäre. Die Lanze hat sich erst seit dem spanischen Successionskriege völlig aus dem Waffensysteme verloren.

Die einzige allerdings sehr furchtbare Waffe, aber auch die einzige, ist für unsern Soldaten das Gewehr, vorzugsweise so genannt, weil, mit demselben verglichen, in unserm System vielleicht sonst nichts mehr diesen Namen verdient. Weder Griechen, noch Lateiner, noch irgend eine andere alte Nation

hatten unter ihren Wurfwaffen eine einzige von so schrecklicher Wirkung. Ob aber dieses Gewehr vorzugsweise nun auch die einzige Waffe zu seyn und zu bleiben verdient, ist eine andere Frage.

Man hat seit einigen Jahrhunderten alles gethan, diesem sehr zusammengesetzten Instrument nach und nach das entscheidende Übergewicht zu geben, das es nun ohne Widerspruch behauptet. Daß man das Schießpulver eher zur großen Maschinerie brauchte und daß also unser einfacheres Geschütz eher das verwickelte Tormentenwesen der Alten durchaus verdrängen mußte, war ganz natürlich. Auch finden wir wirklich ein ganzes Jahrhundert eher die Artillerie als kleinere Feuergewehre. Die Erscheinung dieses Feuers mit so furchtbarer Wirkung, da es dem Himmel geraubt zu seyn schien, muß allerdings ein panisches Schrecken unter Völkern verbreiten, die von dem chemischen Prozeß dieser neuen Erfindung entweder gar nicht oder nur sehr wenig unterrichtet waren. Die Wirkung ist noch bis jetzt stark genug, da man die Verfertigung doch überall kennt und der Kosak und asiatische Hordenbewohner sich oft sein Pulver zur Jagd und zum Kriege selbst bereitet. Lange Zeit begnügte man sich mit den einfachsten Feuerröhren, ohne weitere Vorkehrung, bis Erfahrung, Kunst und genaue Berechnung die Wirkung immer mehr zu verstärken wußten. Daß man Anfangs lange keine Maschinerie hatte, das Pulver sehr schnell und ohne Gefahr zu entzünden, verzögerte das Allgemeinwerden der Feuergewehre in den Händen der Infanterie, nachdem das alte Tormentenwesen schon längst verdrängt war: aber beständig war schon ein Trupp mit Donnerbüchsen den Feinden, die nichts ähnliches entgegensetzen konnten, sehr furchtbar. Die Art der Ladung, da man, wie jetzt noch die meisten Jäger, das Pulver und das Blei getheilt aus Flaschen und Hörnern nach einander sehr langsam

behandelte, und sodann den Schuß mit der Lunte löste, die man nicht ohne alle Gefahr sicher bergen konnte, mußte das Feuern nothwendig sehr weitläufig und unbehülflich machen. Auch konnten wirklich, wie die Erfahrung lehrt, vor der Erfindung der Schlösser und Patronen die Schießgewehre keinen allgemeinen Gebrauch gewinnen. Das Schloß gab dem Feuergewehr, vermöge der dadurch bewirkten Schnelligkeit und Bequemlichkeit, das Übergewicht, und das darauf gepflanzte Bajonett befestigte seine Herrschaft im Kriegssystem. Seit dieser Zeit hat man von allen Seiten mit allgemeinem Wetteifer dahin gearbeitet, diese Waffe zu der Vollkommenheit zu bringen, daß sie bei der größten Wirkung so geschwind als möglich behandelt werden könne: und das größte Verdienst des Soldaten bestand nun, nächst den schnellen und richtigen Evolutionen und Veränderungen des Marsches, vorzüglich in der verhältnißmäßigen Übung und Fertigkeit, dieses einzige Instrument gegen den Feid zu gebrauchen. Es ist bekannt, wie viel man unter Friedrich dem Zweiten dafür gethan hat. Die hölzernen Ladstöcke waren schon lange vorher, aus Mangel an Haltbarkeit, gegen eiserne vertauscht worden. Es wurde nun diesen eisernen die cylindrische Form gegeben, damit man nicht mehr nöthig hätte, sie erst bei dem Gebrauch umzukehren, sondern die Ladung mit der größten Geschwindigkeit in lauter geraden Linien beendigen könnte. Doch kann der Ladstock eigentlich immer noch kein reiner Cylinder seyn, sondern muß an dem obersten Ende, wo er zum Ausschnellen gefaßt wird, noch eine ziemliche Verdickung haben, weil er sonst unmöglich ohne übermäßige Kraftanstrengung mit hinlänglicher Stärke und Geschwindigkeit herausgeworfen werden könnte: zumal da es leicht, vorzüglich bei neuen Schäften, kommen kann, daß er durch irgend ein mechanisches Hinderniß nicht sogleich gehörig locker und gelöst sitzt. Doch fordert man

billig mit Strenge von jedem geübten Soldaten, daß er bei seinem eigenen eingearbeiteten Gewehr kein solches Hinderniß eintreten lasse. Das Gewicht des Gewehrs gewann durch die Verdickung des Ladstocks beträchtlich. Man suchte daher aus mechanischen Grundsätzen, durch die möglichst gerade Linie, die man ihm gab, es leichter und gemächlicher zum Tragen zu machen. Sodann suchte man durch die trichterförmige Einrichtung der Zündlöcher es möglich zu machen, das Aufschütten des Pulvers auf die Pfanne zu ersparen. Dadurch wurde in der That sehr viel gewonnen. Nach dem Schuß konnte der fertig abgerichtete Mann mit einem einzigen Griff den Hahn in die Ruhe setzen, die Pfanne schließen und das Gewehr zur neuen Ladung herumwerfen, und nun ohne alle Hindernisse weiter arbeiten. Man hat viel für und gegen diese Einrichtung gesprochen und geschrieben. Man hat vorzüglich dagegen eingewendet, daß man dadurch in Verhältniß mehr an Kraft verliere als man an Zeit gewinne. Daran muß ich aber zweifeln, ohne eben eine sehr genaue Berechnung angestellt zu haben: denn ich bin überzeugt, daß hier in dem Moment des eilenden Angriffs der Gewinn der Zeit mehr ist als die Erhaltung der Kraft der Pulverwirkung. Wenn man in einer gewissen Entfernung ohne weitere Annäherung das Gefecht bloß durch Füsilieren ausmachen wollte, so würden allerdings die Gegner der neuen Einrichtung völlig Recht haben. Aber es ist, denke ich, doch nun wohl mathematisch ziemlich festgesetzt, daß man besser so schnell als möglich zur endlichen Entscheidung durch Handangriff eilt, und, so zu sagen, nur im Vorbeigehen die Vortheile mit benutzt, welche die Feuerwaffen in der Ferne geben können. In dem letzten furchtbar entscheidenden Augenblicke des Faustangriffs, wo die Kraftäußerung wieder in ihre strengen Rechte tritt, haben die Wurfwaffen nichts mehr zu thun. Man wirft der Einrichtung

ferner vor, daß sich das größere Zündloch dennoch leicht verschleime, und sodann das Auslaufen des Pulvers und die Entzündung des Schusses hindere. Daran ist meistens die schlechte Beschaffenheit des Pulvers Schuld, die außerdem dem Schusse sehr schadet, und die man also nach dem Beispiel der südlichen Nationen Europas verbessern muß. Die Methode des Aufschüttens bleibt, wenn es nöthig ist, immer noch frei. Die Anklage ist aber übertrieben. Ich selbst habe aus einem solchen Gewehr funfzehnmal ohne beträchtliche Unterbrechung und ohne jede fernere Vorkehrung gefeuert und es hat kein einziger Schuß versagt. Eine grössere Anzahl ununterbrochener Schüsse sind gewiß nicht nöthig, oder die ganze Disposition des Angriffs müßte sonderbar eingerichtet seyn. Überdieß ist ein Pfannenräumer von starken Borsten, irgendwo befestiget, auf alle Fälle ein Instrument, das in Geschwindigkeit seinen großen Nutzen haben kann. Das wissen die Engländer, wo ich es bei einigen Regimentern ziemlich allgemein gesehen habe, sehr gut, ob unter ihnen damals gleich noch nicht die konischen Zündlöcher eingeführt waren, und es, so viel ich weiß, jetzt noch nicht sind. Wer den Menschen kennt und seinen Ideengang und seine Affekten berechnet, wird leicht begreifen, die thätige Wirkung des Schusses abgerechnet, welche Bestürzung bei dem Feinde allein schon dadurch angerichtet wird, daß die Gegenpartey im Feuern beständig den Vorsprung hat. Das panische Schrecken des Donners ergreift, und schlägt den Muth nieder, ohne daß der Blitz tödtet. Es ist also, psychologisch und pathologisch genommen, auch ohne Rücksicht auf wahrscheinlich grössere Wirkung, schon ein wesentlicher Unterschied, ob ein Trupp viermal oder siebenmal in einer Minute feuert: und in dieser Hinsicht liegt wirklich etwas Wahres in dem Sprichwort des gemeinen Mannes bei der preußischen Armee: Wenns man pollert!

Der tödtlichste Theil unsers Gewehrs in seinem ernsten Gebrauch ist ohnstreitig das Bajonett. Die Anwendung dieser so alten und einfachen Stoßwaffe auf diese Weise scheint so leicht und so natürlich zu seyn, daß man sich fast wundern muß, wie man das Feuergewehr so lange ohne diese Vollendung brauchte, ohne auf den so nahe liegenden Gedanken zu kommen, eine Feuerpike daraus zu schaffen. Noch mehr Befremdung und Verwunderung verdient es, daß die Türken und fast alle Morgenländer, trotz des überwiegenden in die Augen springenden Vortheils, bis jetzt dieses Instrument noch nicht aufgenommen haben. Die Annahme desselben könnte schnell eine den Europäern schreckliche Veränderung im Kriegssystem hervorbringen: und es ist leicht zu fürchten, daß irgend ein innerer Stoß auf einmal bewirkt, was Bonneval und andere wiederholt umsonst versucht haben. Dieser einzige Umstand würde den Türken Taktik geben, die ohne denselben schwerlich merklich vorwärts kommen wird. Die einzelne Waffe selbst, der ursprüngliche Dolch, gewinnt durch diesen Gebrauch eine so sonderbare Erscheinung, daß die Alten sie gewiß kaum wieder erkennen und wirklich keinen Namen dafür haben würden. Daß die neuern Lateiner ihn mit Castrucci Buonamici *) pugio militaris nennen, ist nur ein sehr dürftiger Nothbehelf, und zeigt bei wei-

---

*) Castrucci Buonamici in seinem sehr gut geschriebenen Buche de rebus ad Velitras gestis nennt das Bajonett beständig pugio militaris. Aber er hat dergleichen Nothbehelfe noch mehr; vorzüglich wo er die militärischen Stellen unserer heutigen Ordonnanz mit einem alten Namen ausdrücken will. So ist Tribunus und Subtribunus ganz etwas anderes als unser Oberster und Oberstlieutenant. Am richtigsten wird noch Centurio und Succenturio durch Hauptmann und Staabshauptmann gegeben. In den übrigen kleinern und größern Stellen findet schwerlich eine ganz richtige Vergleichung Statt. Auch Reichardt in seiner Uebersetzung des siebenjährigen Kriegs hat diese Verlegenheit vorzüglich empfunden.

tem nicht seine ganz veränderte Gestalt an. Die Machära und das Enchiridion der Alten waren eben sowohl pugiones militares, verhielten sich aber in ihrem Gebrauch zu unserm Bajonett fast nur wie eine kretische Schleuderkugel zu unserm Sechspfünder. Es war vielleicht, nachdem das Feuergewehr einmal da war, die leichteste und einfachste, aber auch die schrecklichste Erfindung in der neuern Kriegskunst, und verdrängte daher sogleich jede andere Stoßwaffe, die sich bis zu der Zeit noch hier und da erhalten hatte. Die Franzosen, deren Beiträge in der Kunst zu morden so reich sind, haben nichts tödtlicheres gegeben als den Gebrauch dieses einfachen Instruments. Nun wetteifern die Nationen mit einander in der zweckmäßigsten Einrichtung und dem angeblichen besten Verhältniß desselben zum Gewehr. Mir scheint es ausgemacht zu seyn, daß die längsten und leichtesten Bajonette die besten sind, so viel nämlich die nothwendige Solidität Leichtigkeit erlaubt. Daß man die Bajonette ungewöhnlich stark und sogar plump macht, und gehörige Proportion zum Gewehr vorschützt, hat mir nie recht einleuchten wollen. Wenn das Gewehr in sich selbst hinlänglich proportionirt ist, so verändert der Zusatz des Bajonetts, vorausgesetzt er geht nicht ins ausschweifende, wenig oder nichts. Denn bei jeder Veränderung faßt der Mann leicht durch Übung den neuen Schwerpunkt, den er in der ganzen Arbeit durchaus halten muß. Je kürzer und schwerfälliger das Bajonett ist, desto weniger entspricht es seinem Zweck; und je länger und leichter, bei gehöriger Festigkeit, desto besser erfüllt es ihn.

Nach diesem Kriterion sind die deutschen Bajonette unter allen vielleicht die schlechtesten: die besten sind die schottischen und die schwedischen. Die Russen, welche sich auf ihre Bajonette und den Gebrauch derselben nicht wenig einbilden, und wirklich auch damit ungewöhnlich geschickt und brav sind, verdanken ihre gute Meinung von sich selbst in diesem Punkte

vielleicht auch etwas ihrer Unerfahrenheit. Sie haben das ganze vorige Jahrhundert fast immer nur mit den Türken geschlagen, die bis jetzt noch wenig oder keine Bajonette haben: und da mußte freilich diesem Feinde das ihrige entsetzlich furchtbar seyn. Mit den Schweden und den Preußen ist es nur sehr selten zur Spitze gekommen; schon die Erscheinung der Bajonette bei einem entschlossenen und geschickten Feinde hemmte die übertriebene Kühnheit und machte Bedachtsamkeit nöthiger. Der letzte polnische Feldzug und der französische Krieg hat deutlich bewiesen, daß die Russen etwas zu früh und etwas zu viel auf die Überlegenheit ihrer Bajonette trotzten. Friedrich der Zweite hatte also in seinem bekannten Urtheil nicht ganz Unrecht, wenn er, ohne der russischen Nationaltapferkeit und selbst ohne ihrer damaligen Taktik sehr zu nahe zu treten, sagte: La guerre des Russes contre les Turcs est la guerre des borgnes contre les aveugles. Daher die sonderbaren Erscheinungen der ganz ungleichen Gefechte in den Kriegen dieser Nationen. Wie die Türken, als ein sonst so ernsthaftes und verständiges Volk, den Vortheil der neuen Veränderungen in der Kriegskunst, welche seit einem Jahrhundert die Franken gemacht haben, und vorzüglich das Übergewicht des Bajonetts, nach so vielen Niederlagen von den Russen, nicht einsehen und nachahmen, ist kaum zu begreifen. Bloß dadurch ist der Sieg für ihre Feinde, trotz aller türkischen Tapferkeit, fast immer mathematisch entschieden.

Nach dieser Vorausschickung will ich es nun wagen, eine kurze Vergleichung zwischen den Alten und Neuern in Rücksicht auf Waffen und Kriegskunst anzustellen. Man scheint durchaus so sehr der festen Meinung zu seyn, daß die Neuern ohne alle Ausnahme, vorzüglich durch die Erfindung des Pulvers und die Anordnung der großen und kleinen Feuerwaffen, den Vorzug vor den Alten verdienen, daß es vielleicht von mir

militärischem Schulkrämer eine Anmaßlichkeit scheinen wird, einige Zweifel dagegen vorzutragen. Aber meine Gedanken halten seit langer Zeit fest in meiner Seele, und ich kann nach vielen Überlegungen und Untersuchungen nicht glauben, daß unsere Überlegenheit hierin wirklich durchaus so gewiß entschieden sey. In den Wurfwaffen aus der Ferne haben wir freilich alle alte Nationen ohne Ausnahme durch den Gebrauch des Pulvers übertroffen; und es kann wohl schwerlich jemand wieder einfallen, den scythischen oder kretischen Bogen und die balearische Schleuder oder die Arkubalisten des Mittelalters der Wirkung unserer Feuergewehre entgegen zu setzen. Aber daß man deßwegen auch zugleich Schild und Speer und Helm und alle Schutzwaffen ohne Ausnahme wegwerf, und die Wirkung des kleinen Feuers ausschließlich für so allgewaltig hielt, daß man ihm nun nur mit nackter Tollkühnheit entgegen gehn müsse; dieß wird mir nur aus der damals fast ganz verfallenen Kriegskunst begreiflich. Die Pflicht des Feldherrn ist es, der Tapferkeit des Heeres durch Wissenschaft und Strategie zu Hülfe zu kommen, so wie es der Charakter eines braven Soldaten ist, trotz allen Schwierigkeiten, durch Muth und Anstrengung den Mangel an Kunstbildung zu ersetzen. Diesen Charakter hatten die Krieger des Mittelalters in hohem Grade. Sie selbst suchten mehr Gefahren, und ihre Heerführer achteten weniger die Sicherheit. Sie verachteten den Tod, aber der anhaltenden Mühseligkeiten des Lebens im Felde waren sie nicht mehr gewöhnt. Die großen festen körperdeckenden Schilde waren bei ihnen zu Turniertartschen herab geschwunden; und der Helm, unter dessen eherner Last ehemals selbst die Feldherren in der glühenden Zone geschwitzt hatten, war ein schöner Kopfputz geworden. Die Lanze und das Schwert allein entschieden schon längst in den Treffen gegen halb nackte Feinde, die noch nachläßiger bewaffnet waren. In dieser Pe-

riode erschien die furchtbare Erfindung. Alles gerieth in panisches Schrecken und griff in der Angst ohne weiteres Sinnen zu den nämlichen Waffen, mit denen man grimmig wüthen sah. Man hatte nicht die Einsicht und nicht die Kraft, vielleicht nicht einmal den Gedanken, mit langer Anstrengung zu dem Genius der alten festen schweren Schutzwaffen zurückzukehren, um dem neuen Dämon zu begegnen. Die Schilde verschwanden, weil niemand mit ausharrender Kraft sie zu ihrer alten Würde zurückzuführen wagte. Anstatt die alte furchtbare Stärke des Heers — robur exercitus, το ὁπλιτικον — wieder zu schaffen, bog sich alles vor dem neuen Feuer; und jedermann glaubte, man könne das Feuer nur durch das Feuer besiegen. Alle Wissenschaften lagen damals im Staube; man hatte aber immer noch mehr Muth als Kraft, mehr Raschheit als Besinnung, mehr Kühnheit als Anstrengung. Die neue Erfindung gewann überall mehr Fuß; man suchte sie von allen Seiten zu benutzen, ohne ihr entgegen zu arbeiten. Wäre sie zu Cäsars Zeiten oder in den persischen Kriegen unter Miltiades und Aristides gemacht worden, sie hätte wahrscheinlich das Kriegssystem sehr modificiert, aber nicht umgeschaffen. Unstreitig that auch etwas das große, schwere, mächtigwirkende, obgleich langsame, Handfeuergewehr, das man unmittelbar nach der Erfindung fast allgemein brauchte, und das man jetzt nur noch hier und da unnütz in alten Rüstkammern findet. Die Ordnung war gelöst, die Taktik lag mit den übrigen Wissenschaften tief in Papieren, die für das Jahrhundert ohne Vorbereitung unbrauchbar waren. Die Umgestaltung war schnell ohne weitere Besinnung geschehen, und niemand zweifelte, daß sie nothwendig, daß sie das einzige Gegenmittel gewesen sey. Mir wird es erlaubt seyn, daran zu zweifeln; meine Gründe sind folgende.

Ich nehme das Kriegssystem der Alten, wie es in der schö-

nen Zeit der Kunst war, nicht wie wir es bei der eintretenden ersten Erscheinung des Schießpulvers finden. Von diesem letzten Zustande habe ich so eben ganz kurz gesprochen. Wenn wir von den alten Waffen und von dem alten Kriegssystem sprechen, so ist es vorzüglich bei den Griechen von dem Ende der Heroenzeit herab bis zu dem achäischen Bunde; und bei den Römern von den punischen Kriegen bis höchstens auf die Zeiten Justinians. Belisar ist vielleicht der letzte Feldherr der griechischen und römischen Kunst. Die Bewaffnung ist hier für die Griechen aus dem Homer, Herodotus, und hernach noch mehr aus dem Thucydides und Xenophon und überhaupt aus den guten Schriftstellern der goldenen Zeit der Nation zu sehen. Die spätern geben wenig Licht; und auch der gute Plutarch, der für Politik, Lebensphilosophie und Moral oft ein wahrer Schatz ist, gewährt im eigentlichen Kriegsfache weniger Befriedigung. Für die Römer sind Polybius und sein Übersetzer und Abschreiber Livius, und Cäsars Tagebücher die ergiebigsten Quellen. Der Unterschied zwischen den griechischen und römischen Waffen ist, wie schon aus dem oben Gesagten erhellet, nicht sehr wesentlich; und in der großen Zeitentfernung können wir, bei der geringen Abweichung der verschiedenen Stücke, in unserer Betrachtung ohne großen Irrthum sie füglich zusammen nehmen. Der kleine Unterschied und die verschiedenen Vorzüge Beider zeigten sich vorzüglich in den Kriegen gegen Pyrrhus und Perseus. Ich mag nun den Hopliten der Griechen oder den grauis armaturae militem der Römer nehmen, er sey Princeps, Hastatus oder Triarius; der Unterschied unter allen war weiter nicht wesentlich. Die Aspide und noch mehr das Skutum hatten wenigstens vier Fuß und deckten die ganze Hauptmasse des Körpers. Der Kopf, der zum Umherschauen Freiheit haben mußte, und sich nicht immer hinter dem Schilde verbergen konnte, war durch den ehernen Helm geschirmt. Wenn die

Schilde und Helme in dem dreizehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung noch die nämliche Größe und Festigkeit gehabt hätten, die sie im sechsten Jahrhunderte nach Roms Erbauung hatten, und man noch die Geschicklichkeit und Standhaftigkeit besessen hätte, sich ihrer in Verbindung mit den Angriffswaffen zu bedienen; so würde höchst wahrscheinlich das neu erfundene Feuergewehr wenig Wirkung hervorgebracht und wenig Veränderung veranlaßt haben. Ich bin davon nach reiflicher Überlegung fast mathematisch so fest überzeugt, daß es unter meine Glaubensartikel gehört, eine ächte römische Legion und eine ächte griechische Phalanx würde eine gleiche Anzahl Soldaten unserer jetzigen Regimenter nieder rennen, als ob es Velites wären. Unsere kleinen Kugeln würden durch die großen, schweren, mit Eisen beschlagenen festen Schilde wahrscheinlich selten ganz durchgedrungen seyn, oder wenigstens hinter denselben nur unbeträchtlichen Schaden gethan haben. Ich nehme Mauvillons Berechnung über die Wirkung des Schießpulvers als richtig, aber auch zugleich als das höchste an, was diese Komposition leistet. Nur sehr selten ist der Mann in der Distanz der größten Wirkung: aber auch dann würde die Kugel, die durch ein ehernes Schildbeschläge und die Unterlage gedrungen wäre, dem Körper selbst wahrscheinlich noch seltener eine tödliche Wunde schlagen. Nur die Füße würden der Gefahr der Verwundung vorzüglich ausgesetzt gewesen seyn; und diese nehmen auch schon ohne alle Vorkehrung so wenig Raum ein, daß häufige Verletzungen derselben im Allgemeinen bei einem schnellen Angriff nicht sehr wahrscheinlich wären. Den alles beschirmenden Schild am linken Arm, und die furchtbare lange Lanze, so oder so geformet, in der nervigen Rechten, welche Linie unserer besten Truppen würde dem Einbrechen einer so schrecklich stürmenden Waffenlast widerstehen können? In einem hartnäckigen langwierigen Pfeilgefechte, worunter

ich unser ganzes jetziges kleines Feuergewehr zähle, würden freilich die schweren statarischen Waffen am Ende unterliegen müssen, und es würde auch der besten Armee nicht anders gehen als dem Krassus bei Karrä. Aber welcher vorsichtige Heerführer wird sich in die furchtbare Lage setzen, sich bei seinem wahren Übergewichte so ohne alle Hülfe zu Grunde richten zu lassen? Krassus ließ sich durch die Vorspieglungen eines treulosen Fremdlings unbesonnen in unbekannte weite Sandgegenden locken, wo die Parther, deren Anzahl schon so überlegen war, sehr weislich alle Vortheile benutzten, ohne daß die Römer sich durch die ihrigen retten konnten. Krassus, nicht die Römer, litt die Niederlage. Wenn ich von der Überlegenheit der alten statarischen Waffen spreche, verstehe ich durchaus nur den Moment des letzten ernsthaften entscheidenden Angriffs mit der Faust, von welchem jeder bekennen wird, daß ohne ihn unter braven Kriegern die Sache noch nicht völlig entschieden ist. Unser Schießen ist doch weiter nichts als Velitation und Psilomachie, oder, mit dem letzten Faustangriff verglichen, nur Scharmützel. Bloß der Faustangriff giebt den gewissen Sieg, oder zeigt die Unmöglichkeit desselben. Na tschto tam mnogo strehljat? Na stikach nadobno prinimjat. Wozu so viel Schießen? Man muß aufs Bajonett nehmen; sagt der russische Grenadier, und hat in seiner Seele ohne Zweifel ein richtiges Resultat militärischer Erfahrungen.

Schild und Helm hat man schon längst als ganz untauglich weggeworfen; vermuthlich weil man die Mühe und Kraftanstrengung scheute, sie wieder zu ihrer alten ehrwürdigen Solidität zu erheben: aber die Lanzen hat man hier und da noch lange nachher gebraucht, und bis in den spanischen Successionskrieg sogar eigene Kriegsleute gehabt, die wie die alten Hastaten von dieser Waffe den Namen führten. Die Pike, welche durchaus nichts anders als die alte Lanze ist, behauptete auch

noch in der Eröffnung des letzten polnischen Feldzugs, der sich mit dem Untergang der politischen Existenz der Nation endigte, ein Gewicht, das in Erstaunen setzte. Kosciusko, der Anfangs nicht gleich Gewehre genug hatte, oder seine Leute wenigstens nicht schnell genug in dem Gebrauch derselben hinlänglich üben konnte, hatte einige tausend Bauern mit Piken bewaffnet, und diese griffen in dem ersten Gefecht bei Krakau einige russische Grenadierbataillone mit solchem Nachdruck an, daß sie dieselben in kurzer Zeit gänzlich warfen. Es war den sieggewohnten Russen eine seltene furchtbare Erscheinung, daß ein beträchtliches Korps aufs Haupt geschlagen wurde, und alle seine Kanonen verlor; und das von einem Feinde, den man so geringe geachtet hatte und dessen Existenz man kaum gestehen wollte. Die Feldzüge des ganzen vorigen Jahrhunderts hatten nur einige ähnliche Beispiele. Les paysans armés de piques, schrieb der General-Tormasow, welcher russischer Anführer bei dem unglücklichen Gefecht war, an den Chef der Armee in einem Privatbriefe, les paysans s'avancerent avec une contenance tout á fait incroyable, et nos grenadiers jetterent les armes et commencerent á fuir comme des miserables. Und das waren Leute, die vorher bei mehrern Gelegenheiten sehr brav gewesen waren, und es nachher wieder gewesen sind. Mit der Sense, die Kosciusko statt der Pike auf den Schaft pflanzen ließ, ging es nicht so glücklich; und es ließe sich leicht mathematisch beweisen, daß die Pike vor diesem Instrumente den Vorzug verdient, das mit dem Bogen geführt werden muß, so wie die gerade Linie der kürzeste Weg von einem Ort zum andern ist, und also dem Stiche vor dem Hiebe der Vorzug gebührt. Die Pike hat deßwegen keinen allgemeinen Gebrauch wieder gewinnen können, weil man nicht zugleich hinlängliche Schutzwaffen mit ihr verband, damit nicht in die Ferne reichte, und unbedeckt durch

den Feuerhagel mit großer Gefahr den Faustangriff wagen mußte. Auch waren die neuen Lanzenträger überhaupt zu wenig mit dem Kriege bekannt; und zu dieser Waffe gehören mehr Veteranen. Das eingeführte Feuergewehr behielt also auch hier wieder sein Übergewicht.

Ehe ich es nun wage, eine Idee vorzutragen und etwas aus einander zu setzen, die zwar vielleicht nicht neu ist, von deren Richtigkeit ich aber sehr fest überzeugt bin, muß ich noch einiges von dem wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Angriffsarten sagen, dem furchtbaren Faustangriff mit den schweren statarischen Waffen — ὁπλοις αγχεμαχοις — und der Wurfentscheidung, wie nun fast alle unsere Gefechte sind, und welche die Griechen nur leichte Akrobolismen und Grosphomachien nannten. Die Schlachten der alten Griechen und Römer waren in der Regel alle von der ersten ernsthaften Art des Angriffs; und es wird nur selten, als ein Beispiel wie wenig der Feind Achtung verdiene, angeführt, daß schon die Velites die Sache entschieden haben.

In den medischen Kriegen, in den punischen Kriegen der Römer, in den Kriegen gegen Pyrrhus und Philippus und Perseus und Mithridates, und in den bürgerlichen Kriegen der Römer selbst hören wir von nichts als von jenen furchtbaren Faustangriffen. Polybius beschreibt im siebzehnten Buche seiner Geschichte die Überlegenheit der macedonischen Phalanx und der Sarisse über die römische Legion und das Pilum, und zeigt sodann die Ursachen, warum dessen ungeachtet die Römer über die Griechen den Sieg davon getragen haben. Aus dem Ganzen erhellet, daß die Macedonier in den Ebenen den Vortheil der Waffen, die Römer aber durchaus den Vortheil der Taktik hatten. Ihre Gladien und Pilen durchbrachen meistens ziemlich einzeln die Phalanx der Griechen in der Flanke; und war diese einmal durchbrochen, so konnte es die schwere Aspide

und die ungeheure Sarisse mit dem Skutum und Gladius an Beweglichkeit nicht mehr aufnehmen. Auch in Gallien und Spanien fanden die Römer bei den so genannten Barbaren meistens Bewaffnungen, die auf den Faustangriff berechnet waren. Wie furchtbar noch spät die Cimbrer den römischen Legionen in der schönsten Periode ihrer Kraft zur Zeit des Marius waren, ist hinlänglich bekannt; und die behoseten Völker wußten sich in nicht geringe Achtung zu setzen. Nur die Spanier scheinen vor und unter dem Sartorius den Römern durch leichte schnelle Velitationen vielen Schaden gethan zu haben.

Der einzige sehr berühmte Feldzug, wo man bloß aus der Ferne focht, und wo die Römer eine der schrecklichsten Niederlagen erlitten, die ihre Geschichte hält, ist die Unternehmung des Krassus gegen die Parther. Dieser ist vielleicht ein Vorbild der ganzen neueren Kriegskunst. Man sucht, wie die Parther, die Handentscheidung zu vermeiden, und den Feind so viel als möglich mit Wurfwaffen aus der Ferne zu Grunde zu harcellieren. Die Natur des Kriegs kann auch bei uns, nach der jetzigen Einrichtung unserer Waffen, keine andere seyn, zumal da das Tormentenwesen in unserer heutigen Geschützkunst eine ganz andere und zwar weit furchtbarere Wendung genommen hat. Denn die blinden Verehrer der Alten mögen noch so viel von den übertriebenen Wirkungen der Widder und Balisten und Katapulten der Griechen und Römer erzählen, so wirkt doch wohl ein einziger Kartätschenschuß aus einem unserer Sechspfünder mehr, als mehrere solche Maschinen in einigen Minuten. Von der fürchterlichen Maschinerie des Archimed gegen die Römer vor Syrakus haben wir nur eine sehr mangelhafte unbefriedigende Beschreibung.

Mit dem angenommenen Übergewicht des kleinen Feuergewehrs wurde das ganze neuere Kriegssystem auf das Tirailliе-

ren zurück geführt; und die Franzosen sind in den vergange-
nen Feldzügen nicht die ersten, die sich dieser Methode mit
Vortheil zu bedienen wußten; sie verwebten sie nur mit vieler
Feinheit in das System. Die ganze Taktik vor Karl dem Fünf-
ten lief mehr oder weniger darauf hinaus: und man hat hin-
länglich fast mathematisch gezeigt, daß sie bei einiger Überle-
genheit der Anzahl und mit Vorsicht in der Wahl des Kampf-
platzes durchaus die vortheilhafteste ist. Auch bei gleicher und
vielleicht sogar bei geringerer Anzahl ließe sich in manchen Fäl-
len ihr Nutzen noch erweisen. Sie fordert indessen nicht weni-
ger Berechnung und militärische Geschicklichkeit als das geschlos-
sene Gefecht. Denn es gehört ein hoher Grad von Fertigkeit
dazu, sich mit dem größten Vortheil schnell zu zerstreuen, und,
wenn es nöthig ist, eben so schnell sich zum Angriff in der
Linie zu vereinigen, und alle erforderlichen Wendungen und
Veränderungen der Taktik mit Eile und Bestimmtheit auszu-
führen. Daß man auf diese Weise, wenn man nur noch Stärke
genug übrig hat, sich einiger Maßen den Wendungen des
Feindes entgegen zu setzen, den Vortheil gewinne, ist mathe-
matisch entschieden. Alle Kugeln, welche auf den geschlossenen
Feind geschossen werden, haben die Wahrscheinlichkeit zu tref-
fen, weil sie sich koncentriren und ihre Wirkung in dem klei-
nen Raume nicht leicht verfehlen können: und alle Kugeln,
welche von den Geschlossenen heraus in die Weite unter die
Tirailleurs geschossen werden, haben mehr die Wahrscheinlich-
keit zu fehlen, weil sie sich zerstreuen, der Feind nur dünne
steht und in einen großen Raum sich ausdehnt. Die Schwär-
mer arbeiten von außen einwärts konvergierend concentrisch;
die Geschlossenen von innen auswärts divergierend excentrisch:
die mechanische Folge ist klar. Aber der größte Vortheil dieser
Verfahrungsweise ist, daß man gewöhnlich dadurch den Feind
von mehrern Seiten in Bestürzung und Verwirrung setzt, und

den Hauptangriff verbirgt und auf den Punkt leitet, wohin man ihn haben will und wo man ihn am besten durchsetzen kann. Aber immer gehört dazu einige Überlegenheit, der Anzahl oder der Stellung, und sehr geübtes Kriegsvolk.

Nun kommt der entscheidende Moment des Hauptangriffs. Hier stehen wir allerdings gegen die Alten mit einem bewundernswürdigen Muth und einer Verwegenheit da, welche bei ihnen vielleicht für unbesonnene Tollkühnheit gehalten worden wäre. Wir stellen unsere bloße Brust und unsern unbedeckten Schedel unbedingt dem Zufall hin, ohne Schutz und ohne Wehre, und lassen jede Kugel, welche faßt, ruhig unsere Knochen zerschlagen. Und hier habe ich mich nun oft gewundert, daß man bis jetzt noch nirgends wieder daran gedacht hat, durch eine Mischung von Altem und Neuem die Hauptstärke des Heers zu bilden, das, zu Schutz und Trutz gleich bereit, den furchtbarsten Angriff aushalten und ausführen könnte. Es muß allerdings zugegeben werden, daß die tiefere Schlachtordnung, wie zum Beispiel die macedonische Phalanx war, gegen die größere Front im Nachtheil ist; und so wie die Kriegskunst stieg und auf einfachere Grundsätze zurück geführt wurde, vermehrte sich die Front und verminderte sich die Tiefe. Das ist aus der Geschichte bekannt. Schon die Griechen hatten den Anfang gemacht, und die Römer gingen darin immer weiter: und Julius Cäsar gewann seine meisten Vortheile in Gallien und in den bürgerlichen Kriegen dadurch, daß er mit ausgedehnter Front den Feind schnell und entschlossen und mit Nachdruck umflügelte oder sonst umging. Eine größere Ausdehnung, als wir nun gemacht haben, ist nicht wohl möglich, wenn die Front nicht alle Stärke und Wirkung zum Angriff und Widerstand verlieren soll. Deßwegen braucht man zwei Glieder nur bei leichten Gefechten; und bei jedem ernsthaften Vorfall, wo es auf Nachdruck in Aushalten und Wirkung ankommt,

braucht man überall noch drei Glieder. Man würde unstreitig, wie ehedem geschah, noch viere brauchen, wenn man mehr als drei Mann zugleich in ungehemmte Thätigkeit bringen könnte. Man ersetzt also durch mehrere Linien oder sogenannte Treffen und Reservekorps, was der Stärke einer einzigen Linie fehlt. Ich darf als ausgemacht aus der alten und neuen Kriegsgeschichte annehmen, daß nur allein der Faustangriff die endliche Entscheidung der Sache gebe, und daß dazu nur die statarischen Waffen die wirksamsten sind. Polybius sagt von den Griechen des achäischen Bundes *), daß sie dieser Meinung gewesen und deßwegen sich immer nur der statarischen Waffen bedient haben. Das nämliche sagt er bei Zama von den Römern **). Es ist also meine ernstliche Meinung, daß wir, trotz

---

*) Αχαιοι — διο και συνετιθεντο προς σφας, μητε αδηλων βελων μηθ' εκηβολων χρησασθαι κατ' αλληλων, μονην δε την εκ χειρος και συσταδην γιγνομενην μαχην αληθινην υπελαμβανον ειναι κρισιν πραγματων. Polyb.

**) Ετι δε του καθοπλισμου σκεπην και θρασος παρασκευαζοντος, και δια του μεγεθους του θυρεου και την της μαχαιρας υπομονην των πληγων δυσμαχοι γιγνονται και δυσκαταγωνιστοι δια τας προειρημενας αιτιας. Polybius, bei Zama. Vielleicht verdient in der ganzen Weltgeschichte keine Katastrophe eine solche Aufmerksamkeit wie diese Schlacht. In der Rede vor derselben an den Römer Scipio erscheint Hannibal größer als der Sieger am Thrasymen und bei Kannä. Dort erzwingt er Bewunderung; hier fühlt man freiwillig Ehrfurcht. Oft habe ich mir die Folgen für die Menschheit geträumt, die ein Friede bei Zama wahrscheinlich würde gehabt haben. Die Römer hätten Europa beherrscht, die Griechen Asien bis Aegypten, die Karthager Afrika. Die Kultur stand auf einer hohen Stufe; die Vernunft hätte mit dem schönen Gefolge ihrer Tugenden nach und nach ihre Rechte behauptet; Gerechtigkeit und Freiheit hätten gesiegt. Die Eifersucht, in billigen Gränzen, hätte die herrschenden Nationen gegenseitig in Furcht gehalten. Die Römer hätten die Wohlthat der Aufklärung nordwärts getragen, die Grie-

unserm Feuergewehr, den alten ächten ehrwürdigen Schild mit seiner ganzen Begleitung, Helm und Brustſtück und Lanze wieder aufſuchen. Ich will mich näher erklären.

Man brauche den Vortheil, den uns die Feuerwaffen in leichten Gefechten und in der Ferne geben, und nehme die stataríschen Waffen zur Faustentscheidung. Es ist eben nicht mein Vorschlag, daß man die Phalanx oder die Legion in ihrer alten Gestalt wieder einführe. Die mathematische Berechnung möchte zeigen, daß die ausgedehnte Front, wie sie die Römer zu Julius Cäsars Zeiten und schon früher annahmen, besser war, und durch verschiedene Veränderungen und Vereinigungen unserm System immer näher kam. Folard hat weit mehr Kolonnen gesehen als im Polybius stehen, wie ihm schon Guischard sehr gründlich gezeigt hat. Aber es ließe sich aus unserm kleinen Feuergewehr und der alten ächten triarischen Bewaffnung ein robur exercitus bilden, dessen Angriff sehr furchtbar seyn müßte, und das bei seiner ersten Erscheinung gegen alle unsere Linien entschieden das Übergewicht hätte.

Was Friedrich der Zweite in seiner Epistel von den drei Gliedern sagt, hat für das Feuergewehr allein seine unumstößliche Richtigkeit. Aber andere Waffen fordern andern Gebrauch. Man bilde also vier Glieder; die zwei vordersten mit alten und die zwei letzten mit neuen Waffen. Ich nehme die alten aus

---

chen nach Osten, die Karthager nach Süden: in kurzem würden keine Barbaren mehr gewesen seyn und am Senegal wäre ein neues Tyrus entstanden. Die Despotie hätte ihr Medusenhaupt nicht empor gehoben, und die fromme Hirnwuth hätte nicht den Menschenverstand mit Schande gebrandmarkt. Noch nie ist in der Geschichte ein so großer Zeitpunkt wieder erschienen, und erscheint vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder. Scipio war zu groß als Römer, und nicht groß genug als Mensch, um die Vorschläge des Karthagers in diesem Lichte zu sehen. Ob was ich so oft träumte, auch wirklich nothwendig erfolgt wäre; ist eine andere Frage. Unsere Seele hält sich an Wahrscheinlichkeiten.

der goldenen Zeit der griechischen und römischen Geschichte, wie wir sie im Polybius und Cäsar finden; und die neuen, wie sie das beste preußische Regiment hat, auf allen Fall mit schottischen oder schwedischen oder auch nur russischen Bajonetten. Der Schild, die Aspide oder der Thüreos, der Helm, von diesem durchaus nur die Kassis, denn jede andere Art würde dem Zweck nur sehr wenig entsprechen, und die Lanze, länger als das römische Pilum und kürzer als die macedonische Sarisse, vielleicht von der Länge unserer Kurzgewehre. Die Kniestücke könnte man bei guten Stiefeln füglich entbehren; da, wenn sie von einigem Gewicht wären, sie die Beweglichkeit beträchtlich hindern würden. Diese zwei vordersten Glieder, auf diese Weise ziemlich alt klassisch bewaffnet, würden eine eherne Mauer bilden, durch welche nur selten eine kleine Kugel dringen würde, und hinter welcher also die ganze Schlachtordnung ziemlich sicher wäre. Wenn man einem guten Feuergewehr seine völlige Ladung giebt, so dringt die Kugel, nach gemachten Erfahrungen im Kernschuß einige Zoll tief in einen eichenen oder buchenen Klotz. Man nehme an, daß ein Schild, vierthalb bis vier Fuß lang und dritthalb Fuß breit, ein leichtes breternes Gerippe habe, daß er sodann mit doppeltem Leder überzogen und darüber mit Eisenblech beschlagen sey, so wird zwar eine scharfe Kugel vielleicht durchdringen, aber hinter demselben dem Mann gewiß keinen gefährlichen Schaden mehr zufügen. Schwächere Kugeln prallen ohne allen Schaden ab, oder bleiben wenigstens in der Masse selbst sitzen. Es ist wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß jeder gute Anführer seine Leute so bald als möglich ins Gefecht, und in dem Gefecht so bald als möglich zur Faustentscheidung bringen müsse, wenn auch die Leute wirklich gut sind, nachdem er vorher alles so genau als möglich berechnet hat. Cäsar tadelte als Sieger diese Saumseligkeit an Pom-

pejus in der pharsalischen Schlacht, und macht dabei die allgemeine Bemerkung, daß man das natürliche Feuer der Leute so viel als möglich vorwärts benutzen, aber nie zurück halten müsse *).

Durch diese Vereinigung gewänne man nicht allein den Schutz vor den feindlichen Kugeln aus der Ferne, sondern man verlöre auch nichts an dem eigenen kleinen Feuergewehr, welches ich mit Recht zu den bloß velitarischen Waffen gezählt habe. Die beiden vordersten schwerbewaffneten Glieder mit Schild und Helm und Lanze würden, wie jetzt auch unser erstes Glied thut und wie schon die Griechen in der schönen Periode der Kunst thaten, auf die Kniee niederfallen und so mit ihren Schilden sich und ihre Hinterleute gehörig decken, und diesen Platz machen, über sie und ihre Schilde mit ihrem Feuergewehr ihn zu arbeiten. Dadurch würde die Wirkung des Feuers über die statarischen Waffen hinweg die gewöhnliche seyn, und sobald der Schuß geschehen wäre, erhöbe sich auch die ganze Linie der Schildträger wieder, um ihre Hinterleute in der neuen Ladung ihres Feuergewehrs desto sicherer zu decken. So wie es nun endlich zum eigentlichen Faustangriff käme, würden sie ganz allein entscheiden: denn ich sehe nicht ein, warum auch bei uns nicht Stärke und Muth und Geschicklichkeit, wie ehemals, wieder allein bestimmen sollten. Was wir jetzt vielleicht für poetischen Schmuck halten, war wirklich nichts als wörtlich die Wahrheit und würde es wieder seyn.

---

*) Est quaedam animi incitatio atque alacritas naturaliter innata omnibus, quae studio pugnandi accenditur: hanc non reprimere sed augere imperatores debent. Caesar. Das verstand in neuern Zeiten niemand psychologisch besser, als Suworow; etwas zu sehr auf Kosten der strengern guten Disciplin.

Ασπις αρ' ασπιδ' ερειδε, κορυς κορυν, ανερα δ' ανηρ.

Oder wie der Lateiner spricht:

Concurrunt, haeret pede pes, densusque viro vir, und
Densi cuneis se quisque coactis adglomerant.

Homer und Maro trugen ohne Zweifel diese Züge aus den Erfahrungen ihrer Zeit auf die Helden ihrer Gedichte zurück. Lukans einfache Worte, **stetit omne coactum circa pila nefas**, werden dadurch zugleich ein furchtbar schönes Gemählde der Geschichte und des Kriegs und des sterbenden Patriotismus. So schwülstig und überladen sonst dieses Dichters Erzählung ist, so viel Kürze und Nachdruck liegt in diesem einzigen Zuge. Und überhaupt seine ganze Darstellung der pharsalischen Schlachtordnung verdient Aufmerksamkeit und Würdigung; obgleich einige kleine Unrichtigkeiten darin sind, die dem unterrichteten Militär nicht entgehen werden. Sie ist im Ganzen nach den Kommentaren Cäsars gearbeitet, dessen überlegenen Geist der Dichter, trotz seinen heftigen Invektiven, doch anerkennen muß *).

Der Schild, als die Hauptwaffe, würde bei der Annahme dieses Systems, das aus dem unsrigen und dem alten leicht gemischt wäre, noch vorzüglich auch diesen großen Vortheil gewähren, daß man mit ihm und durch seine Veränderung rechts oder links die Flanke in jeder Wendung besser decken könnte. Jedermann weiß, wie sehr, besonders bei unserer Blöße und

---

*) **Pompeji densis acies stipata catervis**
Junxerat in seriem nexis umbonibus arma,
Vixque habitura locum dextras ac tela movendi
Constiterat, gladiosque suos compressa timebat;
Praecipiti cursu vesanum Caesaris agmen
In densos agitur cuneos, perque arma per hostes
Quaerit iter, qua torta graves lorica catenas
Opponit, tutoque latet sub tegmine pectus.

Lucan.

der großen Wirkung unserer Feuerwaffen, bei einem Angriff von der Seite zu fürchten ist. Er war zwar den Alten auch gefährlich; aber bei weitem nicht in dem Grade wie uns. Durch den Schild würde hier alles wieder auf den alten Fuß kommen. Kraft und Muth und Geschicklichkeit würden entscheiden; und der panische Schrecken kann nie ein ganzes Heer ergreifen und niederdrücken, so lange es noch sein Schicksal von seiner Tapferkeit und seiner Anstrengung abhängig weiß, und sich noch nicht in den Händen des blinden Glücks denkt. Bei dem Rückzug wird sodann der Schild, eben so wie er es bei den Alten war, noch wohlthätiger, indem er den eindringenden Feind so unschädlich als möglich macht: wenn man vorzüglich dabei, so oft die Gelegenheit es erlaubt, auch das Feuergewehr der zwei übrigen Glieder, eben so wie bei dem Vorrücken, geschickt und besonnen und unerschrocken braucht. Auf diese Weise muß der Rückzug weit weniger gefährlich werden: und es ist leicht begreiflich, wie die Griechen unter Xenophon aus dem tiefen Asien hervor einen so langen Weg mitten unter Feinden bis in ihr Vaterland aushielten, ohne von der Übermacht aufgerieben zu werden. Bei unserm jetzigen System würde eine solche Unternehmung an die Unmöglichkeit gränzen. Auch noch diesen Vortheil würden die Schilde geben, daß man hinter ihnen alles etwas besser vor dem Feinde verbergen könnte, was man eben in dem Moment vor ihm geheim halten will. Mit gesenktem Gewehr kann man hinter einer Fronte von Schilden alle mögliche Veränderungen machen, ohne daß man in einiger Entfernung auf der Ebene etwas davon gewahr werden könnte; welches hinter einem Treffen bloßer Männer nicht so leicht geschehen kann. Auch könnte man den Schild zur bessern Fußung unten vielleicht mit einer etwas scharfen Spitze versehen und die σιδηρα κογχος oder den ferreus umbo ebenfalls mit einer scharfen Kegelspitze erhöhen, damit das Ein-

dringen desselben desto gefährlicher und der Widerstand gegen denselben desto schwerer würde. Polybius sagt von diesem Schildbuckel — σιδηρα κογχος, ἡ τας ὁλοσχερεις αποσλεγει πληγας λιθων και σαρισσων, και καθ' ὁλον βιαιων βελων. Diese Absicht würde auch bei uns noch nicht ganz wegfallen, da dieser Theil des Schildes die edelsten Theile des Körpers bedeckt; so daß also hier der größern Gewalt der Kugel eine größere Stärke des Widerstandes entgegen gesetzt würde. Überdieß scheint diese Vorkehrung bei den Alten auch noch eine andere Ursache gehabt zu haben, die ich weder bei dem Polybius, noch bei irgend einem andern Schriftsteller angeführt finde; nämlich da der Schild vermittelst des Porpax am linken Arme hing, so scheint dieser ferreus umbo durch seine Schwere das Centrum gemacht und also zum bessern Gleichgewicht beigetragen zu haben: zumal da auch an dieser Stelle, nach der ganzen Maschinerie der Waffe, die größte Gewalt sowohl im Tragen als im Schlagen auszuhalten war.

Die größte Wohlthat des Schildes aber, und wo er unstreitig in seiner höchsten Würde erscheint, ist die Beschützung und Rettung einzelner wackerer Männer, die ohne ihn ein Raub des Todes oder des Feindes wären, oder nur mit Aufopferung mehrerer anderer eben so wackerer Männer gerettet würden. Ὑπερασπιζειν και σωζειν τινας των πολιτων και συμμαχων, sagt, däucht mich, Polybius; und man kann vielleicht nichts größeres zur Ehre des Schildes sagen. Die Beispiele dieser Art in der Geschichte sind überall sehr zahlreich, und ich will hier nur das einzige sehr bekannte des braven ehrwürdigen Sokrates anführen, der bei Potidäa seinen jungen Freund aus der Schlacht trug. Wir vergessen, daß er Alcibiades rettete und vielleicht die Pest des Vaterlandes zurückbrachte: es ist genug, er rettete einen Bürger; und es war schon damals unter Menschenkennern ausgemacht, dieser

junge Mann werde, sey es im Guten oder im Bösen, nichts mittelmäßiges werden. So wie das Leben dieses liebenswürdigen Alten eines der merkwürdigsten und lehrreichsten ist, so ist vielleicht dieses einer der schönsten Momente dieses Lebens.

Daß die Lanze durch ihre Länge und Leichtigkeit und Beweglichkeit im Faustgefecht den Vorzug vor unserm Bajonett haben würde, ist wohl kaum zu bezweifeln; da es selbst in der neuern Kriegsgeschichte noch Beispiele des Übergewichts dieser Waffe giebt, wenn es zum Handgemenge kam. Bei den alten Dichtern stand dieselbe in so großem Ansehen, daß sie oft vorzugsweise einem Krieger nur αιχμητης nennen: Shakespear hat also in dieser Rücksicht einen der schönsten Namen, der Lanzenschwinger. Man denke sich die Stellung; die Linke schützt, die Rechte schlägt; und schon deßwegen wird die Bewegung an Schnelligkeit gewinnen, weil nicht beide Arme mit dem ganzen Körper zugleich nach Einem Punkte hinarbeiten dürfen, sondern bloß die Rechte den Stoß führt und wiederholt. Mich däucht, keine unserer jetzigen Schlachtordnungen würde einer so bewaffneten eindringenden Last widerstehen können, wenn sie ihren Vortheil mit Entschlossenheit, Geschicklichkeit und Behendigkeit zu gebrauchen verstände. Die Behandlung der Lanzemit dem Amentum würde, so wie jetzt die Sachen stehen, gar nicht nöthig seyn; wenn sie aber nöthig würde, so könnte diese Übung, wodurch man die Waffe einigermaaßen zur fern-treffenden machte und sie durch Zurückziehung beständig doch auch zur nahen stataríschen brauchte, ihr noch eine neue Furchtbarkeit geben. Ich spreche überall durchaus nur von dem Faustangriff, den ich allein für entscheidend halte, und der so schnell als möglich herbeigeführt und so schnell als möglich geendigt werden muß.

Vielleicht wendet man hier ein, was schon manche Verfechter des Pulversystens mit anscheinender Humanität vorgebracht haben, daß ein solcher Kampf wieder weit blutiger seyn

und unendlich mehr Menschen kosten würde. Diese Einwendung ist Sophisterei. Im Kriege will man Entscheidung; Entscheidung wird bewirkt durch unwidersprechliches Übergewicht eines Theils; das Übergewicht durch Vernichtung der größten Menge oder gänzliche Entkräftung. So lange der Feind Kräfte fühlt und Verstärkung hoffen kann, ist er nicht besiegt. Der Mann stirbt muthiger und besser und würdiger in dem Gefühl und der freien Anstrengung seiner Kraft, als wenn er das Opfer eines blind fallenden Glücks ist. Es ist mehr Humanität, wenn ein einziger blutiger Tag entscheidet, als wenn Jahre in Druck und Elend hingezogen werden. Wer in dem Moment der großen Krise am besten und sichersten morden kann, ist der beste Menschenfreund; er führt den Zweck des Kriegs, den Frieden, am thätigsten herbei. Diese Krise ist die traurige Kollision der Menschennatur, wo vorher jede gütliche Rechtspflege mit ihren Aussprüchen unkräftig war. Wehe dem Mann, der diese Momente zur Plage der Menschheit aus irgend einer glänzenden oder schmutzigen Leidenschaft verlängert. Er verdient, daß kein Rechtlicher ihn achtet, daß ihm sein Pfühl keine Ruhe giebt, daß ihm Dolchspitzen aus der Mauer drohen, daß er in jedem Menschenantlitz einen Henker sieht, daß der Genius des Geschlechts alle Harpyen an seiner Seele nagen läßt. Die Menschheit verstummt in dem Moment der Entscheidung, oder der Krieg wäre ein Widerspruch mit seiner Natur: wo sie länger verstummt, als es durchaus nothwendig ist, sind die Krieger feige Niederträchtige oder wilde Kannibalen. Wir müssen uns dem Glück so viel als möglich zu entziehen suchen; das will unsere Vernunft, das ist das Resultat der besten Psychologie. Nur durch Gebrauch und Anstrengung der Kraft gewinnt der Muth seine Festigkeit und ein Gleichgewicht, das weder Sieg noch Tod aus dem Angel hebt. Man macht der Versuche so viele, die alle auf viel schwankendern Hypothesen beruhen, als diese

Forderung; warum sollten wir nicht auch hier, in einem der wichtigsten Vorfälle des Lebens, einmal unsere ganze Kraft sammeln; wäre es auch nur um zu sehen, wie weit wir die Alten zurück gelassen haben oder hier hinter ihnen zurück stehen.

Man wende nicht ein, daß das Menschengeschlecht an seiner Kraft so herabgeschwunden sey, daß unser Schädel den Helm, unser Arm den Schild nicht mehr tragen könne, und unsere Rechte die schwere Lanze nicht mehr zu schwingen vermöge. Eine solche Behauptung wäre Frevel und Blasphemie gegen die plastische Natur. Wir sind gewiß noch die nämlichen, sobald wir nur wollen. Was würde ein alter Liburner Bootsmann von unsern übermenschlichen Kräften denken, wenn er ein englisches Linienschiff der ersten Größe sähe? Der Schild wird unser Gewehr nicht sehr viel überwiegen, das doch ein Mann tagelang in der ungemächlichsten Lage tragen muß. Übung und Anhaltsamkeit vermehrt die Kräfte unglaublich. Ich bin fest überzeugt, ein römischer Tiro würde es Anfangs eben so schwer finden unser Gewehr zu tragen und zu handhaben, als unsere Rekruten den römischen Schild zu führen. Beide müssen es lernen. Die alten Waffen hatten vor allem auch schon den Vortheil, daß ihr Gebrauch die Kräfte des Körpers mehr ins Gleichgewicht setzte. Der Soldat zog sie an wie seine Kleider, sagt Cicero; und derjenige, von dem man dieses nicht sagen konnte, gehörte gewiß noch zu den Tironen. Arma induere ist nicht allein bei den Dichtern, sondern auch hier und da bei den Geschichtschreibern, der feierliche Ausdruck, und scheint vorzüglich das Wohlthätige der Schutzwaffen anzuzeigen. Cicero fordert von dem Krieger, daß er seine Waffen mit der nämlichen Festigkeit und Leichtigkeit brauche, als ob sie Glieder seines Körpers wären: und ob er gleich selbst eben kein sehr ausgezeichneter General war, so wußte er doch von der Sache, wie fast von allen Dingen,

sehr richtig und gut zu sprechen. Wie sollte er auch nicht eine gültige Stimme über einen Punkt haben, der jedem jungen Römer wie das Alphabet bekannt seyn mußte?

Unser Gewehr hängt mit seinem ganzen Gewicht und seinem ganzen Gebrauch fast allein nur dem linken Arme zur Last, und schwächt daher auch vorzüglich nur die linke Seite. Es ist vielleicht als ein Zeichen dieser Schwäche bei unsern Armeen schon eine alte Bemerkung, daß der Mann fast immer nach dem Gewehr hängt, welches sich auch im Gange zeigt. Aber eine eben so gemeine Erscheinung ist es auch, daß von dieser übertriebenen örtlichen Anstrengung alte Soldaten vorzüglich im linken Arme die Gicht bekommen. Der übrige Körper und besonders der rechte Arm hat verhältnißmäßig nicht genug zu arbeiten. Übrigens hat vielleicht die ganze alte Bewaffnung in allen ihren Wendungen keinen so schwierigen Moment, als wenn bei der unsrigen ein Soldat nur eine Minute im Anschlage liegen soll. Die Sache läßt sich sehr leicht mechanisch berechnen; und ich habe Leute von ungewöhnlicher Kraft gekannt, denen diese Anstrengung sehr viel kostete. Es giebt bei uns nur selten Offiziere, die das Mechanische der Waffenübungen aus eigener hinlänglicher Erfahrung kennen und das Wesentliche und Nothwendige von der überflüssigen kleinlichen Schulmeisterei gehörig unterscheiden; es ist also nicht selten, daß eine ganze Kompagnie, bei verdrießlichen Rekrutendemonstrationen, die man an den Korporal weisen sollte, bis zum Angstschweiß jämmerlich mit Tempos geplagt wird, die nur erst durch Schnelligkeit leicht und nützlich werden. Zu diesen Tempos gehört nun wohl das Anschlagen nicht ganz, da man doch einen Augenblick Zeit nöthig hat, um dem Schusse einigermaaßen die nöthige Richtung zu geben, daß die bezweckte Wirkung wahrscheinlich werde. Aber wenn man es zu sehr dehnt und auspredigt, werden die Muskeln des

linken Arms zu einer furchtbaren Ermattung angestrengt; und ich weiß mehrere Beispiele, daß das Bajonett auch Leuten zu Boden sank, die keine Schwächlinge waren. Nichts umsonst! ist im Kriegshandwerke mehr als in irgend einem andern ein nothwendiger Grundsatz: und wer das Gegentheil glaubt und thut, gehört auch hier zu den kleinlichen Autoschediasten.

Nun wird man mit der Frage kommen: Gesetzt, wir sichern uns auch mit riesenmäßiger Anstrengung gegen die Wirkung des kleinen Feuers; womit schützen wir uns gegen die Artillerie? Artillerie gehört gar nicht mehr zu dieser Abtheilung des Kriegs; Kanonen sind ein ganz anderes Feld. Unser Geschütz ist an die Stelle des alten Tormentenwesens getreten; und hier sind wir durch Hülfe der neuen Physik den Alten ohne Zweifel furchtbar überlegen. Gegen Artillerie ist nur mit Artillerie zu fechten, wenn man sie beschwichtigen und nicht mit einem gewagten Fauststreich sich ihrer bemächtigen will. Gegen Kanonen brauche man Kanonen, und gegen Kartätschen Kartätschen. Ein Kartätschenschuß ist unstreitig die entsetzlichste Erfindung, die von der menschlichen Natur zu ihrer eigenen Zerstörung gemacht worden ist. Die Erfindung ist freilich so leicht und so natürlich, daß von der Kugel zur Kartätsche kein anderer Übergang ist, als von der Einheit zur Mehrheit: und mich wundert, daß man, nach dem Beispiel der Jäger, die Kartätschen bis jetzt noch nicht auf das kleine Gewehr angewendet hat, um die Wirkung desselben zu vergrößern. Es ist der nämliche Grund, und die nämlichen Mittel, freilich nicht ganz so mörderisch, liegen am Tage. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Humanität das Hinderniß gewesen sey. Ein Dutzend Wolfshagel über eine Paßkugel würden eine stattliche Gewehrkratätsche machen, und die Wirkung des Schusses außerordentlich vervielfältigen. Man will ja nicht, daß die Kugel tödte; sie soll nur ihren Mann verwunden, ihn zum wei-

tern Gefecht untüchtig machen und ihn aus der Linie bringen; und in dieser Rücksicht würde vielleicht durch Anordnung einer solchen Methode die Humanität noch gewinnen. Der Wunden würden mehr, aber der tödtlichen weniger. Ich habe gehört, daß die französischen Jäger im vorigen Kriege bei einigen Gelegenheiten den Anfang dazu gemacht und ihre Kugeln zur Ladung geviertheilt haben. Aber wozu so viel Mühe, da man es kürzer haben kann, und da überdieß jede andere Form den Gewehrlauf mehr angreift und verdirbt, als große oder kleine Kugeln. Barbarei wäre es, wenn man dadurch die Wunden nur schmerzlicher und langwieriger machen wollte; denn merklich gefährlicher werden sie nicht.

Gegen Kanonen kann man also in die Länge nur mit Kanonen schlagen. Das ändert aber in der Sache nichts, und hebt den Vortheil der Schutzwaffen gegen das kleine Feuergewehr nicht auf. Ich darf auch hier sogar behaupten, daß ein Kartätschenschuß einer beschildeten Front nicht so viel schaden wird, als einer andern mit bloßer Brust. Eine scharfe Kartätschenkugel wird allerdings durch den Schild schlagen und den Mann darunter schwer beschädigen oder gar tödten: aber hätte sie wohl weniger gethan, wenn dieser Widerstand nicht da gewesen wäre? Die schwächere wird aber zurück prallen und ohne Wirkung seyn, die ohne diesen Schutz manchen gesunden Knochen hätte zerschlagen können. Die Unordnung, die ein Kartätschenschuß unter den Schilden anrichten kann, ist nicht größer, als sie auch unter unbedeckter Mannschaft seyn würde. Eine kleine Kugel in ihrer Kraft giebt einem Manne unter dem Helme, wenn dieser nur einigermaaßen fest ist, einen betäubenden, vielleicht gefährlichen Schlag; aber sie würde in der nämlichen Richtung jeden ohne Helm getödtet haben. Wenn ein Kartätschenschuß den bloßen Kopf trifft, ist wohl jedem Wundarzt die Arbeit erspart: aber wenn ihn der Helm schützt,

kann der Mann gegen einen schwächern Schuß vielleicht mit einer Quetschung durchkommen. Die Beispiele sind nicht ganz selten, daß Offiziere durch ihre Ringkragen gerettet worden sind, von welchen die Kugel zurück fuhr. Dieses Diminutivschildchen ist höchst wahrscheinlich noch ein Überrest des alten Thorax, daher man es auch mit richtiger Analogie im neuern Latein nur pectorale nennt. Der General Dombrowsky wurde im vorigen Kriege in Italien, ich glaube bei Trebia, durch Schillers dreißigjährigen Krieg geschützt, den er in der Tasche des Oberrocks trug; und der General Igelström in Warschau durch den Stern auf der Brust, der aus Silberplatten bestand. Beide Vorfälle weiß ich aus dem Munde der Männer selbst, und habe vom erstern in Rom das Exemplar des Buchs selbst gesehen, das die Kugel zwar ziemlich tief, aber doch nicht ganz durchgeschlagen hatte. Wenn solche Kleinigkeiten Rettung geben können, warum sollte man nicht auf Mittel denken sich wesentlich zu schützen? Muth ohne Gedanken auf Sicherheit ist nicht von der wahren Art, und ziemt höchstens nur dem gemeinen Krieger, der die Sorge für seine Sicherheit in die Hände des Anführers niedergelegt hat, und pflichtmäßig unbedingt dessen Befehl vollzieht. Wenn Schild und Helm ihre Beschwerde haben, so lohnen sie auch reichlich dafür. Man setzt sich dadurch keiner größern Gefahr aus; aber man wendet viele Gefahren ab. Jeder Angriff wird dadurch erleichtert und jeder Rückzug weniger gefährlich gemacht: davon bin ich so fest überzeugt, daß ich mit der Bewaffnung, wie ich sie mir klassisch denke, jeder noch so gut bewaffneten und noch so fertig geübten Linie des neueren Systems von nicht zu großer Überlegenheit ruhig entgegen gehen würde.

Der Synaspismus der Alten ist bekannt, und mußte bei Angriffen und Vertheidigungen den Feinden eine furchtbare bewegliche eherne Mauer seyn: und vorausgesetzt, daß wir das

nämliche mit Geschicklichkeit, Kraft und Nachdruck ausführten, müßte das nämliche gegen Reiterei und Batterien und selbst wohl bei Ersteigung der Festungen, wo bekanntlich der Schuß sehr wenig entscheidet, die nämliche unwiderstehliche Wirkung hervorbringen. Nichts würde diesen Synaspismus brechen können als Kanonenkugeln und der Kernschuß der Kartätschen: aber diese sind ohne ihn von noch weit schrecklicherer Wirkung. Die Lateiner nennten diese Zusammenschildung, deren Wirkung außerordentlich gewesen seyn muß, mit einem sehr originellen Ausdruck Testudo, eine Schildkröte; und si parva licet componere magnis, nichts konnte passender seyn. Wie dieses Thier unter seinem natürlichen Schutze so lange gegen seine Feinde geschirmt ist, bis eine stärkere Gewalt seine Schale zertrümmert, so konnten unter dieser Anordnung die Krieger mit der ganzen Masse ihrer Kraft sicher auf Einen Punkt wirken, bis eine größere Kraft diese Schildmauer brach; welches nicht so leicht war, und jetzt, die Artillerie abgerechnet, noch schwerer seyn würde als ehemals.

Die gleichen Vortheile der Kanonen mitgenommen, halte ich also Schild und Helm und Lanze für das robur exercitus, bei dem die Alten billig so kühn und unerschrocken waren, und denke, daß unser kleines Feuergewehr nur zu den Velitationen gehört; daß es zwar die Schleuderer und Bogenschützen sehr übertrifft, aber gegen die Waffen der Hopliten in Männerhänden wenig vermag; man müßte denn auf den Faustangriff Verzicht thun, und nur aus der Ferne fechten wollen. Aber diese Gefechte sind eben nichts als Velitationen, und entscheiden nichts.

Dieses wären also die Waffen des Fußvolks. Ob die Reiter durch den Gebrauch der alten Waffen der Reiterei gewinnen würden, oder ob der Vortheil dem Aufwand von Kosten und Kräften hinlänglich entsprechen dürfte, darüber wage ich

keine Stimme: zumal da ich überhaupt, nach einem ziemlich aufmerksamen Studium in der Kriegsgeschichte, nicht sehr geneigt bin, der Reiterei im Kriege vielen Vortheil zuzugestehen. Wenigstens kann ich mich nicht überzeugen, daß das außerordentlich starke Verhältniß der Reiterei zum Fußvolke, welches man gewöhnlich auf den dritten Theil ansetzt, am vortheilhaftesten berechnet sey. Von den ältesten Zeiten bis zu den neuesten herab hat man den Waffen des Fußvolks die Gerechtigkeit der Meinung widerfahren lassen, daß sie den Krieg entschieden. Überall, von Cyrus an bis auf Friedrich den Zweiten, warf die Reiterei nur die Reiterei: und nirgends hat man Beispiele, daß die beste Reiterei gegen eine gewöhnlich gute Infanterie durchgedrungen wäre, wenn diese nicht vorher von der Artillerie so eingebrescht war, daß sie sich nicht mehr stellen konnte, und also außerdem schon über halb verloren war. Wo die Infanterie gegen die Reiterei verlor, war sie also entweder schon vorher von Kartätschen zu Grunde gerichtet, oder sie hatte keine guten Anführer, oder sie taugte selbst nichts und konnte oder wollte ihre Schuldigkeit nicht thun. Überall finden wir bei dem Cäsar und Polybius, wo in Geschwindigkeit nur mit Reiterei ein Streich ausgeführt werden sollte und nicht konnte, die Klage, wir hatten keine Infanterie. Die gegenseitige Klage über Mangel an Reiterei fand nur selten Statt, und hieß dann nirgends etwas anders, als: wir konnten den Vortheil, den wir gewonnen hatten, nicht so gut und schnell genug benutzen; weil die Reiterei nämlich sich geschwinder bewegt.

Man kann vielleicht bemerken, und ich bin nicht der Erste, der dieses thut, daß von der Periode an, wo der Gebrauch der Reiterei im Kriege das Übergewicht über den Gebrauch des Fußvolks erhielt, bei jeder Nation die Kriegszucht bald in Verfall gerieth: und nie waren diejenigen Nationen entschieden

furchtbar im Kriege, deren Stärke vorzüglich die Reiterei ausmachte. Die Zeit der späteren Griechen und Römer und unsere Ritterzeit war durchaus nicht die Zeit der ernsten Kriegszucht und der berechneten Taktik, so wenig als der liberalen Philosophie. Wir finden zwar, daß die Athenienser auf Antrieb ihrer Demagogen zur Zeit des peloponnesischen Kriegs es zu einem Glaubensartikel ihrer Politik machten, mehr Reiterei zu haben; und auch Xenophon suchte sich auf seinem Rückzuge mehr Reiter zu verschaffen; aber bei ihnen waren die Reiter bei weitem nicht in dem großen Verhältniß der Zahl und zu einem andern Behufe, zu dem eigentlichen Zwecke, zu dem sie ihrer Natur nach zu passen scheinen: zu schnellen Velitationen, zur Säuberung der Gegend von kleinen Schwärmen der Feinde, zur geschwinden Besetzung wichtiger leerer oder schwach vertheidigter Stellen, bis man sie ernster vertheidigen konnte, und um die Nachlese des Siegs zu halten. Wo die Reiterei die Reiterei schlug, war damit noch nie etwas entscheidendes für die Schlacht gethan; und die Alten und Neuen erwähnen es immer nur als einen Umstand, der gute Hoffnung gab, weil es dem ganzen Heere, der eigentlichen Stärke des Streits, Muth machte und den Feind etwas in Furcht setzte. Es ist selbst nach dem Geständniß enthusiastischer sehr guter muthiger Reiter entschieden gewiß, daß die Reiterei gegen gut eingearbeitete und fest entschlossene Infanterie nie etwas wesentliches unternehmen wird: und wo es in der neuen Kriegsgeschichte das Gegentheil zu seyn scheint, war das Fußvolk, wie oben erwähnt wurde, entweder schon von der Artillerie zusammen geschossen, oder es war nichts werth.

Mir scheint es hinlänglich erwiesen zu seyn, wenn man einige kleine Vortheile nach dem schon erfochtenen Siege aufgiebt und abrechnet, daß die Reiterei von wenigem Nutzen

sey, wenigstens nicht die Dienste leiste, die eine wohl eingerichtete Infanterie mit der Hälfte der Kosten doppelt gewährt.

Das Überflügeln der Reiterei kann nichts fürchterliches haben, wenn die Flügel mit hinlänglichen Batterien gehörig besetzt sind, die von entschlossenen muthigen Bataillonen vertheidiget werden. Die geworfene Reiterei macht nur desto größere Unordnung und sammelt und formirt sich in der Nähe des Feuers unter dem panischen Schrecken der Thiere, bei weitem nicht wieder so geschwind als das Fußvolk; ob sie sich gleich sodann schneller bewegen kann. Der Nutzen der Reiterei besteht also vorzüglich in schnellen Recognoscirungen, im Reinhalten der Gegend von kleinen Streifzügen, in Unternehmung solcher Züge selbst und in Präoccupirung schicklicher Posten, bis man sie durch Infanterie und Artillerie hinlänglich besetzen kann. Das sind die Reiter überall gewesen, wo Taktik und Disciplin auf einem etwas höheren Standpunkt waren; und nur der Verfall der Kriegswissenschaft konnte sie im Mittelalter auf die erste Stelle der Armeen bringen. Das Feuergewehr hat sie noch mehr in Nachtheil gesetzt, da die Thiere nur mit vieler Mühe in dem Grade zum Angriff gewöhnt werden können, daß sie sich, bei der mörderischen Wirkung desselben und dem panischen Schrecken davor, mit Richtigkeit und Ruhe behandeln lassen. Ehemals schwieg der Donner, und gegen den Lärm der Schlacht war das Roß noch bald hinan zu zwingen, und so konnte der Gladius zuweilen immer noch den Schaft der Lanze des Schildsoldaten entzwei hauen und den Vortheil weiter verfolgen. Jetzt ist es ein Wunder, das an die Fabel gränzt, wenn man erzählt, daß ein Türke mit seinem Damascener Säbel den Gewehrlauf eines russischen Grenadiers von einander gehauen habe. Die Fälle sind gewiß äußerst selten, und machten dann nur den Gewehrlauf zum fernern Feuer-

gebrauch untüchtig, raubten aber nicht dem Manne den Gebrauch seines Bajonetts, auf welches hier das meiste ankommt.

Die einzige Methode, wodurch die Reiterei auch zur ernsthaften Entscheidung fähig gemacht wird, ist, wenn sie mit sogenannter reitender Artillerie von hinlänglicher Stärke und Fertigkeit versehen wird; ein Gedanke, dessen Wichtigkeit man jetzt überall zu fassen und zu verfolgen scheint.

Ob man nun die Reiter zu ihrem jetzigen Behuf so bloß ohne Schutzwaffen hinstellen und handeln lassen solle, mag ich nicht entscheiden. Mir scheint es, daß die alten Kataphrakten, wenn man sie nicht allzu schwer machte und aus eben diesem Grunde mit einem gut eingerichteten Helm versähe, immer noch von sehr großem Nutzen seyn würden. Auch hört man, daß man hier und da den gehörig modificirten Gebrauch derselben wieder hervorsucht. Unser Kuiraß ist zwar nicht ganz der Thorax der Alten; aber für unsern Reiter doch wohl das beste Surrogat desselben, wenn man ihm nicht die Parma zurück geben will, die ihm vielleicht wenig helfen dürfte, da seine ganze Wirkung mehr auf Schnelligkeit und der Gewalt des Angriffs beruht, und da der Mann fast mehr für sein Thier als für sich selbst besorgt zu seyn Ursache hat. Warum man aber der Reiterei, die man gegen Infanterie brauchen will, nicht die lange Lanze läßt, und sie nicht in dem Gebrauche derselben anhaltsam übt, kann ich nicht begreifen, da es doch leicht einzusehen ist, welchen nicht gewöhnlichen Vortheil eine so entscheidende Waffe, gut geführt, bei Angriffen geben muß. Zur Vertheidigung mit derselben dürfte es vielleicht seltener der Fall seyn: doch fehlt es nicht an Beispielen, daß sich Kosaken und Uhlanen bei einzelnen kleinen Gefechten einen großen Vortheil damit zu verschaffen wußten. Wenn es auf irgend eine Weise möglich ist, mit Reiterei entscheidend gegen Infanterie zu wirken, so muß es mit der Pike, verbunden mit rei-

tender Artillerie geschehen; doch habe ich noch nirgends gehört, daß je etwas nachdrückliches auf diese Weise schon damit versucht und ausgerichtet worden sey. Man hat zwar einige Mal einige Kosakenpolks abgerichtet, mit der Pike in geschlossener Linie zu reiten und den Angriff zu machen; aber man ist bis jetzt nicht sonderlich glücklich gewesen. Mann und Roß scheint bei dieser gemischten Nation einen so großen angebornen Respekt vor dem Schusse zu haben, daß man mit einer einzigen Kartätsche zuweilen einem ganzen Regimente die Richtung rückwärts giebt. Auch die preußischen und pohlnischen Uhlanen haben bis jetzt gegen die Infanterie mit der Pike noch nichts versucht. Was damit zu versuchen wäre, überlasse ich entschlossenen und geschickten Reitern zu erwägen. Wenn es mit dieser Waffe nicht geht, Pistolen und Säbel werden der guten Infanterie nie gefährlich werden; und die Thiere werden schwerlich jemals dahin gebracht werden, mit dem Chok durch eine festhaltende Feuerlinie mit Bajonetten zu brechen.

Ob dem Kavalleristen nicht auf alle Fälle auch ein guter Stoßdegen vortheilhafter wäre, als die Schneidewaffe, bedürfte einer genauen Untersuchung. Beides zu vereinigen hat man mit Recht hier und da der schweren Kavallerie noch spitzige Seitengewehre gelassen; aber bei weitem der größte Theil hat Seitengewehre in Säbelgestalt, die zum Stoß sehr wenig geschickt zu seyn scheinen: und doch verhält sich beständig der Stoß zum Hiebe, wie die gerade Linie zur krummen. Freilich gehört zum Stoß, in Vertheidigung und Angriff, mehr Geschicklichkeit und Übung: aber es ist auch darin mehr Wirkung und Sicherheit, wie die Erfahrung durch mehrere Beispiele lehrt. Noch im siebenjährigen Kriege gaben davon ein Beispiel bei der alliirten Armee die sogenannten Bückeburger Eisenmänner, eine Art von Kataphrakten, die den Franzosen Anfangs so furchtbar waren, daß man fast kein Kommando gegen

sie vorwärts bringen konnte, bis der Französische General seinen Dragonern gegen dieselben lange Stoßdegen gab, mit denen sie ihnen französisch sehr geschickt durch die Schienen die Rippen trafen. Von dieser Stunde an waren sie nicht gefährlicher, als die übrigen.

Daß unserer Infanterie kein Degen und überhaupt kein Seitengewehr mehr nütze, seitdem man das Gewehr mit dem Bajonett bewaffnet hat, ist eine ziemlich ausgemachte und anerkannte Sache. Wenn der Mann sein Bajonett verloren hat, ist er selbst verloren; und es wird ihn wohl schwerlich irgend eine andere Handwaffe retten, die dem Säbel ähnlich wäre. Das hat man so allgemein gefühlt, daß man in den meisten Armeen dem Musketier dieses überflüssige Instrument abgenommen hat. Zwar setzt sich noch überall der alte eingewurzelte Ehrgeitz gegen die Abgabe; aber warum soll der Soldat ein unnützes lästiges Instrument tragen, das ihm durchaus von gar keinem wesentlichen Vortheil seyn kann? Die Engländer, die Franzosen, die Russen und die Östreicher haben es nach guter Berechnung abgelegt; und ich zweifle nicht, daß die Übrigen nach und nach allmählich auch folgen werden. Den Grenadieren läßt man das Seitengewehr zu gewissen Behufen billig noch; aber dann muß man es anders modificiren, als man es gewöhnlich findet. Es muß dem Gladius der Römer näher gebracht werden. Weil sein Gebrauch meistens nur in Faschinenhauen und ähnlichen Verrichtungen bestehen kann, muß es Masse und Gewicht haben. Nur bei wenigen Truppen ist es zweckmäßig dazu eingerichtet. Bei den Russen hatten es einige Grenadierregimenter von dem Fürsten Potemkin erhalten, der überhaupt in dem Wesen des Dienstes mehrere sehr wohl berechnete Einrichtungen getroffen zu haben scheint, die ihm seine Feinde und Neider nicht gern zugestehen wollten. Im Gefecht sind sie durchaus von keinem Gebrauch; und so fürchterlich sie

aussehen, ist es doch noch keinem Grenadier eingefallen, an sie zu denken, wo er sein Bajonett haben konnte. Aber bei Feldbefestigungen zu Faschinenbinden, und bei Verhauen können sie in den Händen der Menge von großem Nutzen seyn. Für den Mann mit dem Feuergewehr ist also, wenn er sein Bajonett verloren hat, wohl das einzige Heil eine besonnene Flucht: aber den Schildträgern würde man, auch auf den Fall des Verlusts der Lanze zum Gefecht solche gladienähnliche Instrumente immer mit Vortheil lassen, da ihr Schild ihnen den Gebrauch derselben bei mißlichen Lagen sehr erleichtern würde. Wenigstens ist mehr Wahrscheinlichkeit des Nutzens da, als bei Leuten ohne alle Bedeckung gegen die längern Stoßwaffen.

Es sey mir nun noch erlaubt, auch einiges über militärische Kleidung hinzuzufügen, da dieser Gegenstand gewiß einer ernsteren Überlegung würdig ist, als es Anfangs scheinen möchte. Von den Alten haben wir über militärische Kleidung nicht so viel Nachrichten, als es vielleicht der Antiquar wünscht: denn für die neuen praktischen Maaßregeln dürfte, vorzüglich in unserm Klima, wohl wenig davon brauchbar seyn. Daß die Römer ihr kürzeres Kriegskleid hatten, das sie Sagum nannten, ist so bekannt, daß sich jeder Schüler sprichwörtlich daran erinnert. Die römische Nationalfarbe war, wie an der Toga des Friedens, also auch hier, weiß, oder vielleicht ohne Walke weißgrau, die den Schmutz am wenigsten sehen ließ. Es versteht sich, daß auch die Abzeichnung der Prätexta nach den verschiedenen höhern Militärgraden, wie im Civil, Statt gefunden haben wird: und das purpurne Paludamentum war ausschließlich dem Feldherrn eigen. Von den Spartanern lesen wir, daß sie im Felde die rothe Farbe trugen, um das Blut, das nothwendig fließen mußte, weniger in die Augen fallen zu lassen: eine psychologische Maaßregel, die dem Muth der Nation keinen Eintrag thut, sondern ihr

vielleicht mehr Ehre macht, da sie durch dieselbe sogleich an die Blutfarbe gewöhnt wurde. Mich däucht, daß dieses ein Grund ist, der bestimmen kann, diesem alten unerschrockenen kriegerischen Völkchen in diesem Punkte nachzuahmen. Die alten Römer und Griechen trugen in ihrer schönen Zeit keine Beinkleider. Das ist so bekannt, daß die Dichter die Barbaren nur gentes braccatas, behosete Völker nannten: und in diesem Sinne wären freilich die Sanskülotten ganz ächte Republikaner.

Ich nehme gern an, daß unsere heutige europäische Kleidung auch den Bedürfnissen des Kriegs am angemessensten ist; wenn sie nur so modificirt wird, daß sie dem Endzweck des Feldzugs gehörig entspricht. Daß sie so ästhetisch sey oder es je werden könne, wie die der Alten es war, läßt sich wohl nicht behaupten. Eine Kleidung, die keinen reichen Faltenwurf erlaubt, kann nie sehr ästhetisch schön werden.

Von der militärischen Kleidung wird vorzüglich gefordert, daß sie den Körper gehörig warm halte und bequem sey, daß sie sich leicht und schnell anlegen lasse, und daß sie den Mann in keiner seiner militärischen Funktionen hindere. Welche von unsern militärischen Kleidungen diesen Forderungen am meisten entspräche, oder wie das Fehlende am zweckmäßigsten ersetzt werden könnte, wäre allerdings eine Untersuchung, deren sich auch ein König nicht schämen dürfte: wenn man nur immer auf das wahre Bedürfniß und den richtigen Endzweck sähe, und nicht vorzüglich hier die Ökonomie bis zur kleinlichen Kärglichkeit triebe. Es ist vielleicht nicht zu tadeln, wenn man, wie es jetzt in dem Preußischen geschehen soll, das Kamisol zu ersparen sucht und nur die Flügel an den Rock näht; aber desto gewissenloser ist es; wenn dieses Kleidungsstück so schlecht und knapp und ärmlich geliefert wird, daß es kaum die Blöße deckt und vorzüglich den Unterleib leiden läßt, aus welcher Vernachläßigung ganze Kohorten Krankheiten und

besonders die fürchterlichen Koliken und Ruhren herkommen, die oft bei den Armeen mit der Wetterveränderung zur Herbstzeit eintreten. Daß in mehreren Armeen die Bekleidung den Hauptleuten überlassen ist, hat noch die üble Folge, daß sie selten strenge nach den Gesetzen besorgt wird. Der Vortheil theilt sich, und die Theilnehmer halten desto mehr zusammen: und es ist in Verwaltung der militärischen Justiz bei gewissen Gelegenheiten noch so wenig Menschlichkeit und Ehrgefühl, daß die Rechtschaffenheit die Zähne knirschen möchte. Jeder gemeine Soldat, der sich bestimmt Gerechtigkeit verschaffen will, muß entschlossen seyn, seinen Kopf für seine und seiner Kameraden Sache in die Schanze zu schlagen, und hat immer noch nicht viel Hoffnung wahrer Hülfe. Es giebt mehrere Beispiele, daß Klagen bei Höheren mit Grausamkeit zurückgewiesen worden sind, und daß man der vermessenen Kühnheit, Gerechtigkeit zu fordern, mit der Bütteldespotie der Stockschläge Einhalt that. Die Obern sollten zur Rettung ihrer eigenen Ehre dergleichen Verbrechen an der Menschheit jederzeit strenge untersuchen und ahnden, und es nicht der Willkühr derer überlassen, die hier in ihrer eigenen Sache Richter sind; welches bei allen Völkern, keine Barbaren ausgenommen, für eine Rechtsinkonsequenz gehalten wird. Diese Malversation geschieht vorzüglich mit Hemden und Schuhen, zwei Kleidungsstücken, die dem Manne so wichtig sind und von deren Güte oder Untauglichkeit so viel von seinem Wohlbefinden abhängt. Als ich noch bei der Armee bekannt war, habe ich darüber leider Erfahrungen gemacht, die nicht selten mein Gefühl empörten. Oft ist einem Manne das jämmerlich kurze Hemde aus den Beinkleidern gefahren, indem er sich bei irgend einem Tempo oder zu irgend einem Behuf bücken mußte; und wehe dem, der es gewagt hätte, eine Beschwerde vor die Behörde, vielleicht gar vor der Front, zu bringen, wo doch

durchaus rechtlich das Forum des Soldaten ist. Der wäre geradezu ein Meuter und Majestätsverbrecher, den sodann die Schikane zur ewigen Qual verdammt. Die Behörde giebt still einen gelinden Verweis, und der Richter übt in der eigenen Sache willkührliche Barbarei. Es soll mich freuen, wenn man jetzt ähnliche Klagen zu führen nicht mehr Ursache hat.

Von allen Vorkehrungen zur militärischen Kleidung ist mir die russische unter dem Fürsten Potemkin als die beste und zweckmäßigste vorgekommen, weil sie alle Forderungen am besten erfüllte. Es ist bekannt, daß der Fürst nicht willkührlich allein seinen Einfällen folgte, sondern Offiziere um Rath fragte, die mit den Einrichtungen aller guten Heere bekannt waren, und daß also von allem das nützlichste und zweckmäßigste ausgesucht wurde. Das meiste und ausgezeichnetste scheint er, mit einigen kleinen Veränderungen, von den Engländern und vorzüglich von den Bergschotten genommen zu haben.

Der Mann trug nach der Potemkinschen Ordonnanz auf dem Kopf ein Kaske, deren höchste Zweckmäßigkeit ich nicht untersuchen will, die aber gewiß die beste war, die man in neuern Zeiten irgendwo gebraucht hat. Der hohe eiserne Bogen, mit Pferdehaar oder Wolle umwunden, sicherte ziemlich gegen jeden Säbelhieb, und das Stirnblech that ziemlich jeder Kugel Widerstand, die nicht zu scharf war, daß also diese Kaske als Kopfbedeckung und Schutzwaffe zugleich angesehen werden konnte. Über dem Kamisol war eine kurze aber völlige warme Leibbedeckung, Kurtka genannt, die den ganzen obern Körper von allen Seiten reichlich umhüllte und nichts überflüssiges gab. Die Beinkleider bestanden in Schariwary, oder langen, den ungarischen ähnlichen Hosen und Halbstiefeln. Diese Schariwary schlossen sehr schicklich gemessen unten über den Halbstiefeln den Fuß gehörig fest ein, damit ihn auf dem Marsche weder Staub noch eingefallene Steinchen beschweren

möchten; und selbst der Regen konnte nur mit Schwierigkeit, und nur erst, wenn er längere Zeit anhielt, eindringen. Es ist für die Fußbekleidung immer eine Hauptsache, daß der Fuß von allen Seiten fest verwahrt sey und vorzüglich nicht von den beständig einfallenden kleinen Steinen leide, welches die englischen Fußgänger, auch außer dem Militär, wohl erwogen zu haben scheinen. Auch die gewöhnlichen Kamaschen erfüllen ziemlich diese Absicht, wenn nur ihr Anlegen nicht zu viel Zeit erforderte; da doch Zeitersparniß bei dem militärischen Anzug eine Hauptsache ist. Das Haar war ordentlich nicht gar zu kurz abgeschnitten und reinlich gekämmt, so daß ich nie eine ernstere, kriegerischere, männlichere Erscheinung gesehen habe, als ein damaliges russisches Grenadierbataillon, das zum Schlagen fertig unter den Waffen stand. Es ist in der That keine unästhetischere und zugleich zweckwidrigere Erscheinung, als wenn ein Krieger ein schönes Haupthaar sklavisch in einen steifen Zopf gezwungen und in Seitenlocken verwirrt, verkleistert, gebacken und eingemehlt trägt. Bei der Reiterei mag der dicke Zopf mit einer eingelegten Eisenstange vielleicht noch zuweilen einen Säbelhieb abwehren; aber bei der Infanterie ist durchaus kein Zweck dieser Zeit- Talg- und Mehlverderbung zu finden; die überdieß der Reinlichkeit eben nicht sehr behülflich ist. Es ist nichts seltenes, daß ein Soldat über eine halbe Stunde an seinem Zopfe wickelt und über seinen Locken drechselt, und stufenweise dann von dem Korporal bis zum Hauptmann, oder wohl gar von einem Kleinmeistermajor die herbsten Verweise oder vielleicht thätliche Züchtigung erhält, daß er — keine Haarkräuslertalente hat. Es scheint, als ob man die Würde und den Ernst eines Kriegers durch dergleichen Quisquilien mit Gewalt zur Kleinlichkeit eines Jungfernknechts herabsetzen wollte.

Wenn man nun weder Kasket noch Mütze haben will, —

unsere Grenadiermütze ist ein solches mißgebornes Kasket, die wohl kaum die Absicht erfüllt, das Ansehen des Mannes kriegerischer zu machen, so ist doch immer ein runder Hut jeder dreieckigen Ausgabe vorzuziehen. Abgerechnet, daß er besser gegen Sonne und Regen schützt, da man gegen die Witterung den Soldaten vielleicht absichtlich nicht zu viel schützen will, giebt er ein schönes, ästhetisches, leicht bewegliches Ansehen. Aber was das Vorzüglichste ist, er ist durchaus im Tragen und Handhaben des Gewehres nicht hinderlich, welches bei den großen dreieckigen Hüten kaum vermieden werden kann, wenn man sie auch noch so gezwungen auf das rechte Ohr pflanzt. Wenn auch der Mann durch Haken und Schnur und Maschinerie seinen Hut noch mehr befestiget, so wird er doch nicht selten dadurch beschwert, wenn er das Gewehr auf der Schulter so tragen soll, daß es ihm bequem und seinem Nachbar oder Hintermann nicht hinderlich ist. Es versteht sich, daß der Rand des runden Hutes nicht so groß seyn darf, daß daraus der nämliche Vorwurf entsteht, den man dem dreieckigen macht. Der vorige König von Preußen scheint das Nachtheilige der dreieckigen Hüte empfunden zu haben, da er die beiden Seiten so sehr verkürzen ließ und dafür hinten und vorn einen Aufschlag machte, der die Unbequemlichkeit in der Waffenübung aufhob. Dawider war allerdings durchaus nichts zu sagen: warum er aber nicht lieber gleich die runde Form nahm, anstatt eine so widrige Gestalt zu schaffen, begreife ich nicht wohl. Am richtigsten und zugleich am geschmackvollsten scheinen die Spanier die Hüte berechnet und genommen zu haben, da sie den runden Rand nur auf einer Seite, nämlich auf der Gewehrseite aufheften lassen. Dadurch erhält er eine der schönsten Gestalten, die nur in Gellerts Hutmetamorphose vorkommen können. Diese aufgestutzte Seite mit einer Feder versehen, wie es bei ihnen gewöhnlich ist, giebt

dem Kopfputz eine kriegerisch leichte Zierlichkeit, die dem ehemaligen Feuer der Nation und ihrer alten Galanterie ganz entspricht, und in der Waffenübung durchaus nicht hindert.

Wenn man es also auch nicht wagt, zu den alten schweren Schutzwaffen, deren Vorzug doch ziemlich mathematisch klar ist, zurück zu gehen; sollte man doch unsere neuern Waffen selbst und die Kleidung noch besser nach der Mechanik und vorzüglich nach der Mechanik des menschlichen Körpers einrichten, um dadurch den größten möglichen Vortheil zu erlangen.

Ohne meine Gedanken anmaßlich hartnäckig zu behaupten, habe ich sie Kennern und Männern von Einsicht mit der nämlichen Offenherzigkeit zur Würdigung vorgelegt, mit welcher ich über andere nicht minder wichtige Gegenstände zu reden gewohnt bin.

Jeder giebt seinen Scherf und sucht nach seinen wahren oder vermeinten Kräften zur Verbesserung dieses oder jenes Faches beizutragen. Wenn etwas nicht geschieht, ist es deßwegen kein Beweis, daß es nicht geschehen könnte und sollte. Mancherlei Verhältnisse, Verflechtungen und Absichten und Kolissionen erklären, warum nicht immer das Beste gewählt wird.

VII.

Ueber Atheismus im Verhältniß gegen Religion, Tugend und Staat.

Eine philantropische Rhapsodie.

Know but thyself; presume not God toiscan;
The proper study of mankind is man,

Pope.

Ohne Apologie und Vorrede trete ich mit dieser kleinen Abhandlung vor ein billiges Publikum in der Hoffnung, daß der Gegenstand wenigstens die Unternehmung rechtfertiget, wenn auch die Art der Ausführung der philosophischen Kritik reichen Stoff zu Gegenbemerkungen und Rügen geben sollte. Da ich leider von der Legion derer bin, die nach langer und tiefer, oder auch nur flüchtiger Untersuchung schweigend oder laut als Grundprinzip alles menschlichen Handelns und Strebens nur Egoismus finden, so wird es Niemand befremden, wenn er eine kleine Dose desselben vielleicht auch in dieser literärischen Kleinigkeit entdeckt. Ich habe wenig Bücher gelesen, weil meine Verhältnisse mir nur wenig Lectüre erlaubten, und nicht weil ich gegen den Unterricht dieser Art gleichgültig bin; weil ich übrigens aber doch glaube, daß der Mann, der sich durch das Chaos menschlicher Wissenschaften durcharbeiten will, besser seine eigene Kräfte braucht und sich seine eigenen Wege bahnt. Mein Herz ist warm, das fühle ich; ob mein Kopf je helle werden wird, wage ich jetzt noch nicht zu bestimmen. Ehrlich muß ich bekennen, daß mich die Skepse von den geweihten Altären der Religion in das Heiligthum der Themis, aus diesem in die Arme der Philosophie und aus diesen in die Vorhöfe des Kriegsgottes trieb; wo ich wenigstens aus Amtspflicht bei einer klaren Ordonanz mein Gehirn mit Zweifeln zu behelligen selten oder nie Gelegenheit habe. Aber wer kann dem Denken ganz entsagen, und doch Mensch bleiben? Die Frucht einiger Lukubrationen lege ich hier mit Bescheidenheit dem Urtheile kompetenter Männer vor, mit der schüchternen kühnen Stimmung

einer Seele, wo in dem Kopf bei mancher Lehre oft noch der Zweifel den Vorsitz hat, in dem Herzen aber beständig eine warme feste Rechtschaffenheit zum unerschütterten Grunde liegt. Meinen Namen nenne ich, nicht aus gewöhnlichem Egoismus, welchen ich warlich ohne Erröthen gestehen würde; sondern aus dem Grundsatze, daß nach meiner Meinung immer der Staat und jedes Individuum sogleich wissen müssen, an wen sie sich über alles zu halten haben, was in irgend einem Buche steht. So sehr jeder liberale Mann vernünftige Preßfreiheit liebt und wünscht, so sehr ist ihm billig Anonymität zuwider, unter deren Hülle man nicht selten Gift aller Art in das Publikum bringt, oder Personalitäten einstreut, die man sich ohne Larve zu sagen schämt. Daher ist es auch unter den Engländern, einer gewiß liberalen Nation, nicht nur kein Lob, sondern selbst zuweilen kein geringer Vorwurf, ein anonymes Buch geschrieben zu haben. Was ein braver Mann für wahr und recht hält, hat er öffentlich zu sagen Muth; oder es ist eine Sache, die nicht gesagt werden muß, und folglich nicht ganz wahr.

Wenn wir nur diejenigen Atheisten nennen wollen, welche die Existenz eines höchsten allweisen allgütigen Wesens aus Vernunftgründen gänzlich abzuleugnen und weg zu demonstriren gesucht haben, so hat es zum Glück der Menschheit seit der Kultur des Geistes derselben, nur sehr wenige gegeben: wenn wir aber unter die Zahl der Atheisten alle diejenigen mit einrechnen, bei denen die Glaubensgründe für das Daseyn dieses höchsten Wesens nicht das hinlängliche Gewicht haben, eine immer wohlthätige Ueberzeugung zu wirken, so dürfte wohl dieselbe ziemlich beträchtlich werden. Und ich denke, daß wir dieses letztere müssen; denn wer etwas nicht glaubt, es sey nun aus völliger Überzeugung durch ihm geltende Gründe vom Gegentheil, oder aus bloßem Mangel derselben auf dieser Seite, den kann man unmöglich zu den Anhängern des Begriffs zäh-

len, der durch jene Ueberzeugung festgesetzt wird. Diese Männer mögen nun in Ansehung des Begriffs von Gott durch einen, aus irgend einer Ursache entsprungenen Indifferentismus ruhig in ihren Verhältnissen sitzen und sich gemächlich dem Zufalle überlassen, oder mit Angst sich in den Untiefen der Zweifel herumtreiben: so sind sie doch auf keine Weise Gottesbekenner und Gottesverehrer, wozu nur der Begriff einer ewigen weisen Endursache jedes vernünftige Wesen machen kann, indem es denselben auffaßt und mit wohlthätigen Glaubensgründen an seine geistige und moralische Existenz anschließt, oder vielmehr dieselbe darauf bauet. Über die evident dogmatischen Gottesleugner mögen die Philosophen in der Geschichte ihrer Wissenschaft bestimmen; ich glaube, ihre Anzahl wird unter den Alten und Neuern sehr geringe seyn, und ich weiß nicht, ob man sogar Epikur, Lukrez und Spinoza geradezu in ihre Klasse stellen dürfte, oder ob man im ganz strengen Sinne dieses Ausdrucks, einen einzigen derselben finden möchte. Die Atheisten, welche man hier und da bei den Armeen, in den Kabinetten und in den Sälen und Schlupfwinkeln der Wollust sophistisiren hört, sind kaum der Bemerkung werth; und der Grund ihres Seelenzustandes ist meistens wirklich bloße Schwäche oder gänzliche Unkultur des Geistes, im Sinnenrausch ersticktes moralisches Gefühl und in demselben erstorbene moralische Kräfte: daher auch die sogenannten Bekehrungsgeschichten solcher Personen billig von keiner Sekte als Beweise der Wahrheit auf ihrer Seite angeführt werden sollten. Denn so viel Rest von altem Adel bleibt noch immer in jeder noch so tief gesunkenen Menschenseele zurück, daß sie am Ende einer solchen Laufbahn ihre ungeheure Inkonsequenz und die ganze Abscheulichkeit in ihrer Denkungs- und Handlungsweise fühlt; und dann nimmt sie, da sie eigentlich nie Überzeugung in irgend etwas hatte, noch sich darum bekümmerte, in der Angst

und der Schwachheit aller ihrer übertäubten Kräfte jeden Begriff ohne viele Untersuchung auf, der ihr nur etwas Linderung verspricht. Es wäre eben so überzeugend, wenn man das Vernünftige und Wahre der Möncherei daraus beweisen wollte, daß so viele erlauchte Sünder noch zu ihrem Troste in der Kutte gestorben sind.

Ich dehne also den Begriff des Atheismus hier billig auf alle aus, die nicht mit innerer völliger fester Überzeugung den Lehren des Deismus und irgend eines aus demselben abgezogenen und auf denselben gebauten Religionssystems beitreten können, und denen Gott, Vorsehung, Fortdauer nach dem Tode, und Tugend und Laster, in Beziehung auf diese Begriffe ganz fremd sind. Der Atheist sieht in der Welt, soviel als sein Gedanke davon fassen kann, entweder nirgends einen Plan, nirgends Zweck, keine Ordnung irgend einer weisen Grundursache, und leugnet daher dogmatisch die Existenz derselben; oder wenn er alles dieses sieht oder wenigstens vermuthet, so ist seine Vernunft bei der Forschung nach der Grundursache dieser Anordnung so schwach, seine Kraft so schwindelnd, es erheben sich bei der Untersuchung von allen Seiten so viel Widersprüche, daß er keine zwingenden Beweise für reine helle Wahrheit findet, und den moralischen Glaubensgründen, aus einem angenommenen Weltplane zur höchsten Wahrscheinlichkeit abgezogen, aus Mangel einer evidenten nothwendigen Gewißheit sein Herz nicht hingeben kann. Da wir also die Zweifler an dem Daseyn eines Gottes unmöglich zu den Gottesverehrern rechnen können, deren ganze moralische Existenz auf dem angenommenen Begriffe einer ersten Grundursache ruht, so müssen sie bei der Erörterung unserer Frage unter den Atheisten so lange stehen, bis sie zu den Deisten und den mit ihnen verwandten positiven Religionsanhängern, durch Überzeugung des Glaubens übertreten, oder sich gänzlich im Lehrbegriff mit jenen verbinden.

Ohne mich in die Metaphysik dieses Gegenstandes, der für mich auch meistens zu hoch und zu tief und zu breit ist, einzulassen, will ich nun darzustellen suchen, in welchem Verhältnisse diese Atheisten gegen Religion und Tugend und Staat stehen, oder vermöge ihres eigenen Systems und ihrer einstweiligen Zweifel stehen müssen. Wenn ich nur werde gezeigt haben, wie sie sich gegen die zwei ersten, nämlich Religion und Tugend verhalten, so folgt das letzte natürlich selbst. Die ganze Moralität eines Gottesbekenners hängt ab von dem angenommenen Begriffe eines ersten Wesens, seiner gedachten Plane mit der Weltschöpfung, der allerhöchsten Ordnung und Urharmonie in derselben, und dem daraus hergeleiteten reinem Begriffe der Pflicht, dieser Ordnung zu folgen, und diese Harmonie nicht zu stören; hängt ab von der großen Idee der beabsichtigten allgemeinen Vollkommenheit des Ganzen für eine lange, immer steigende Fortdauer. Daraus entspringt für ihn die wohlthätige Religion, die heilige Tugend, die göttliche Hoffnung, und das allgemeine große philantropische Gefühl, das jetzt nur noch das verwandte Menschengeschlecht faßt, und künftig die ganze Geisterwelt zu umfassen verspricht. Von allen diesen ist für den Atheisten nichts da. Die Schöpfung ist für ihn nur eine ungeheure, ihm unbekannte Kohärenz unbekannten Stoffs. Sey es Geist, sey es Materie; ihm ist es eins: er faßt von beiden, getrennt oder zusammen, nichts. Es ist ihm also gleichgültig, wie man es nennt. Alle Plane verlieren sich vor ihm in endloser Verwirrung; alle Zwecke sind Zufall, alle Harmonieen ohngefähres Ineinandergreifen. Für ihn ist kein Gott, keine Ordnung, keine Religion, kein Gesetz, keine Hoffnung. Was kann ihn bestimmen? Was kann ihm Schranken setzen, die er nicht durchschreiten soll? Er kennt keine Verbindlichkeit, keinen Lohn, keine Strafe. Der erste Anblick eines solchen Mannes ist schreckbar und schauervoll. Wer wird es wagen,

mit ihm eines Wesens seyn zu wollen, da er allein, öde, verlassen und furchtbar in seiner Dunkelheit dasteht, wie ein alter schwarzer Felsen aus einer Weltruine empor ragt? Wir wollen etwas näher betrachten, welches Wesens dieser traurige Mann ist.

Man hat sehr oft, ja man hat fast durchgängig dem Atheisten alle Tugend abgesprochen, und ihm nicht die Fähigkeit zugestanden, tugendhaft seyn zu können. Lord Shaftsbury hat in seinen Charakteristiken eine eigene lange Abhandlung über diese Frage: Ob ein Atheist tugendhaft seyn könne? und mit vielem Aufwand von Mühe und Scharfsinn behauptet er ihm endlich die Möglichkeit tugendhaft seyn zu können aus der Natur der Sache; und führet manche Beispiele an, daß Männer, die man durchaus als Atheisten verdammte, wirklich tugendhaft durch ihr ganzes Leben waren. Wenn man den Begriff der Tugend annimmt als eine beständige Neigung und Fertigkeit, immer nach der ewigen Ordnung und nach dem Begriffe der reinen Pflicht zu handeln, so kann in diesem Sinne der Atheist freilich durchaus keine Tugend haben, und ist ihrer durchaus nicht fähig, da für ihn der Begriff der Ordnung und der Pflicht gänzlich leer ist. Nimmt man aber die Tugend an, als eine beständige Neigung sich und folglich auch andern immer wohl zu thun, welches mit dem Vorhergehenden im Praktischen doch wohl einerlei ist und nur auf einer andern Vorstellungsart beruht; so können allerdings in diesem Sinne auch Gottesleugner einer hohen Tugend fähig werden. Shaftsbury sagt und beweist mit vielen Schlußfolgen, der Atheist könne tugendhaft seyn; und ich setze ohne Bedenken hinzu: er muß tugendhaft seyn, wenn er nicht in die auffallendste Inkonsequenz des Lebens mit sich selbst gerathen, wenn er nicht gegen seine eigenen Begriffe, gegen seinen eigenen ausgemachtesten Vortheil streben will. Der Atheist hat freilich nicht die hohen

hyperphysischen Ideen von Gott, Universalharmonie, Pflicht, Ursache und Wirkung, und alles löst sich bei ihm endlich nur in sein eigenes Ich auf. Ihm ist nichts Pflicht, als was ihm wohlthut; und auch dieses bloß, weil es ihm wohlthut und nur so lange es ihm wohl thut. Wenn wir aber auch den Begriff von Tugend bei dem geistigsten Religionslehrer mit genauem Forschergeiste verfolgen, so werden wir immer finden, daß er sich eben sowohl beständig auch in den feinsten Egoismus auflösen wird. Wenigstens ich kann nichts anders finden. Zwar bin ich nichts weniger als Metaphysiker, und lasse gern die Punkte dieser abstrackten Wissenschaft in ein heiliges Dunkel gehüllt, für die Geweihten liegen; und bescheide mich gern, daß es vielleicht deßwegen ist, warum ich mich nie zu dem ganz reinen abgesonderten Begriffe der Ordnung und Pflicht, ohne Hinsicht auf Glückseligkeit habe erheben können, sondern immer noch ein Anhänger der alten guten Glückseligkeitslehre bin. Am Ende ist es freilich wieder einerlei für die Menschheit und ihre Verhältnisse, ob wir so oder so denken, da aus dem verschiedenen Ideengange das nämliche Resultat für dieselbe entspringt. Höchste Ordnung und Harmonie und Tugend erzeugen nothwendig Glückseligkeit; und Glückseligkeit kann einzig und allein erreicht werden, durch höchste Ordnung und Tugend. Es fragt sich nun aber, ob wir dem ganz reinen Begriffe der allerhöchsten Ordnung Harmonie und Tugend, ohne Hinsicht auf ihre Begleitung die Glückseligkeit, folgen können? Ich vermag es nicht; nicht als ob meine Seele im groben Egoismus zurückbliebe, obgleich das Gefühl reine, ganz reine Wahrheit zu sehen und zu empfinden, nach meiner Meinung immer noch egoistisch bleibt; sondern weil wirklich mein Gedanke zu schwach ist, eine Ordnung mit ihren Gesetzen zu fassen, die höher wäre, als die Glückseligkeit selbst. Ich darf hier fragen: Ist Ordnung Zweck, und ist Glückseligkeit Mittel? oder

ist Glückseligkeit Zweck und Ordnung nur das Mittel? Mich däucht das letztere, nach der Analogie aller unserer Begriffe. In der Gottheit mag immer Zweck und Mittel nur ein Gedanke seyn. Von dem Wesen der Gottheit begreift unser Verstand weiter nichts, als die Nothwendigkeit ihrer Existenz, und diese nur als Postulat zur Rechtfertigung unseres Selbst, und zur Lösung der Widersprüche, die sonst unsere Vernunft noch mehr umstricken würden; aber für uns Menschen sind Zweck und Mittel getrennte Begriffe, da wir nur in Zeit und Raum denken. Welches ist nun höher, der Zweck oder das Mittel? Mich däucht, der erstere nach der Analogie aller unserer Begriffe. Die kritische Schule mag hier die ehrliche Äußerung eines gutherzigen Laien mit Wohlwollen aufnehmen, vielleicht überzeugt sie mich einst von der Wahrheit auf ihrer Seite. So lange aber meine Gedanken, meine Gedanken sind, kann ich nicht auf das Autosepha irgend eines andern schwören, und wenn er ein Seraph wäre. Freilich wird durch diese Vorstellungsart in dem Menschen am Ende alles selbstsüchtig und egoistisch, und seine feinste Tugend ist nur der feinste Eigennutz. Aber was kann ich dafür, daß ich nicht anders Wahrheit sehe? Das Ganze verliert hoffentlich dabei nichts. Die höchste Tugend des Menschen in dem Traume der uneigennützigsten Philantropie, die Tugend, welche ihren Geweiheten in ihrer Größe opfert, beruht immer auf dem Gefühl der Pflicht, das dem Besitzer wohlthätig und erhebend ist; und schon jedes Gefühl ist eigennützig. Der Mann, welcher bloß nach Begriffen handelt, ist mehr als Mensch; und jedem Begriffe liegt sodann wieder ein Gefühl zum Grunde, indem er durch Sinnlichkeit erzeugt oder veranlaßt wird, und wir stehen wieder auf dem alten Punkte. Vom Ich fängt die Philisophie an; und wer beweist uns, daß sie über das Ich hinausgeht? Bei der Auseinandersetzung des Begriffs der Pflicht ergiebt sich also endlich,

daß jeder Mensch eigentlich immer nur für sich handelt, indem er mit dem heißesten Ethusiasmus für andere zu handeln wähnt. Indem er zur Wohlthat anderer arbeitet, arbeitet er sich zu dem höchsten Gefühl der Würde seiner eigenen Natur empor. Wir schämen uns zwar, dieses noch Eigennutz zu nennen; aber ist es im Grunde etwas anders? Nehmt alle Eitelkeit, alle Vortheile, allen Lohn aller Art hinweg, die Tugend ist ihr eigener Lohn, sagt der Moralist, und sagt recht. Ihr Lohn ist ihre Würde; aber ihre Würde, entsprang aus ihrer Wohlthätigkeit und dem Gefühl, wie glücklich das Ganze seyn würde, wenn sie allgemein wäre. Was ist nun dieses Gefühl? Der arme Phocion ist in seiner Tugend reicher, als der Besitzer der Schätze des großen Königs; der gefolterte Regulus froher, als der Schwelger Lukull, über dessen Mahlzeiten die Beherrscherin der Welt, das mächtige Rom verarmte. Alles ist Gefühl, und Gefühl ist Egoismus: wer den feinsten besitzt, ist der beste; und der tugendhafteste, wer sich auf den seinigen am besten versteht. Durch diesen Gedanken wird die Würde der Tugend und überhaupt die Menschennatur nicht gekränkt; denn die Gottheit hat dazu den Grund zu sehr weisen Zwecken gelegt. Der Durst nach Selbstgenuß ist das große Rad in der Körper- und Geisterwelt. Der Schöpfer wird dadurch nicht entehrt, der die Ordnung der Dinge so festgesetzt hat, daß hohe wahre Glückseligkeit des Einzelnen durchaus nicht gegründet werden, und nicht bestehen kann, ohne daß er zu dem Wohl von Tausenden mitwirke. Gott hat alles so bestimmt, daß jeder wahre Genuß eine reine Quelle wahren Wohls für viele auf lange Dauer wird, und jeder Mißgriff die Freude des Handelnden, und aller mit ihm in Verbindung stehenden so lange stört, bis die alte reine Harmonie wieder hergestellt ist.

Nach diesen Begriffen nun ist es auch dem Atheisten unmöglich irgend ein Gesetz der Ordnung zu brechen; nicht als

ob es Gesetz für ihn wäre, sondern weil selbst sein eigenes Gebäude von Wohlbefinden durch diesen Einbruch zu Grunde gestürzt werden würde. Wir müssen annehmen, für andere hat er keinen Begriff, keine Empfindung der Verbindlichkeit: Pflicht, Gewissen und moralisches Gefühl sind für ihn leere Gespenster, mit denen man Kinder zur Ruhe schreckt. Die Befriedigung seiner Leidenschaften, aller seiner Begierden und Phantasieen ist der Angel, um welchen sich seine ganze Existenz herumdreht: er sieht in der ganzen weiten Natur nur sein Ich, und jede andere Rücksicht ist für ihn ohne Sinn. Dieses klingt schrecklich. Was soll ihn halten, wenn seine Begierden mit aller Ordnung im Widerspiel stehen? Wer kann ihm Gesetze geben, da er den Begriff des Gesetzes nicht kennt? Wer wird ihm Schranken ziehen, die er nicht zu durchbrechen wagt? Die Gesetze des Staats? Ihrem Zwange spricht er vielleicht in seinem Verhältnisse öffentlich Hohn, und streicht durch sie hin, wie der Hay durch ein Heeringsnetz, oder betrügt sie durch Klugheit und List. Er hat keinen Richter über, neben und in sich. Sein blinder Wille ist sein ganzer Kodex; und was kümmert es ihn, ob seine Erfüllung für die Wesen außer ihm Wohlthat oder Untergang ist. Dieses ist fürchterlich; aber wahr. Was wird ihn und die Wesen um ihn her retten, die sein Wahnsinn fassen kann?

Oft wenn ich mit einem guten wohlmeinenden rechtschaffenen Orthodoxen über diese Materie mit freundschaftlicher Wärme sprach, pflegte er zur Erläuterung des schrecklichen Zustandes, den Gottesleugner in folgende Lage zu setzen, und zu fragen, was ihn abhalten könne ein vollkommener Bösewicht zu seyn? Ein Atheist geht mit einem Reisegefährten, dessen moralische Beschaffenheit uns übrigens für diesen Fall ganz gleichgültig ist, durch einen großen tiefen dichten Wald. Der Atheiß weiß, sein Gefährte hat eine beträchtliche Summe Gold oder Goldes-

werth bei sich; dieser Gefährte ist aus einem fremden Lande, und es ist kaum wahrscheinlich, daß je nähere Nachfrage nach ihm in dieser Gegend geschehen werde. Niemand weiß von ihrer gesellschaftlichen Reise, niemand kann sie erfahren; alles ist tiefes Geheimniß. Der Wald umschließt sie von allen Seiten. Die Summe des Fremden kann ihm auf einmal auf sein ganzes Leben Gemächlichkeit verschaffen, und ihn für die Zukunft außer allen Sorgen setzen. Vor aller Entdeckung der bürgerlichen Gesetze und aller ihrer Strafe ist er durch die Maaßregeln gesichert, die er zu nehmen gesonnen ist; und er kann fast mathematisch berechnen, daß nie der geringste Argwohn auf ihn fallen, und daß seine That auf immer verborgen bleiben wird. Überlegene Stärke hat ihm die Natur gegeben, und Waffen das Ohngefähr. Was kann ihn hindern seinen Gefährten zu erschlagen, der sein Glück besitzt, den Erschlagenen in den nächsten Dickicht oder Fluß zu werfen, seinen Schatz zu nehmen, und sich so zum Besitzer desselben zu machen? Der Eigennutz fordert es; überall ist Sicherheit; warum soll hier der Eigennutz nicht herrschen, da er bei ihm überall die anerkannte Herrschaft hat, und er keine Gründe sieht, die ihn gegen denselben bestimmen könnten. Man berufe sich nicht auf moralisches oder nur menschliches Gefühl; dieses ist ihm fremd, und hat für ihn nichts verbindendes, da es seinen Grundsätzen widerspricht: und wenn ihm ja von der Wiege noch etwas von der milden Milch der Natur zurückgeblieben seyn sollte, so gebietet die eiserne Konsequenz seines Kopfs, alles durch das System zu unterdrücken. Ihm ist nichts recht und unrecht; er handelt nach dem stürzenden Lauf seiner Leidenschaften in allen Fällen. Was kann hier seinen blinden Egoismus zähmen?

Wenn der Egoismus blind ist, freilich nichts; aber der Seelenblinde wird auch durch kein Moralsystem gesichert. Ich behaupte, das Auge des Egoismus selbst, sobald es sich öffnet, um

sich blickt und nur einige Schritte in die Ferne sieht, muß den Atheisten in dem vorerzählten, so wie in jedem Falle zurückhalten. Wer wird je annehmen wollen, daß selbst der Atheist nur einzig für diesen gegenwärtigen Augenblick zu leben wünscht? Schon die Begierde des Raubes zeigt Wunsch nach Fortdauer der Existenz und Vorsicht, und eben diese Vorsicht wird die Begierde des Raubes bändigen. Das Auge leuchtet den Begierden, und der feinere Egoismus setzt dem gröbern Schranken.

Denke sich der Atheist in sich selbst welches Wesen er wolle, seinen Ursprung, seine Dauer, sein Ende, wie er wolle, so wird er doch immer genöthiget seyn, wegen seiner selbst zu glauben, alle ihm ähnliche Wesen um ihn her, an denen allen er die nämlichen Erscheinungen wahrnimmt, seyen der nämlichen Natur, er erkläre sich dieselbe wie er wolle, mit den nämlichen Einrichtungen, den nämlichen Ansprüchen, den nämlichen Befugnissen. Indem er also zugiebt, seine Handlungsweise sey durchaus gänzlich und allein auf Eigennutz gegründet, muß er das nämliche auch von andern annehmen, und jedem die Freiheit geben, auch sich alles das zu nehmen, was er für sich selbst nimmt. Nun wird er sich, muß er sich seiner eigenen Sicherheit wegen, die er beständig zu schützen sucht, immer fragen: ob er andern das gegen sich erlauben wolle, was er sich selbst gegen sie zu erlauben gesonnen ist; und indem er es sich gegen sie erlaubt, giebt er ihnen nach seiner eigenen Denkungsweise sogleich das Recht, sich das nämliche gegen ihn zu erlauben. Es bleibt also das alte goldene Sprüchelchen, das alle alte und neue, heilige und profane Weisen in so verschiedenen Gestalten und Wendungen den Menschen geprediget haben: Quod tibi non vis fieri! auch für den Gottesleugner nach seinem eigenen Ideengange die einzige letzte Norm seiner Gesinnungen und Handlungen; nicht als ob er es aus dem reinen Begriffe der Pflicht und Ordnung herleitete, oder diesen auf dasselbe

zu gründen suchte; sondern weil sein Egoismus mit Sicherheit und Dauer durchaus nur darauf fußen und festruhen kann. Denn wollte der Atheist jedem Sturme seiner Begierde, die Folge sey, welche sie wolle, nachgeben und jeder Leidenschaft Genugthuung zu verschaffen suchen, und dadurch, wie er selbst nicht leugnen kann, das nämliche Recht auch allen übrigen geben: so entsteht daraus augenblicklich das alte schreckbare bellum omnium contra omnes, gegründete Furcht der Zerstörung des Ganzen, welches ihn freilich nach seinem eigenen System sehr wenig kümmert; aber zugleich leidet seine persönliche Ruhe und Sicherheit den größten Stoß, sein ganzes Ich geräth in Gefahr des Untergangs, und der grobe leidenschaftliche Egoismus muß dem feinen stärkern Egoismus des Nachdenkens weichen. Wenn sich der Atheist in dem angeführten Falle, frei ein Bösewicht seyn zu können, heute wirklich als Bösewicht beträgt, und ohne Rührung und Nachdenken seinem blinden Eigennutz alles opfert, was er opfern kann, so kann er morgen in dem nämlichen oder einem ähnlichen Falle gegen andere stehen, und muß dann in diesem Verhältnisse nach seinem eigenen System nichts anders erwarten, als auch das Opfer ihrer Leidenschaft zu werden. Um die Sache noch weiter zu treiben setzen die Moralisten ferner den Atheisten, oder einen in diesem Punkte ihm gleichdenkenden Egoisten auf eine wüste Insel mit einem ähnlichen Kameraden; und fragen, was ihn zurückhalten solle, denselben zu erschlagen, da hier durchaus keine Entdeckung als wahrscheinlich angenommen werden könne, da nicht einmal die Wahrscheinlichkeit da sey, daß je eine Menschenseele die Insel besuchen werde, und da sodann auch kein Grund für ihn da sey anzunehmen, daß andere eben so handeln werden, wie er selbst? Ich antworte: es lasse sich durchaus nicht bestimmen, ob nicht neue Ankömmlinge sich einfinden; und in diesem eintretenden Falle muß jeder Mensch allerdings absolut

annehmen, daß ihm homogene Wesen ihm homogene Handlungsweise haben werden. Jetzt ist sein Vortheil für ihn der Bestimmungsgrund; alsdann ist der Vortheil des andern für den andern der Bestimmungsgrund. Bei näherer Betrachtung sehen sie ein, daß ihre Vortheile meistens zusammengehen, und richtig berechnet nie kollidiren. Diese richtige Berechnung ist jedem für sich wichtig. Fände der Atheist, oder jeder andere Mensch in dem angegebenen Zustande auf der Insel wirklich, daß durchaus seine Sicherheit nicht neben dem andern bestehen kann, so tritt hier das Vertheidigungsrecht der Natur ein, eine Kollision, der wohl schwerlich irgend ein System gänzlich abhelfen kann. Wenn er dem andern schadet, so beruhet seine Handlung bloß auf einer Mißrechnung seines wahren Vortheils und seiner dauerhaften Sicherheit. Das letzte Moralgebot der Philosophen, so zu denken und zu handeln, daß unsere Denkungs- und Handlungsweise allgemeine Norm werden könne, hat doch wohl bloß auch diesen Grund, weil daraus die Glückseligkeit Aller und folglich auch die meinige resultiren würde: denn sonst ist keine Ursache da, warum ich oder andere diese Denkungs- und Handlungsart zur allgemeinen Regel erhoben wissen wollten.

Vor Verbrechen sichert uns also von Seiten der Gottesleugner ihr eignes System und ihr Egoismus selbst, wenn sie mit sich und ihren eigenen Gedanken konsequent sind: und ist der Mann nicht mit seinem System konsequent, so kann uns das beste so wenig helfen als das schlechteste schaden. Wenn sie uns nun aber gleich nicht mit Verbrechen drohen, wenn auch ihr eigener kluggeleiteter Egoismus sie vor Lastern und selbst vor Fehlern, die ihre eigene Personalität auf irgend eine Weise in Gefahr setzen könnten, zu schützen vermag; werden wir sie je für wohlthätige Tugend gewinnen, und ist der Mann, der nach seinen eigenen Grundsätzen und Bekenntnissen alles

auf sein eigenes Ich zurückführt, je der geringsten Aufopferung für andere fähig, die nach seinem Systeme ihm ganz fremd sind? Dafür hat der gütige Urheber der Natur durch Anordnung dieses Egoismus selbst gesorgt. Er hat es so eingerichtet, daß das Wohlbefinden jedes einzelnen Individuums und also auch des Atheisten so mit dem Wohlbefinden anderer zusammen gewebt ist, daß man sie ohne beide zu verletzen, nicht von einander trennen kann. Daß der Gottesleugner den Urheber dieser Anordnung nicht anerkennt, verändert nichts in der Sache: genug sie ist da, und er fühlt selbst ihre strenge Forderung, nicht für einen kosmischen Zweck, sondern für sein bloßes Ich. Der Atheist thut also sehr viel systematisch für andere, wenn er anerkenntlich alles für sich allein zu thun vorgiebt, so wie der sublimirte Moralist meistens alles für sich thut wenn er viel, sehr viel für andere zu thun vorgiebt. Die Anordnung ist der Natur, welcher beide nur an verschiedenen Leitfaden folgen. Der Atheist ist Mensch; die Menschheit ist ihm von der Wiege an theuer geworden, ohne daß er es sich selbst gestehen will, weil das Geständniß sehr oft mit seinen Gedanken in Widerspruch stehen würde. Seine Freuden, seine Bedürfnisse, seine Leiden sind also menschlich, und können nur von Menschen geschaffen, befriediget und gelindert werden. Sein eigenes Geschlecht ist ihm das nächste, wenn gleich nicht das ehrwürdigste. Das Bedürfniß der Gesellschaft und des Umgangs ist ihm aus Sympathie nach und nach nothwendig geworden; und diese Sympathie führt er nur in den einsamen Stunden des Nachdenkens wieder auf Egoismus zurück. Er wird tugendhaft, und sucht den Begriff der Tugend aus seinen Gedanken zu verbannen. Sein Auge sieht nicht gern Scenen des Leidens, weil er Vorahndungen oder Rückerinnerungen desselben in seinem Selbst mitfühlen muß. Er hilft ohne zu denken oder sich ein Verdienst daraus zu machen,

weil er sich gesteht, er habe nicht andern sondern sich selbst geholfen. Er macht frohe aus Bedürfniß frohe Gesichter um nicht Kummergestalten um sich zu haben. Seine Freude gewinnt durch Gemeinschaft, sie wird größer durch Theilnahme; es ist also alles für ihn. Er arbeitet zur Anstrengung und Hebung seiner Kräfte. Er thut andern wohl, weil er dadurch Wachsthum seines eigenen Wohlbehagens spürt. Sein gröberer Egoismus schränkt sich ganz auf sein bloßes Ich ein; sein feiner dehnt sich aus soweit seine Kräfte reichen, um sich sodann mit desto mehr Selbstzufriedenheit wieder zurückzuziehen. Sich selbst zu schaden wehrt der Instinkt; andern zu nutzen spornt die Ausrechnung des Gewinnstes an, welche die Klugheit unbemerkt im verborgenen Hinterhalte angestellt hatte. Die Berechnung wird vergessen; die Beschäftigung und das daraus entstandene und damit verbundene Gefühl bleibt. Der Mann vergißt seinen Egoismus, wie der Meister die Grundsätze und Regeln der Kunst, nach denen er sein Werk bildete: er ruft ihn nur zurück in den Augenblicken der Selbstprüfung, wie dieser die Regeln in den Augenblicken der Kritik. So ausgemacht nun nach der endlichen Übereinstimmung aller philosophischen Sekten der alten und der neuen Welt ist, daß Tugend und nur Tugend allein glücklich macht, so sicher können wir auch in Ansehung des Atheisten für die Tugend seyn, da seine Glückseligkeit mit seinem Egoismus eins und das nämliche ist, welche ohne das, was wir Tugend nennen, nicht gedacht noch erreicht werden kann.

Er hat für das, was für ihn gut ist, zwei große immer sichere Kriterien, die auch für jeden andern, er sey von welcher Sekte er wolle, zu allen andern Prüfungen, sie seyen von welcher Art sie wollen, nach meiner Meinung gültig seyn werden, und billig der Probestein aller Wahrheit seyn sollten: diese sind Allgemeinheit und Dauer. Was ihm in allen sei-

nen Lagen und Verhältnissen zu allen Zeiten und auf immer wohl thut, das hält er mit Recht für gut, ohne sich weiter um die wahre innere Beschaffenheit desselben, in Rücksicht auf andere und seine Ableitung aus hyperphysischen Begriffen zu bekümmern. Denn diese liegen außer seiner Sphäre; und über sein Ich kann er bei strenger Untersuchung nicht hinaus gehen. So wie er aber diese Kriterien für sich anerkennt, so kann er auch ihre Gültigkeit für andere nicht leugnen, die er für ihm ähnliche Wesen halten und ihnen also nach seiner Konsequenz die nämliche Gedankenfolge zugestehen muß. Da er nun seine Überzeugung für die wahre hält, denn sonst würde sie nicht seine Überzeugung seyn, so gewinnt dadurch das Kriterion der Allgemeinheit durch alle seine Verhältnisse natürlich die Gültigkeit für das ganze Menschengeschlecht, dem er ein nämliches Sensorium zuzuschreiben sich genöthiget sieht. Bloß sein eigener Vortheil macht und erhält ihn gut; und er ist ehrlich genug, dieses zu gestehen und zu behaupten, daß nur dieses und nichts anders bei jedem andern seyn könne. Er sucht seine eigene Glückseligkeit und nicht anderer. Die Gedanken, Gesetz, Tugend, Religion, sind ihm als solche fremd; will man sie ihm aber als Mittel zur Glückseligkeit unterschieben, so ist er das wohl zufrieden, da sie mit seinen eigenen Begriffen von Vortheil zusammen treffen. Wir wissen, daß sie zusammentreffen müssen. Der Atheist wird aus heroischem Egoismus im Stande seyn, sich für das Wohl anderer zu opfern; nicht mit dem Gedanken der Pflicht, der ihm fremd ist, sondern auf der Höhe seiner Kraft, wo ihm ein Augenblick in der Anstrengung derselben zur Wohlthat für anderer für ihn selbst theuerer wird, als eine verlängerte Existenz in träger Schwachheit hingeschlummert. Als Wohlthäter anderer dünkt er sich selbst glücklicher, weil er dadurch geliebter, geehrter, geschätzter, größer, und in Ansehung seiner angenehmen Empfindun-

gen selbst gesicherter wird. Er sucht so viel Genuß als möglich zu haben, so hoch als möglich zu steigen; und damit er auf seiner Höhe sicher stehe, sucht er so viel er vermag, zu seinem Vortheil dem Egoismus anderer nachzuhelfen, oder ihn wenigstens nie zu stören, weil er dieses für das einzige Mittel hält, sich zu behaupten. Er schaut zufrieden um sich her, mit der Selbstgenüglichkeit, er habe mehr gethan, als andere, und andere schließen sich an ihn, als an ihre Stütze an, anstatt daß er als Schwächling die Unterstützung anderer suchen müßte. Das Gute ist zu allen Zwecken besser, als das Böse; zu allen Zwecken, die sich ein Mann vorsetzen kann, der auch nur seinem geraden Sinne nachgehet und kein Selbsthasser ist: und ist ein Mensch zu dieser Tiefe herabgesunken, so rettet ihn kein System, kein Vernunftgrund, kein Glaube.

Aus allem was ich bisher gesagt habe, dünkt mich, erhellet nun, daß ein Gottesleugner, so furchtbar er auch bei dem ersten Anblick seyn mag, wenn er nach seinem System richtig handelt, gar nicht der Mann ist, von dem die Tugend für die Menschheit sehr zu fürchten hat: und die Menschengeschichte bisher hat gezeigt, daß die ausgezeichnetesten Bösewichter nicht eben wegen ihres Atheismus berüchtiget waren. Vielmehr waren die Schandflecke aller Art meistens von dem entgegengesetzten Ungeheuer, von dem blutigen Fanatismus erzeugt, der die Menschheit oft mit Skorpionen peitschte; da sie noch nie die Ruthe des Atheismus gefühlt hat. Um den Gedanken des Atheismus nur zu fassen, muß ein Mann schon einen zu kalten Abstraktionen geneigten und geschickten Geist haben; und selten wird ein beschränkter oder wilder unordentlicher leidenschaftlicher Mensch es nur wagen, sich mit diesen tiefsinnigen ungeheuern Spekulationen zu beschäftigen. Bei einem Manne also, der sich in diese Untiefen des menschlichen Wissens stürzt, hat die Leidenschaft durch andere Systeme ausgegohren, der

gewöhnliche grobe, stürmische Egoismus hat ausgebraußt und ist berichtiget worden; und der verfeinerte tritt in seinen Resultaten der reinen Tugend so nahe, daß ihn oft die feinsten Bemerker nicht von derselben unterscheiden können. Religion und Tugend sind zwar eigentlich für den Gottesverleugner Undinge, und man kann also nicht sagen, daß er in irgend einem Verhältnisse zu beiden stünde, da beide für ihn so gut als nicht existirend gedacht werden müssen. Wenn aber der Geist der Religion in diesem Leben, in Beruhigung und Beglückseligung des Menschen durch Tugend bestehet, und der Egoismus des Atheisten in seinen Folgen mit dem, was Religion und Tugend fordern, für die Menschheit einerlei Erscheinungen hervorbringt, so ist wirklich nicht leicht zu bestimmen, welchen Schaden er beiden, in Rücksicht auf dieses gegenwärtige Leben zufügen könne. Bloß die Vorstellungsart ist verändert, die Resultate für das Leben sind die nämlichen. Die beste Religion ist diejenige, welche die Menschen hier am glücklichsten macht, welche ihn alle Geschenke der Gottheit am lebhaftesten fühlen und genießen läßt, und ihm alle Einschränkungen und nothwendigen Leiden seiner Natur am besten tragen hilft, dieselben nicht vervielfältiget, sondern soviel als möglich vermindert und über die Zukunft die beste Beruhigung giebt. Der Atheist hat das nämliche Ziel, obgleich nur jeder für sein eigenes Individuum, aber doch alle zusammen jeder besonders, und also allgemein: nur sucht er es auf andern Wegen, weder durch Religion noch durch Tugend, als solche; sondern durch den am besten ausgerechneten Egoismus. Nun ist es die weise, nothwendige, wohlthätige Einrichtung des Urhebers der Natur, daß diese Wege endlich zusammen treffen müssen. Wenn die Natur die Begründung und Festhaltung der menschlichen Glückseligkeit ganz allein dem Spiel unsers Geistes überlassen hätte, wie noch mannichfal-

tig elender würden wir armen Menschenwesen seyn, als wir durch tausend fremde und einheimische Ursachen schon wirklich sind: aber so zieht uns die Wohlthäterin durch ihren allgewaltigen Zauber immer wieder aus dem verworrenen Labyrinthe unserer Hirngespinnste heraus auf ihren einfachen gebahnten Weg, wo nach tausend Seitenstegen die große Straße alle wieder aufnimmt, die nicht seitwärts ihre Kraft ganz in Sümpfen verloren oder sich im Sturm der Leidenschaften in Abgründe stürzten. Und diese Sümpfe und Abgründe sind keiner Sekte ausschließlich allein eigen.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Tugend des Atheisten, wenn man ihren egoistischen Bemühungen anders diesen heiligen Namen gönnen will, eben sowohl die Probe halten kann, als die Tugend irgend eines andern Systematikers. Sie liegt nothwendig zwar nicht mit diesem Namen aber doch mit ihrem Wesen in seinem Egoismus gegründet: und erscheint ihr nach meiner Meinung eine desto größere Huldigung zu bringen, da er ihr geradezu als ihrer eigenen gegenwärtigen Belohnung folgt, ohne an der Hand der schönen glühenden Hoffnung erst noch künftig einen neuen Aufschluß der Ordnung zu erwarten und einen verhältnißmäßig größern Lohn für seine Aufopferungen zu fordern. Er ist der Meinung, nach dem millionenjährigen blinden Zufall, nach dem allgemeinen Egoismus eines jeden Wesens und der natürlichen Tendenz aller, konnte keine andere Erscheinung entspringen, als die Erscheinung unserer, oder einer ähnlichen Welt; er sieht ein, oder glaubt einzusehen, welches für ihn einerlei ist, Eigennutz halte jedes sich selbst, und durch Zusammenhängen eins das andere, bis die abgetriebene Maschine zerfällt, und zu neuen Formen in neue Fugen tritt, wo dann das Spiel des Zufalls von vorn anfängt. Die Religion mit ihren Mysterien und Gegenständen des Geisterglaubens, hätte freilich von dem Atheismus und seinen ungeheuern

Behauptungen oder Zweifeln nichts weniger, als ihren gänzlichen Fall zu fürchten, wenn er mit seinen finstern trostlosen Sätzen bis zum evidenten Beweise vordringen könnte: aber zum Glück für den gewöhnlichen schlichten Menschensinn, sind die Anmaßungen des Atheismus noch weniger einer demonstrativen Evidenz fähig, als die Kardinalbegriffe, welche die Deisten und alle positiven Religionslehrer auf Glaubensgründen zur Erklärung der Dinge aufstellen; und zu noch größerm Glücke treffen am Ende für das praktische Leben die Streitenden in einem Punkte zusammen, so sehr sie auch über die Erörterung der Grundbegriffe, mit aller Anstrengung der Geisteskräfte sich auf metaphysischen Syrten herumtreiben. Es liegt schon in der Natur des Atheismus, daß er nicht allgemein werden kann, da schon eine ungewöhnliche Anstrengung der Seele und eine oft vorhergegangene tiefe fruchtlose Untersuchung, über die Natur der Dinge dazu gehört, nur den Gedanken davon zu fassen. Ein Mann von leidenschaftlichen groben blinden Egoismus, ist kaum der Idee der Gottesleugnung fähig, so sehr auch sein moralischnichtswürdiges Betragen das Wesen lästert, das er bekennt; und von dem anerkannten feinen kluggeleiteten Egoismus des kalten traurigen Spähers, hat die praktische Tugend nichts zu fürchten, da er im Grunde mit ihr im Bunde stehen muß. Das kalte finstere trostlose grauenvolle Gebäude des Atheismus wird also nie viele Einwohner bekommen; und die dahin flüchten, sind für die philosophische und moralische Welt, was meistens die Eremiten für die übrige Menschengesellschaft sind, isolirte hoffnunglose verirrte Seelen, die zwar selten viel gutes stiften aber auch selten viel Schaden anrichten. Freilich wenn es möglich seyn sollte, daß die Lehren dieser düstern Sekte jemals auf den Geist der Menschen in gesellschaftlichen Verhältnissen so viel Einfluß gewönne, als der entgegengesetzte Fanatismus

der Möncherei und Priesterwuth einst zum blutigen Denkmal menschlicher Verirrung wirklich besaß, so müßte die Menschheit von dem blinden Egoismus des Pöbels der Sekte eben so grausame Wunden fürchten, als ihr von dem blinden Feuereifer der Fanatiker aller Art schon geschlagen wurden. Wie ich aber schon bemerkt habe, der Atheismus mit seiner verwirrten traurigen Weisheit, kann nur in den ungeheuern Köpfen solcher Geister entstehen, die mit ihren Gedanken die Gottheit wie ein Dreieck zu messen wagen, und sie über der Untersuchung verlieren. Sie können sich nie ganz von ihr entfernen, sondern überziehen nur durch den kühnen schwindelnden Blick das Auge ihres Geistes mit noch dickerer Finsterniß, als es vermöge ihres Wesens, in Ansehung dieser unerreichbaren Idee, mit strahlender Unwissenheit schon umhüllt war. In den alten Zeiten finde ich nicht einmal, daß man diesen unglücklichen spekulativen Köpfen je ihre Tugend streitig gemacht, oder sie darüber angetastet hätte Lukrez nimmt sich, so viel ich mich erinnere, nicht die Mühe seinen Epikur darüber zu rechtfertigen; welches er gewiß nicht würde unterlassen haben, wenn dieses damals eine Question gegen ihn gewesen wäre. Auch die ersten duldsamen Kirchenväter, die einander in philosophischen Streitfragen das alte verträgliche: Hanc veniam petimusque damusque vicissim gern zugestanden, waren weit entfernt einander deßwegen zu beunruhigen, bis man anfing über Spitzfindigkeiten und Grillen der guten herrlichen Urmoral des Lehrers zu vergessen, aus dem Zirkel des praktischen Lebens herauszugehen, und Streitigkeiten mit Hitze und Lieblosigkeit auszufechten, die mit Tugend und Moral nicht in der geringsten Beziehung standen, und nie in dem Sinne des großen Lehrers gelegen hatten. Aber auch während dieser ganzen Periode warf man die Frage über die Möglichkeit der Tugend eines Gottesleugners nicht auf, so sehr auch einige

Häupter der Kirche mit ihren Meinungen und Erklärungen selbst an den Sinn des atheistischen Systems gränzten. Erst in den neuern Zeiten ist die Verdammungssucht dieser Art erwacht, ohne daß man eigentlich recht wußte, welchen Begriff man mit der Beschuldigung eines Atheisten verband. Die alten Athenienser schämten sich herzlich des Urtheils, das man über Sokrates gesprochen hatte; und die Männer, welche der blinde Aberglaube opferte, sind noch jetzt die Zierde der griechischen Nation. Auch Vanini verbrannte man; und das ganze Kollegium seiner Richter würde mit aller seiner christgläubigen Gottesverehrung vielleicht keine einzige Strophe seiner Ode zum Lobe der Gottheit gemacht haben; so sehr war der Mann, den sie verdammten, durch Kopf und Herz, selbst in diesem Punkte über sie erhaben.

Es ist allerdings der Gutherzigkeit und Wohlgemeintheit der Orthodoxen nicht zu verdenken, daß sie von den Sätzen des Atheismus für Moral und Bürgertugend mehr befürchten, als von aller Ketzerei in den Artikeln sub utraque und de communicatione idiomatum, da sie bei dem ersten Anblicke so schreckbar und fürchterlich aussehen. Wir haben bei näherer Betrachtung gefunden, daß sie zwar für den Besitzer selbst trostlos und hoffnungsleer, aber doch für die übrige Menschheit nicht so tödtlich sind, als sie der erste Schrecken darstellt. Übrigens wird das System, aus schon oben angeführten Gründen, noch weniger irgendwo ein Volksglaube werden können, als es je der Deismus oder irgend ein philosophisches System werden wird. Denn alle diese Systeme ruhen zu sehr bloß auf kalten abgezogenen Begriffen, deren der menschliche Geist im Allgemeinen schwerlich fähig werden wird. Jedes Religionssystem, das ein Volk führen soll, muß mit etwas Menschlichkeit gewürzt seyn, damit es Phantasie und Gefühl auch bis zum Enthusiasmus beschäftigen kann. Freilich werden daraus zuweilen Täuschun-

gen entstehen; aber diese Täuschungen sind doch meistens so wohlthätig, so menschlich schön, wie es nie die irrsamen Streitfragen der Philosophen sind, die sich meistens in dem Dunkel endloser Windungen der Skepse verlieren.

Über seinen Egoismus brauchte oben der Atheist zur Prüfung und Berichtigung desselben zwei Kriterien, von denen ich behauptete, daß sie auch in der Untersuchung der Wahrheit und Tugend überhaupt von Gültigkeit seyen; nämlich Allgemeinheit und Dauer. Freilich sind sie auch von keiner unumstößlichen nothwendigen Evidenz; aber wir dürften doch schwerlich für das praktische Leben höhere haben, welche die Skepse nicht eben sowohl mit ihren Schlingen umwickeln könnte. Ich glaube, wenn etwas von allen Individuen eines Geschlechtes, in allen Verhältnissen aus allen Gesichtspunkten betrachtet, zu allen Zeiten ohne Veränderung für alle Individuen das nämliche ist, so ist diese Erscheinung für das ganze Geschlecht, das einen gemeinen Maaßstab seines Urtheils hat, auch gemeine Wahrheit; und es ist jedem Individuum unmöglich, sich die Sache anders zu denken, weil nie eine andere Erscheinung davon existirte. Von dieser Art sind alle Wahrheiten der Mathematik unumstößlich; alle bewährte Erfahrungen der Physik, die millionenmal wiederholt sich einander nie widersprechen, obgleich nicht von der ganz gewissen Evidenz der vorigen. Für Tugend brauchen wir gar keine Veränderung der Prüfung; denn Tugend ist nichts anders als Ordnung und moralische Wahrheit, oder in ihren Resultaten für das praktische Leben dasjenige, was wirklich Glückseligkeit schafft. Was also Gutes wirkt und angenehmen Zustand hervorbringt, allen Individuen ohne Annahme, in allen ihren Verhältnissen, ohne jemand zu verletzen, zu allen Zeiten ohne Einschränkung: das ist wirklich Gutes, wirklich Tugend; man sage dagegen was man wolle, und modificire und erkläre die Sache, auf welche Weise man wolle.

Der Probestein der Tugend ist also am Ende doch immer nur der Nutzen, den die Individuen und die Gesammtheit aus ihr ziehen; und ich habe schon oben bekannt, daß ich nicht im Stande bin, mir einen andern höhern Begriff zu denken, so erniedrigend dieses auch immer klingen mag. Ich halte dieses für die weiseste Einrichtung des Schöpfers, so wie es sodann das schönste Geschenk desselben ist, daß wir diesen Grundsatz im Leben durch praktisches tägliches Handeln vergessen. Wir sehen, daß die Glückseligkeit der andern mit der unsrigen durchaus Hand in Hand gehet, daß wir die unsrige erhöhen, indem wir die unserer Mitgeschöpfe befördern. Daraus entstehet eine hingebende Neigung, welche uns wohlthut und in welcher endlich für das praktische Leben zur Wohlthat für das Ganze der erste Bewegungsgrund verloren geht. Es geht vielleicht hier mit der reinen, ganz uneigennützigen Tugend, wie mit der Freiheit des Willens in der Metaphysik. Die Philosophie giebt sich zwar alle Mühe, sie zu behaupten und zu beweisen, kann aber mit allem ihren Scharfsinn sie nicht von der Kette der Nothwendigkeit loswinden. Traurig über den Zwang, in welchem er sich fühlt, geht der Philosoph zurück in das große weite Feld des Lebens, wo die Natur ihre magische Kraft so tief versteckt gelegt hat, daß er sich selbst unbemerkt an ihrem unsichtbaren Leitfaden, durch offne Sphären hineilt und so wenig den Zügel fühlt, daß er sich bald wirklich überzeugt, er sey frei, wie ein Gedanke, wenn ihn nicht ein widriger Anstoß aus dem schönen freien Schwung wieder auf die Klippen der Skepse wirft. So rächt sich die Natur, sobald wir ihren Armen zu entweichen suchen, und uns in Regionen wagen, für die wir auf diesen Lebensstationen noch nicht bestimmt zu seyn scheinen. Sollte denn in dem Menschenleben so wenig mehr zu thun seyn, daß wir durchaus unsern Flug über unsern Horizont hinaus nehmen müssen, aus dem wir selten etwas für die Gegenwart

herunterbringen? Prudens futuri temporis exitum caliginosa nocte premit deus, sagt ein Mann, der sonst wohl nicht immer muthig genug Wahrheit sagte, aber ein desto richtigeres Gefühl für dieselbe hatte, wo er sie ohne Gefahr sagen konnte. Hoffentlich geht unsere Tugend über das Grab hinaus; ein großer Theil der Menschheit, der doch wahrlich eben soviel Anspruch auf Glückseligkeit hat, als alle seine übrigen Brüder, würde sonst traurig zu beklagen seyn. Wenn nun die Glückseligkeit, welche bewirkt wird, der Maaßstab der Tugend ist, so folgt daraus, daß die Mittel, welche diese Glückseligkeit hervorbringen, die nähere Bestimmung der Tugend enthalten. Dieses ist ohne Zweifel ausgemacht; Gutes bringt Gutes, und Böses bringt Böses hervor: oder mit andern Worten, was beständig in allen Verhältnissen, auf immer angenehme Gefühle erzeugt, ist Tugend; das Entgegengesetzte ist Laster.

Der erste und letzte Grund aller Tugend, die Base aller ferneren höher steigenden philantropischen heroischen Schwingung ist das feste kalte Suum cuique, oder laede neminem, welches zum Grundprinzip unstreitig wieder die alte Philavtie hat. Um den Begriff der Gerechtigkeit zu prüfen, nehme man nun wieder die angeführten Kriterien, Allgemeinheit und Dauer, um zu erfahren, wie viel derselben wirklich in der Welt herrsche. Denn kein einziges Menschenwesen darf seine Forderungen zu keiner Zeit verlieren, und Verlust derselben durch Präscription, wäre ein Attentat in die allgemeine Menschenvernunft. Aus diesen Ansprüchen aller an alle, entstehet der Grundpfeiler einer ganz vernünftig gegründeten Gesellschaft, Isonomie, allgemeine Gerechtigkeit, welche in diesem Sinne wohl noch nicht ihre Erscheinung unter den Menschen gemacht hat. Wenn Asträa diese Göttin war, so ist ihr Verlust dem Menschengeschlechte eine unheilbare Wunde. Die Griechen scheinen eine dunkle Ahndung dieses Gedankens in diesem My-

thus gehabt zu haben: und wenn hier und da sich das Gefühl zum Begriffe erhellte, so wußten sie in der Angst nicht, was sie damit anfangen sollten. Auch jetzt, da man die Idee wieder auffängt, ist man in der ängstlichsten Verlegenheit, auf welche Weise man sie mit Sicherheit in das praktische Leben bringen soll. Die Gleichheit der Menschen hat zwar in der Natur unumstößlich seine Richtigkeit. Wenn wir auch nicht in das Wesen des Menschen eingehen wollen, um sie schlußweise aus demselben herzuleiten und zu beweisen; so wird sie schon a posteriori dadurch dargethan, daß kein einziger Mensch sich den andern absolut unterwürfig machen kann. Denn weder die physischen noch die geistigen Kräfte können den einen ganz vor den Angriffen des andern in Sicherheit setzen. Was mir nun noch widerstehen kann, was ich nicht absolut unterdrücken und beherrschen kann, ohne es gänzlich zu vernichten, das ist mir in seiner Grundkraft, also in seiner Natur gleich. Ich habe nicht nöthig dieses weiter auszuführen. Wird man nun diese Gleichheit in Gesellschaften oder gar in Staaten mit übertragen können? Die Idee hat in sich nichts widersprechendes, sobald nur alle Individuen, oder auch nur der größere Theil derselben gerecht sind. Wer wird aber dieses von dem Menschen zu hoffen wagen? Ihn halten nur Furcht und Gesetze; und wo er deren Meister ist, geht der größere rohere Haufe dem Sturm seiner Leidenschaften und seiner Begierden nach: sein grober blinder Egoismus stürzt alle Schranken vor sich nieder. Gerechtigkeit kann ohne bürgerliche Freiheit nicht bestehen, und kein hoher Grad von Glückseligkeit und Vollkommenheit, kann ohne dieselbe erreicht werden. Wer wagt es aber das richtige Maaß, das Zuviel und das Zuwenig unwidersprechlich zu bestimmen? Das Zuviel hat manchen Staat gestürzt; das Zuwenig manche Menschengeneration gemartert, und sie zu Marionetten des Elends herabgewürdiget. Man erhebe ja nicht enthusiastisch die

Freiheit der Griechen und Römer. Ihr Hochgefühl für dieselbe ist alles, was uns in ihr Interesse gewinnen kann. Beide gepriesene Völker des Alterthums waren in ihren Nationaltransaktionen blutige Barbaren. Es fällt in den römischen Geschichtsschreibern gar nicht auf, wenn sie ganz trocken erzählen: und die gefangenen Anführer wurden im Gefängnisse getödtet, die übrigen aber als Sklaven verkauft. Eine Brandmarke drückten die verbündeten Griechen der Menschheit ein, als sie im peloponnesischen Kriege alle braven Platäer nach der Einnahme der Stadt durch das schändlichste Kriegsrecht, das je gehalten wurde, hinrichten ließen: eine Trauerscene, an welcher der kraftvolle menschliche Thucydides sein ganzes Pathos erschöpft hat. Wer kann an Sparta denken; ohne über den Schicksalen der Messenier und Heloten eine menschenfreundliche Verachtung gegen die seelenlosen Eisenmänner zu fühlen? Die Geschichte beider Völker ist voll von Schauspielen, die jetzt das ganz gewöhnliche Menschengefühl empören würden; so sehr, daß die Philantropie in Versuchung geräth, den Spartakus für den ehrenvollsten Feldherrn der alten Menschenkunde zu halten. Wer kann in Republiken die Gesetze de ambitu eisern genug machen, daß sie nicht durch das Gold, die List, die Verwegenheit, die Kabale, den Parteygeist durchbrochen werden könnten; und doch sind allein diese Gesetze die Base und Mauer der Regierungsform; sind diese Schranken gebrochen, so ist der Staat verloren. Griechenland und Rom sind davon Beispiele. Richtig ist es unstreitig, in republikanischen Verhältnissen steigt Menschenwerth und Menschenvollkommenheit am höchsten; aber richtig ist es auch unstreitig, in ihnen sinkt Menschennatur und Menschenverderbniß am tiefsten. Selbst die Geschichte unserer Tage, die sich doch aus der alten Tiefe des Unsinns im öffentlichen Rechte ziemlich erhoben haben, hat noch neue frisch blutende Beispiele von beiden. Nur dann, wenn die Begriffe

von Bürgerfreiheit und allgemeiner Gerechtigkeit von den Männern der Nationen richtig und lebendig gefaßt werden, können wir Hoffnung haben, daß die innerlichen und äußerlichen Verhältnisse der Staaten in eine solche wohlthätige Harmonie treten werden, wo der herrliche philantropische Traum des Vater Kant vom ewigen Frieden vielleicht einst in Wirklichkeit übergehen mag.

Unvermerkt hat mich eine warme Einbildungskraft von meinem Gegenstand entfernt; ich kehre zum Schluß zurück. Diejenigen, von denen die Staaten alter und neuerer Geschichte viel gefürchtet und gelitten haben, waren nicht Atheisten. Bei dem Gottesleugner wird man vermöge seines kalten abstrakten Ideenganges unmöglich den groben Egoismus treffen können, da dieser nur in dem dicken Dunstkreis der Leidenschaften liegt, über welchen sich die isolirte traurige Spekulation des Atheismus schon vermöge ihrer Natur erhoben hat. Der feinere Egoismus trift immer mit der Idee von Recht zusammen, und kann also in keinem Verhältnisse dem Staate gefährlich werden, da ihr auch jeder andere rechtschaffene Mann von jeder andern philosophischen oder religiösen Partey gleichfalls folgen muß. Könnte aber der Atheist zum ganz groben leidenschaftlichen Enthusiasmus herab sinken, so würde er dadurch eben so gefährlich und nicht gefährlicher werden, als jeder andere Fanatiker, der von seinem blinden, im Grunde ebenfalls egoistischen Enthusiasmus geführt wird.

Also bin ich überzeugt, und glaube durch diesen Vortrag es auch dem Leser begreiflich gemacht zu haben, daß, obgleich die Begriffe von Religion, Pflicht und Tugend in dem Sinne der Puristen sich durchaus nicht mit dem Atheismus vertragen, das praktische Leben und folglich die Gesellschaft von ihm nichts befürchten darf. Damit behaupte ich gar nicht, daß der Atheist vermöge seines Systems vorzüglich geschickt sey, ein guter patriotischer Bürger zu werden. Da der Stunden des Nachdenkens in dem Menschenleben doch natürlich, zumal bei einem so kal-

ten tiefabstrakten Kopfe, sehr viele seyn müssen, so kömmt er in denselben, da er sich sonst an keinen Gegenstand halten kann, beständig zu seinem Ich zurück, und die öftere Beschäftigung mit diesem kalten, auch noch so fein sublimirten Egoismus droht ihn endlich ganz von seinen bessern Menschengefühlen zu isoliren. Er ist nur dann Mensch, und guter theilnehmender Mensch, wenn sein Herz vor seinem Kopfe hergeht, oder seine wärmere Empfindungen ihn so beschäftigen, daß sie ihn nicht zu seinen Abstraktionen zurückgehen lassen: und dann kann er für seine Mitbürger eben so wohlthätig, als ein rein Tugendhafter werden; schädlich läßt ihn sein System selbst niemals seyn. Aber wenn auch die Gesellschaft durch dasselbe von ihm nichts verliert, so verliert er selbst desto mehr. Er sieht sich bloß als einen Spielball des Zufalls an, ohne weitere Zwecke und höhere Würde. Für ihn ist kein Vater der Wesen, keine Verwandschaft der Geschöpfe, keine brüderliche Vereinigung zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit. Ein jeder neben ihm rollt traurig isolirt als ein eben solcher Spielball hin, wo ihn der nämliche Zufall hinstößt: bloß die Tendenz der blinden Materie zur Kohärenz macht bei ihm die Erscheinung von Glückseligkeit, gemeinschaftlichen Bedürfnissen und den ganzen Zusammenfluß des feinern Egoismus. Wenn auch wirklich am Ende alle Tugend in diesen Egoismus sich auflöst, so täuscht sich doch jeder andere so gern, und vergißt in der philantropischen Mittheilung und dem freundschaftlichen Erguße der Gefühle den Gedanken, da nicht geradezu sein ganzes System darauf beruhet, und er so viele andere aus Glaubensgründen festgesetzte Begriffe hat, die ihm Beschäftiguug, Nahrung und Unterstützung gewähren. Jeder andere denkt den Gedanken nur mit einer unangenehmen Anstrengung: der Gottesleugner muß ihn wegen der Konsequenz überall vorausschicken; und dieses muß sodann seinem ganzen Wesen eine gewisse traurige Men-

schenscheue geben, die er nur durch Entfernung des Denkens überhaupt von sich entfernen kann. Zum Glück haben solche finstere Männer meistens ein eben so großes gefühlvolles Herz, als sie einen tiefen forschenden Geist besitzen. Wirklich habe ich selbst einen Mann dieser Art gekannt, der einige Jahrzehende trübsinnig in den Systemen der Alten und Neuen herumgewühlt hatte, der jetzt mit allem fürchterlichen Ernst eine trostlose Stelle des Spinoza erklärte und behauptete, und kurz darauf eine schöne moralische Stanze in seinem Silbertenor zum Erstaunen und zur Rührung aller Anwesenden, mit allem Ausdruck des wahren Gefühls sang, der mit aller Kälte der Spekulation sein egoistisches System vertheidigte und einem Unglücklichen, der ihn nicht bat, heimlich einige Goldstücke reichte, und ein Paar muntere ihm wildfremde Knaben aus seiner eigenen Garderobe kleiden ließ. Es ist gewiß ein traurig rührender Anblick einen solchen Mann zu sehen, der ohne alle Ansprüche auf Zukunft, ohne alle Begriffe von Pflicht, ohne alle offene Anerkennung reiner Philantropie, aus dem feinsten Gewebe seines Systems heraus, den schönsten menschlichen Tugenden opfert, alles bloß für den augenblicklichen Lohn seines Herzens. Es würde mir, wenn ich noch nicht völlig von der Existenz eines unaussprechlich gütigen, weisen und mächtigen Schöpfers und Vaters der Natur überzeugt wäre, ein neuer fester, herzlicher Grund zum Glauben an ihn werden, daß keines seiner erschaffenen Wesen, es mag sich noch soweit von den Gedanken an ihn entfernen, sich ganz von ihm und seiner Glückseligkeit verlieren kann; so göttlich väterlich sind alle Einrichtungen der ganzen Natur, daß selbst alle Irrwege zuletzt im wesentlichen Punkte der Tugend und Glückseligkeit zusammen treffen.

Man mird mich aus dem, was ich bisher gesagt habe, nicht der Anhänglichkeit an dieses unglückliche System beschuldigen, da ich nach einem Gefühl allgemeiner Gerechtigkeit, es

gegen die harten Beschuldigungen der Zeloten zu vertheidigen suchte, welche behaupten, indem der Atheist den Begriff der Gottheit und der Religion aufhebt, breche er dadurch alle Tugend und Pflicht und alle Schranken bürgerlicher Gesellschaft nieder; welches aber, wie ich gezeigt habe, ein Widerspruch in seinem System wäre. Zwar kann ich jetzt nicht, nach mehrern Jahren des Lebens und des Denkens mit Unbefangenheit alle Artikel unterschreiben, die mir einst die religiöse und philosophische Dogmatik, mit dem Ansehen der Infallibilität diktirten; aber wenn auch hier und da eine Latte des Daches zerbrochen, oder ein Balken des Obergebäudes aus der Fuge getreten ist, so steht doch noch der Grund in seiner ganzen Unerschütterlichkeit fest, und wird jedes Gebäude zu tragen im Stande seyn, welches auf ihn wirklich richtig gepaßt wird. Wenn auch der Gedanke, Gott, Vorsehung, Tugend, Zukunft und Verbindung der jetzigen und künftigen Existenz, trotz ihrer selbst philosophisch höchsten Wahrscheinlichkeit, nicht Wirklichkeit seyn sollte, so wollte ich mir selbst für mein Daseyn die schöne wohlthätige Täuschung nicht nehmen lassen, die mich zu einer solchen Würde zu erheben und in dieser Würde mir eine solche Ruhe zu gewähren fähig ist. Ich habe bei dem Gedanken wenigstens die süße Hoffnung, von dem Räthsel der Schöpfung einst so viel lösen zu können, als ein endliches Wesen davon zu fassen vermag. Zu dieser Höhe kann kein Gottesleugner steigen; diese Hoffnung kann keiner der Männer ohne Trost haben: denn so viel sie auch von der Natur, von dem Ganzen und von den Theilen, und von der ewigen Vereinigung mit finsterm Tiefsinn philosophiren, so wird doch nie aus dieser ewigen Nacht ein heller Gedanke hervorgehn, der auch nur auf bloßen Glaubensgründen beruhete, und an dem sich ein Mensch mit bloß menschlichem Sinne und Gefühl halten könnte.

VIII.

Ueber das Spiel.

VIII.

Χρήματα δ' οὐχ' ἁρπακτα θεοσδοτα πολλον ἀμεινω.

Hesiod.

Es ist in allen Verhältnissen von den heiligen und philosophischen Rednerstühlen, in Büchern aller Art schon so viel und so viel Gutes über diesen Gegenstand gesagt worden, daß man billig die Materie für erschöpft und einer ferneren Behandlung für unfähig halten sollte, wenn nur nicht diese leidige Erbsünde jetzt mehr als je in ihrer ganzen Stärke da stünde, und jedem Räsonnement nicht mit blindem Trotz ins Angesicht starrte. Wenn ich also auch, wie ich sehr gern glaube, nichts Neues über die Sache zu sagen weiß, und das Alte vielleicht nur halb so gut und so stark als andere vorzutragen im Stande bin, so rechtfertiget doch die noch dauernde Stimmung unsers Zeitalters in Ansehung dieser unseligen Leidenschaft jeden Versuch, den auch ein Idiot der literärischen Geschichte mit philantropischem Wunsche machen kann.

Das Spiel hat noch jetzt so sehr alle Gesellschaften von sogenanntem guten Ton in Beschlag genommen, daß es das erste Requisit eines Kandidaten zu denselben ist, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, eine Parthie machen zu können. Und ein Mann, der dieses nicht versteht, oder aus Grundsatz und Abneigung von dergleichen Beschäftigungen irgend eine schickliche doch merkliche Entschuldigung findet, wird bald als ein homme qui n'a rien de sociable ganz vernachläßiget, so daß er kaum auf die allergewöhnlichste Höflichkeit Anspruch machen darf.

Jedermann begreift, wenn man nur vom Spiele spricht, daß darunter bloß das Spiel der jetzigen Mode, oder das Kar-

tenspiel zu verstehen sey, welches seine Herrschaft so ausgebreitet und festgesetzt hat, daß man über demselben fast den Namen aller übrigen Spiele zu vergessen anfängt. Der Würfel, welcher ehemals der Entscheider des Schicksals aus der blinden Leidenschaft war, hat jetzt fast alle Anbeter verloren. Der Würfel verdient aber doch wahrlich wenigstens in dieser Rücksicht den Vorzug vor allen andern Methoden, wenn ein Mensch einmal so in Inkonsequenz gefallen ist, daß er seinen Antheil an irdischen Glücksgütern durchaus dem Zufalle unterwerfen will, weil er diese Absicht am schnellsten und vollkommensten erreicht. Bei dem Spiele um Gewinn läßt sich durchaus nichts würdiges zu denken; und thut man sodann nicht besser, lieber gar nichts denken? Wohin man kommt, sieht man Gruppen von emsigen Spielern, welche die ganze Aufmerksamkeit ihrer Seele auf ein buntes Blättchen gerichter haben, und mit der größten Unruhe und Angst auf dessen Umschlag warten, um entweder dem blinden Zufalle feurigen Dank zuzurufen, oder gegen ihn Verwünschungen, Unsinn und Blasphemien auszustoßen, über denen das unverdorbene Menschengefühl erröthet. Ich bin keinesweges gesonnen, mich zum Moralisten der Nation aufzuwerfen: es ist aber doch gewiß keine Anmaßlichkeit, wenn ein Mann mit gewöhnlich hellen Gedanken und guten schlichten Empfindungen für alle seine Zeitgenossen, ohne Rücksicht auf Schaden und Gewinn für sich selbst es wagt, sich einer Gewohnheit mit entgegen stemmen zu helfen, die unter der Firma der Geselligkeit, wie ein tiefrollender Strom an dem Bau der Moralität und der wirklich edlen Geselligkeit selbst wühlt, und durch Leichtsinn und Unbesonnenheit gewiß mehr Unglück unter den Menschen schafft, als die sinnreichste Bosheit kaum wirken kann.

Wenn ich von Spielern rede, so verstehe ich darunter immer noch sogenannte Spieler von Ehrlichkeit und gewöhn-

lichem Gewissen, die entweder in gänzlich anerkannten Hazardspielen oder sogenannten Kommerschen, die es doch alle nach jetzigem Fuß wenigstens auch zur Hälfte sind, ohne Hinterlist dem Fall des Ohngefährs ihr Glück anvertrauen, und außer der gewöhnlichen Aufmerksamkeit sich keines Vortheils bedienen. Leute, die ihre Zuflucht zu leider nicht ganz ungewöhnlichen Handgriffen nehmen, und deren Richtschnur der Wahlspruch ist: il faut entendre finesse pour corriger la fortune, sind durchaus zu sehr unter aller Verachtung aller leidlich Ehrlichgesinnten, als daß man nöthig hätte, noch ein Wort wider sie zu sagen: und doch genießen sie noch weit mehr Nachsicht, als man einer solchen kapitalen Niederträchtigkeit gestatten sollte. Zuweilen habe ich mich bemüht, die Bewegungsgründe aufzusuchen, warum wohl die große Menge der Leute von sogenanntem Ton, das Spiel so ohne alle Einschränkung liebt, oder wenigstens handhabt; und ich habe nur folgende mögliche Ursachen aufgefunden, außer welchen ich mir keine denken kann. Man spielt:

1) um zu gewinnen,
2) um zu verlieren,
3) die Zeit zu vertreiben,
4) der Mode zu folgen.

Die letzte Ursache ist in gewissen Verhältnissen die einzige, welche einigermaßen entschuldigen kann. Die drei ersten haben, wie ich zeigen werde, für eine Person von Sinn, so wenig Rechtfertigendes, daß sich billig jeder schämen sollte, sie für sich anzuführen. Wir wollen sehen.

Erstlich, ich setze mich nieder, oder ich trete hin, um zu gewinnen. Man kann zwar nicht sagen, daß das Spiel nach den Naturgesetzen, wo positive bürgerliche Gesetze mit weiser Absicht nicht näher darüber bestimmen, an sich selbst ungerecht sey. Ein jeder verfügt über das, was er mit Fug besitzt nach seinem Gut-

dünken, ohne daß jemand ihn in der Ausübung seines Eigenthumsrechts stören darf. Denn jeder hat das Recht und die Freiheit mit seinem Vermögen ohne Verletzung des Rechts eines andern, nach seiner Weise ein Narr zu seyn, wie ihm beliebt. Jedes Spiel ist eine Art von Wette, wo der Ausgang den Gewinn entscheidet; jeder setzt willig seinen Theil in die Schaale, und ist zufrieden, sich dem Ausschlag des Glücks ruhig zu unterwerfen. Nichts kann als eine ehrliche Wette angesehen werden, wo das Ende der in derselben gesetzten zweifelhaften Sache, nicht beiden Parthieen völlig unbekannt, wirklich zweifelhaft, und ich darf sagen ungewiß ist. Denn wenn eine Parthie entweder des Ausganges mathematisch gewiß ist, oder ihn durch einen andern Kanal schon erfahren hat, und dann die Wette noch eingeht, so kann man ihr mit Recht Unredlichkeit vorwerfen, und die Wette kann mit Grund als null angesehen werden. Eben so darf ich sagen, wenn jemand mit einem bekannt entschiedenen Übergewicht im Spiel sich hinsetzt, gegen einen andern ganz sichtlich weit Schwächern, so ist die Parthie von seiner Seite auf keine Weise redlich, obgleich hier der schwächere Theil kein Recht zur Klage haben kann, indem er die Geschicklichkeit und überlegene Fertigkeit seines Gegners kannte, oder sie wenigstens voraus setzen mußte, und es also sein Wille war, sich mit ihm für die gesetzte Prämie zu messen. Nun entsteht aber die Frage, obgleich juristisch nach dem strengen Naturrechte kein Streit darüber seyn kann, was der Mann der festeren Rechtschaffenheit darüber meinen wird, der Mann, welchem es nicht genug ist, daß ihn kein Mitbürger coram foro civili belangen kann, sondern der alle seine Gesinnungen und Handlungen auf der feineren Waage der Sittlichkeit, des moralischen Gefühls und der Philantropie abwiegt. Ausgemacht leiden alle diejenigen, welche sich hinsetzen zu spielen, sey es aus welcher Ursache es immer wolle, auf irgend eine Weise an einer

Schwachheit des Geistes. Wer wollte sich nun wider die Schwachen rüsten, um von ihrer Schwachheit den Vortheil zu ziehen, den ihm eine größere Kenntniß und Geschicklichkeit über sie giebt? Wenn ein anderer schwach und unvorsichtig genug ist, Blößen zu geben, ist es nicht offenbar feindselig, diese Blößen zu benutzen? Ist wohl die geringste Würde und Gutmüthigkeit in dem Entschlusse, den Raub zu ergreifen, den seine Unbesonnenheit bloß zum Köder hinhält? Alle Spielenden stehen also aus eigener Neigung beständig auf dem Kriegsfuße; und leider ist dieser Krieg nur allzu oft eben so elendschaffend und blutig, als der, den die Götter der Erde meistens auch aus den nämlichen Ursachen führen. Auf alle Fälle ist es nicht großmüthig, von den Leidenschaften seiner Mitbrüder in den Augenblicken ihrer Blindheit zu seinem Vortheil Gebrauch zu machen: und hat man je gehört, daß es einem Manne zur Ehre gereicht hätte, sich ein Vermögen im Spiele erworben zu haben, auch wenn er während des ganzen Handels sich nie von der Handelsweise eines rechtlichen Mannes entfernte? Auf Moral darf man sich kaum berufen, wenn man nicht sogleich unter den Namen eines Moralisten in die Klasse der Pedanten will versetzt werden: und was kann dennoch wohl ehrwürdiger, was kann wohl heiliger und göttlicher seyn, als diese Führerin des Lebens, diese Stütze der Gesetze, diese Trösterin in allen Leiden, welchen die Gebrechlichkeit der besten Menschennatur immer noch so oft und mannichfaltig unterworfen ist? Das Wort Moral ist in sogenannten guten Gesellschaften, die leider nicht immer das sind, was ihr Titel anzeigt, schon so unwillkommen, als ob es durch seinen Ernst alle Freuden verscheuchte; da doch allein nur eine gute festgegründete Moral die Base der dauerhaften gesellschaftlichen Vergnügungen seyn kann. Und ein Vergnügen, das nicht dauerhaft seyn kann, das in seinen Wirkungen künftiges Mißvergnügen bald oder

spät nothwendig zur Folge haben muß, verdient auch schon in der Analyse des gemeinen Menschenverstandes den Namen des Vergnügens nicht mehr.

Wer sich mit der Absicht an den Spieltisch setzt, seine ebbenden Finanzen wieder in Fluth zu bringen, und bei den meisten dürfte dieses doch der nächste Bewegungsgrund seyn, bekennt geradezu, daß er sich von der Thorheit seiner Mitbrüder nähren will, und giebt dadurch zugleich zu verstehen, daß er andere ehrlichere Erwerbungsmittel, aus Mangel an Talent und Kraft nicht wählen kann, oder aus Mangel an Thätigkeit und Fleiß nicht wählen will. Schon habe ich erklärt, daß falsche Spieler und Betrüger als der Abschaum jeder Gesellschaft, keiner Notiz zu würdigen sind, da sie natürlich die ganze nur leidlich ehrliche Welt schon hinlänglich stigmatisirt hat; aber die sogenannten Spieler von Profession in allen Klassen, obgleich ihr Kredit eben nicht sehr ehrenvoll ist, werden bei weitem noch nicht mit der allgemeinen Verachtung angesehen, welche sie verdienen. Angenommen, sie gehen ohne Betrügerei und schlechte Kunstgriffe zu Werke, so ist doch der Gebrauch, den sie von ihrer unseligen Fertigkeit, von ihrer höllischen Feinheit und Aufmerksamkeit gegen die unkundigen, mit Blindheit geschlagenen Opfer machen, vor dem Gerichtshofe der strengeren Gerechtigkeit moralischer Männer durchaus nichts anders, als Gaunerei. Meistens sind diejenigen, welche diese Methode halten, Subjekte, die ihre Modebedürfnisse auf Kosten der andern, welche eben so wie sie der Mode opfern, zu befriedigen suchen, nachdem sie ihre eigenen Fonds durch gewöhnliche Unbesonnenheiten geleert haben, die sie durch ehrenvolle Wege wieder herzustellen nicht Muth und Geschicklichkeit genug besitzen. Der Nutzen für sie ist sehr geringe, da sie meistens den Sieben gleichen, welche Wasser halten sollen; und ihre einzige Wirkung auf andere ist, daß sie einen großen Theil derer, die in ihre

Sphäre kommen, und lange in derselben verweilen, zu Ihres gleichen machen.

Der zweite Grund, den ich mir als Bestimmung zum Spiel vorstellen kann, nämlich die Absicht zu verlieren, ist höchst selten, und eigentlich bloß wörtlich, aber nicht im wahren Sinne denkbar. Sollte er Statt finden, so ist es nur in dem Gehirne eines offenbaren Bedlamiten, und also nicht mehr Grund, sondern bloß Ursache. Ein alter Engländer sagt: es ist eine Tollheit, deren Kur aller Nießwurz trotzt, den Würfel zu rollen, ob unser Vermögen unser seyn solle oder nicht. Eigentlich wünscht niemand Verlust; und wenn, wie nicht selten der Fall eintritt, jemand Spielverlust wünscht und ihn geflißentlich befördert, so hofft er dafür gewiß irgend einen andern Gewinnst, dessen Natur schon aus dem Mittel ihn zu erhalten verdächtig wird. Also sucht wohl zuweilen ein Minister dem Sekretär eines andern für seinen Geldverlust die Geheimnisse seines Herrn abzugewinnen, und der Sekretär hat durch den Gewinn einiger Goldstücke unbemerkt spielend seine Ehrlichkeit verloren. Die meisten jungen Männer, welche auf Artigkeit einigen Anspruch machen, sind in Verlegenheit, wie sie im Spiel gegen Damen sich benehmen sollen, indem sehr oft ihre Börse Verlust fürchtet, und man es doch für einen Mangel guter Erziehung auslegt, wenn sie gewinnen. Man kann jetzt als die Hälfte der Spielparthieen immer die Damen rechnen, so daß also diese Verlegenheit fast bei jeder Parthie ist. Mich däucht, daß das ganze Arrangement nicht sehr zur Ehre unsers Zeitalters ist; aber noch weniger gereicht es den Damen zur Ehre, daß sie es als ein Privilegium des Geschlechts sich anmaßen, immer Gewinnerinnen seyn zu müssen. Wenn ein Frauenzimmer aus irgend einem Grunde sich mit hin an den Spieltisch setzt, und auch unsere gewöhnlichen sogenannten Kommerschspiele müssen so wie sie jetzt sind, mit darunter begriffen werden, so habe ich

für sie noch weit weniger Entschuldigungen, als für die Männer, da diese Beschäftigung von dem wahren edlen Charakter der Weiblichkeit noch weiter entfernt ist. Wenn sich also eine Dame zum Spiel setzt, so wird sie dadurch sich gewiß keinen Anspruch auf höhere Achtung und Liebenswürdigkeit zu verschaffen hoffen: wenn sie mit der Idee des nothwendigen Gewinnstes spielt, so würdigt sie die Vorzüge ihres Geschlechts sehr weit herab, indem sie es zum gröbsten Freibeuter gegen das andere macht; wenn aber durch den absichtlichen Verlust von der andern Seite, bei ihr in anderer Rücksicht gewonnen wird, so ist in diesem Verluste der Gegenparthie für sie statt des Gewinnstes doppelter Verlust. Wenn ein Frauenzimmer, das sich durch Kleiderglanz, Haarkräußlermeriten, schönes Fuhrwerk und andere Fripperie der großen und kleinen Mode fangen läßt, schon der Netze nicht werth ist, die man für sie legt; so ist die Gunst eines Frauenzimmers im Spiele auf solche Weise gewonnen, gewiß ein reiner Verlust. Der Mann von Sinn entdeckt ihn sogleich; und der oberflächliche geckhafte Stutzer fühlt ihn oft erst lange Jahre nachher, wenn die Hitze des Verderbens ihn an der Stirne brennt. Ich appellire in diesem Falle an den Geradsinn und das Ehrgefühl jedes feindenkenden Individuums beider Geschlechter, und schweige von der zu niedrigen, obgleich oft gewöhnlichen Maschinerie der gröbsten Galanterie, wo das Spiel bloß das Vehikel des Kupplerlohnes wird. Männer also, die auf diese Weise verlieren, wollen eigentlich nicht verlieren, sondern gewinnen; und sollten sie auch nur die gute Meinung der Uneigennützigkeit und Großmuth dadurch erwerben wollen, welches doch wohl selten die reine Absicht allein seyn dürfte. Das Mittel aber sie zu erwerben, ist für den Mann von wahrem Sinn und ächter Philantropie bei weitem nicht dasjenige, welches er wählen wird. Zuweilen, obgleich seltener, giebt es auch Damen, die in gleicher Absicht an

die Männer verlieren; und ich sehe nicht ein, warum von ihnen im Gegentheil nicht auch das nämliche gelten sollte.

Eine minder moralisch zweideutige Methode, die aber doch nicht ohne ein überfeines und also falsches Ehrgefühl ist, bestehet darinne, wenn ein Reicher oder Vornehmer einem Armen, dem er wohl will und dessen kitzlichen Empfindungen in dem, was man gewöhnlich point d'honneur nennt, er nicht beikommen kann, auf diese Weise ein Geschenk machen, mit andern Worten, eine Wohlthat erzeigen will. So wie sehr oft das ganze sogenannte point d'honneur auf verjährten falschen Vorstellungen beruht, so däucht mich, ist es auch hier der Fall. Entweder ich darf, ich will Geschenke annehmen, die mir ein anderer Wohlwollender zu machen gesonnen ist, oder ich darf, ich will es aus irgend einem Grunde nicht. Im erstern Falle sehe ich nicht ein, was mich hindern kann, das was ich thun will und wozu ich Grund zu haben glaube, öffentlich zu thun. Der Fall ist ganz gegenseitig. Was soll einen edeldenkenden Mann, der Unterstützung zu geben gesonnen ist, bestimmen, sie nicht auf die beste, die zweckmäßigste Weise zu geben? Geschieht dieses im Spiel? Ich zweifle sehr. Überzeugt euern Mann, wenn er wirklich des Beistandes bedarf, daß es von ihm sehr falsche Schaam sey, ihn von Euch, von dessen Verhältnissen, Verbindungen und Charakter er diesen Beistand am füglichsten erwarten kann, nicht annehmen zu wollen. Ist er unüberwindlich und weicht jeder offenen Methode aus, so ist es eine Beleidigung für seinen Verstand, ihn trotz seiner Überzeugung auf eine versteckte Weise wider seinen Vorsatz handeln zu machen. Denn man wird doch sicher annehmen können, daß er einsehe, seine Gegenparthie im Spiel mache geflissentlich keinen Gebrauch von ihrem Glück und ihrer Geschicklichkeit. Mit welchem Gefühl muß er nun dieses bemerken, und während einer ziemlich lan-

gen Zeit zu bemerken fortfahren? Wenn das Annehmen der Wohlthat seinem feinen Ehrgefühl auf offenem Wege Überwindung kostet, so muß es durch diese halb heimliche Weise gefoltert werden; und ich habe wirklich Fälle gesehen, wo Personen voll glühenden Unwillens das Spiel verließen, weil sie die grausam wohlthätige Absicht der Gegenparthie deutlich merkten. Gesetzt das wohlthätige Geschenk kommt durch diese Weise wirklich an seinen Mann, so verfehlt es doch höchstwahrscheinlich die gute Absicht des Gebers, nämlich die, wirklich bleibenden Vortheil zu schaffen. Ich glaube überhaupt, daß derjenige, welcher im Spiele Geschenke anzunehmen fähig ist, in seinem Betragen einer sehr großen Reform bedarf. Ein Mann, welcher noch spielt, kann und darf noch keine Wohlthat empfangen; und ein Mann, welcher Wohlthaten annehmen darf, kann nicht mehr spielen; wenigstens darf er es nicht auf einem Fuß, daß er im Spiele Geschenke erhielte, die einigen Einfluß auf Ökonomie haben könnten. Die Großen ergreifen oft diese Methode, ihr Wohlwollen thätig zu beweisen. Die Absicht des Wohlwollens verdient Lob; die Methode scheint mir sehr wenig kalkulirt zu seyn. Entweder müssen sie den, welchem sie durch das Spiel helfen wollen, für sehr unbesonnen oder für sehr blödsinnig halten. Wie können sie glauben, daß ein Mann, dem sie bei einer solchen Gelegenheit auf eine sogenannte feine Art, eine ziemliche Summe zufließen lassen wollen, die nämliche Summe nach gewöhnlichen Spielbegriffen gegen sie auf die Waage legen könne? Wie können sie dieses, ohne ihn der unverantwortlichsten Unbesonnenheit zu zeihen? Wie können sie aber annehmen, daß er ihre Absicht nicht merke, ohne ihn für blödsinnig zu halten? Und schont man denn wirklich des Ehrgefühls eines Mannes, dessen Verstand man kompromittirt und dem man nicht Festigkeit der Begriffe genug zutraut, um mit ihm frei und offen sprechen und handeln zu können?

Das Recht, dem andern wohl zu thun, hat jeder, aber nicht gegen des andern Willen und Begriffe, weil dieses wirklich nicht Wohlthat wäre. Ist derjenige, der mir wohlthun will, mein Freund, so hat er dazu das unbedingte Recht; und noch mehr das Recht sein Wohlwollen mit seinem theilnehmenden ernsten Rath zu begleiten, der oft mehr werth ist, als die Unterstützung selbst. Die Großen haben durch ihre Verhältnisse im Staate und durch den Charakter, den sie in demselben behaupten sollen, schon die Befugniß, mit jedem offenherzig und mit strenger Wahrheit über alle Begriffe zu sprechen, die nur irgend Einfluß auf das Schicksal von Individuen oder des Ganzen haben können. Sie dürfen also wohl das falsche Ehrgefühl der übermüthigen Männer berichtigen, und von jeder Sache mit ihnen reden, wie sie ist, und nach diesen berichtigten Begriffen gegen sie handeln, anstatt ihre Empfindungen in einem irrsamen Seitenwege fortlaufen zu lassen. Wir sehen diese Wahrheit sehr deutlich, sobald wir aus der Sphäre der Mode und des falschen point d'honneur entweder überwärts oder herabwärts heraustreten. Der Monarch nimmt sich billig nicht die Mühe, wenn er jemand ein Geschenk machen will, es in einer Parthie l'Hombre an ihn zu verlieren; und niemals glaubt der Empfänger erniedriget, sondern vielmehr geschätzt durch einen solchen Beweiß des Wohlwollens; der aber doch wahrlich mit andern Worten auch nichts anders ist, als eine Wohlthat. Der unpolirte Sohn der Natur auf dem Lande, nimmt ohne Schaam das gereichte Geschenk von seinem Gutsherrn, ohne sich deßwegen für einen Bettler zu halten. Ferner glaube ich behaupten zu dürfen, daß die auf diese Weise im Spiel zugewandte Wohlthat meistens ihren Zweck verfehlt. Die vertrauliche Mittheilung und der freundschaftliche Rath, als der bessere Theil des Geschenks mangelt, und muß nach der Natur der Sache mangeln. Der Spieler hat die Unterstützung auf eine leichtsinnige Art

erhalten, denkt darüber auf dieselbe Weise, und macht auf dieselbe Weise Gebrauch davon. Was auf dem Wege der Mode gewonnen ist, geht auf dem Wege der Mode wieder fort. Er schließt daraus, daß sein Gönner diese Methode, ihm seine Geschenke zuzustellen, einschlug, daß dieselbe an sich überhaupt durchaus ehrenvoll sey, er sieht diese Beschäftigung durch die ganze feine Welt in Kredit, sein eigener Hang zieht ihn nicht zurück, und er schlendert unvermerkt in der eingeschlagenen Bahn fort, geht von der Mode zur Neigung, von der Neigung zur Gewohnheit, von der Gewohnheit zum Leichtsinn, von diesem zur Unbesonnenheit, von dieser zur Vergessenheit aller moralischen Grundsätze. Die erste Veranlassung war vielleicht die Methode, welche sein gutmeinender Wohlthäter wählte, ihm seine Güte thätig zu zeigen. Ich habe Personen gekannt, denen Männer von Ansehen in kurzer Zeit einige hundert Dukaten auf diese Weise schenkten; aber ich glaube, eben diese Weise war vorzüglich Schuld, daß diese Summen, die mit der gehörigen Vorsichtigkeit ihre kleine Ökonomie in den besten Stand hätten setzen können, mit eben der Leichtigkeit des nämlichen Weges wandelten, den sie gekommen waren. Von allen Fällen scheint also bloß der großmüthige Fremde mit der größten Entschuldigung sich dieser Weise gegen einen Mann bedienen zu dürfen, dessen Mangel er erfahren hat, und dessen Verhältnisse ihn zurückhalten, offenherzig und freundschaftlich mit ihm zu sprechen; aber auch hier gilt vieles von dem Obengesagten, und jeder Unbefangene wird gestehen, daß die Herren beide an dem Gängelbande der Mode laufen, nur der nichtigen Konvention des Zeremoniels opfern, und es nicht wagen rein menschlich und philosophisch miteinander zu handeln.

Die dritte Ursache, welche einzelne Personen und ganze Gesellschaften haben können, sich um die Spieltische zu pflanzen, ist, die Zeit zu vertreiben. Man gesteht es sich oft laut, daß man

bloß wegen des Zeitvertreibs spiele, und bedenkt wohl schwerlich, daß man sich selbst und dem ganzen Zirkel um sich her dadurch nicht allein keine Verbindlichkeit, sondern geradezu eine platte Sottise sagt. Nur ein Dummkopf oder ein Kranker kann Langeweile haben; beide sind für keine Gesellschaft. Sollte eine beträchtliche Anzahl von gebildeten Personen nicht immer Stoff zu einer lehrreichen und angenehmen Unterhaltung finden können, da doch gewiß jede eine eigene Sphäre hat, in welcher sie nicht fremd ist? Und es gehört doch gewiß keine überschwengliche Kunst dazu, einige Stunden die Gegenstände der Unterredung aufzufinden; und es wird keine demosthenische Beredsamkeit so wenig, als kantischer Tiefsinn erfordert, sie discursiv mit einigem Interesse und einiger Anmuth von mehrern Seiten zu behandeln. Niemand wird mit der Erwartung in einen gesellschaftlichen Zirkel kommen, um daselbst abstrakte Erörterungen zu hören oder vollendete Meisterwerke der redenden Künste anzutreffen; sondern gewiß bloß mit der Hoffnung, durch muntern Witz, heitere Laune und angenehmen Scherz einige Mußenstunden zu würzen, und vielleicht hier und da einen treffenden, aus der Seele gegriffenen Gedanken zum künftigen Privatgebrauch oder öffentlichen Nutzen zu finden. Und ist diese Hoffnung nicht philantropisch konsequent, da in dem Strom der Fröhlichkeit, in dem Erguße des unbekümmerten Herzens mancher Schatz hervorquillt, in der Wärme der Rede mancher Funke herausbricht, der ohne das elektrische Berühren des freundschaftlichen Zwistes in seiner Tiefe fortgeschlummert hätte? Ist denn unser jetziges Menschenleben so ganz an Interesse leer, daß die Zeit so schwer über unsern Häuptern hängt, und wir um ihrer los zu werden, zu der geschmacklosesten aller Beschäftigungen der langweiligen Mischung bunter Papierfiguren unsere Zuflucht nehmen müssen?

Dort sitzt ein Quarree von Menschen, ihre Augen auf die

groteske Malerei der Karten geheftet, lauert mit dumpfer Aufmerksamkeit auf einige Dutzend zufälliger Veränderungen derselben, und erstickt allen Witz, alle Jovialität, die den frohen Menschen in geschäftslosen Augenblicken zu einem so interessanten Geschöpfe macht. Kein Fünkchen Geist spielt auf dem Antlitz der Spielenden: es ist alles abgemessene, trockne kalte Maschinerie; und wenn ja einmal ein Strahl von Leben, Satyre, Ironie und Menschensinn hervorbricht, so lösch er sogleich unter Quatre honneurs, trois levées, premiers und dem übrigen Gefolge der tiefsinnigen Hieroglyphik plötzlich wieder aus. Kein Gedanke kann erscheinen, der nicht sogleich von der Spadille wieder verjagt würde, und nur höchst selten weckt ein lahmes Bonmot die gähnende Gesellschaft, wenn sie in ein koncertirendes Schläfchen einzunicken bereit ist. Auf alle Fälle ist der Mann zu bedauern, der um seiner Zeit quitt zu werden, solche Resourcen aufsuchen muß. Seit Einführung der Spielkarten ist zwar ihr Gebrauch in alle Gesellschaften ohne Ausnahme, von dem Saale der besternten Minister bis in die geräucherte Dorfschenke aufgenommen worden; und man sollte glauben, es sey ein allgemeines Bedürfniß vorhanden, welches sie nunmehr nothwendig machte. Aber diese Herrschaft sind sie bloß dem Leichtsinne und dem Hange nach Gemächlichkeit in der menschlichen Natur schuldig, wie jede andere Mode, welche diesen beiden Schwachheiten schmeichelt. Jeder Mensch liebt bei aller seiner Furchtsamkeit doch immer etwas wagliches; und in dem Spiele wagt er weiter nichts, als ein Stück Geld und seine Zeit; das erste kommt bei einem Theil, das zweite bei dem andern sehr wenig in Anschlag; beides ist also leicht zu wagen. Sodann hat die ganze Beschäftigung einen so gedankenähnlichen Gang, der doch im Grunde bloß ein recht gemächliches hinbrütendes Vegetiren ist; so daß, wenn das Spiel nicht meistens physischen und moralischen Schaden anrichtete,

man es der menschlichen Indolenz immer als eine behagliche Anstrengung ihrer Austernthätigkeit gönnen könnte. Von dem moralischen Schaden habe ich schon manches gesagt und werde noch manches sagen; den physischen tragen beide Geschlechter vom guten Tone unter zwanzig modischen Namen, zu nicht geringer Mitpeinigung aller derer herum, welche das Schicksal in den Kreis ihrer Leiden und ihrer Thorheit einschließt.

Man wendet vor, daß es doch besser sey sich mit gemalten Männerchen zu beschäftigen, als mit aller Lieblosigkeit gewöhnlicher Koterien über den guten Ruf seiner Mitbürger herzufallen. In dieser Rücksicht, muß man allerdings bekennen, hat man ein kleineres Übel gegen ein größeres eingetauscht, und also in der That gewonnen. Aber ist es denn durchaus nothwendig, daß Schadenfreude, Mißstellung der Charakter und boshafte Anstrengung die Menschen schlechter zu machen, als sie wirklich sind, der Gegenstand der Unterhaltung seyn müssen? Hat die Welt oder auch nur die kleine Peripherie um uns her, nichts für das Interesse gewöhnlich guter Seelen, daß diese Lieblosigkeit wirklich zu befürchten ist? Muß denn durch jede Schwingung der giftigen Zunge ein guter Name sterben, durch jeden zweideutigen Blick Mißtrauen gegen eine Tugend erweckt werden? Wer wollte die menschliche Natur so tief herabwürdigen, um dieses von ihr zu glauben? Es ist allerdings in dem Menschen ein allgemeiner Kitzel der Freude bei dem Anblick, daß andere nicht besser, oder wohl gar noch schlimmer sind, als wir; aber Vernunft und berichtigtes Gefühl wissen ihn bei Wohlgesinnten zu unterdrücken und endlich gar zu ersticken. Schadenfreude und Schmähsucht sind zwar häßliche Züge in jedem Charakter; aber ihre Erscheinung hat doch durch den Kontrast manche gute Wirkung für die Menschheit. Der Gegenstand derselben hat meistens wenigstens einige Schuld, wäre es auch nur der Schein des Vergehens, das man ihm zur

Last legt. Auch dieser Schein muß nicht statt finden, da in der Welt so viel nach dem Schein beurtheilt werden muß. Jede Person von Wahrheitsinn kann auf alle Fälle Vortheil von zugefügten sogenannten Beleidigungen ziehen: denn sind sie wahr, so hören sie eigentlich auf Beleidigungen zu seyn, und nur die böse Absicht des Gegners verdient Tadel, und der, den sie treffen, muß daher Gelegenheit nehmen sich wirklich zu bessern; sind sie nicht wahr, so ist ihr Urheber ein Narr oder ein Schurke, und beide verdienen nicht mehr als kalte Verachtung; oder man dürfte kein Glas Wasser ohne die Furcht trinken, sich die Schwindsucht an den Hals zu ärgern, so oft ist man täglich in Gefahr auf beider Konsortenschaft zu stoßen. Ihr vertraget gern die Narren, weil ihr klug seyd: sagt ein Mann, der auf langer Erfahrung sich eine herrliche Lebensphilosophie erworben hatte; und Schurkerei ist bloß die giftige sublimirte Quintessenz der Narrheit. Durch diese Freiheit der Zunge lernt man ferner oft die häßlichen Geschöpfe kennen, deren Vergnügen es ist, die Schwachheiten der Menschen mit Geschicklichkeit auszuheben und in ein grelles Licht zu stellen: und es ist gut, daß man dergleichen Subjekte wirklich ausbezeichnet wisse, um sich des alten Hic niger est zu erinnern, so oft man sich ihnen nähert. Unsere Sphäre ist wahrlich nicht so leer an Gegenständen, die für alle entweder wichtig oder wenigstens nützlich und angenehm seyn können, und zu deren gesellschaftlichen Behandlung jedes Individuum sein Theil beizutragen im Stande ist, seyen seine Einsichten noch so eingeschränkt. Wenn man sich nur nicht mehr schämen wird, Interesse am wirklich Interessanten zu haben und zu zeigen, zu lernen und mitzutheilen; wenn Mütter ohne lächerlich zu werden von Häuslichkeit und Erziehung, Männer ohne Pedanten zu scheinen über wahre Wirthschaftlichkeit oder über irgend einen philosophischen politischen oder ästhetischen Gegenstand menschlich theilnehmend

sprechen können: so wird man auch Hoffnung haben, daß das zeittödtende und vernunfterstickende Spiel endlich nach und nach seinen Einfluß verlieren werde.

Viertens ist wohl die allergemeinste wirksamste und nichtsbedeutendste Ursache der großen Herrschaft des Spiels, die Mode. Diese Göttin regiert überhaupt mit blinder Despotie unter mancherlei Benennungen überall, wo sich die Strahlen der Vernunft vor dem Nebel der Leidenschaften zurückziehen müssen. Sie heißt bei den Großen Ceremoniel, bei den Theologen Ritual, bei den Rechtsgelehrten Observanz, bei den Ärzten Methode, bei allen Eingeweihten Glaube, bei allen Laien Sitte und Gebrauch. An alle diese Benennungen appellirt man gewöhnlich, wenn man in der Vernunft keinen andern Grund des Verfahrens mehr aufweisen kann; und sie haben von dem Orden des goldenen Vließes an, bis herab zu den Orden des Kuhschwanzes und der Elephantenblase, für ihre Behörde immer hinlängliche Gültigkeit. Ob nun gleich die Mode als Mode selbst sehr selten einen vernünftigen hinreichenden Grund hat, so hat doch immer ihr Ursprung seine wohlbedeutende Ursache. So verbargen die Perücken Kahlköpfe, die Schnürleiber schiefe Seiten, die Reifröcke Hüftenfehler, die hohen Absätze und Aufsätze Pygmäengestalten, die Schnäbelschuhe unförmliche Füße und so weiter; und so verbirgt vermuthlich das gewöhnliche Kartenspiel in seinem Ursprung nebst irgend einer Leidenschaft die Armuth und Schwachheit des Geistes, die in andern Beschäftigungen zu sehr sichtbar werden würde. Jede edle Art der gymnastischen Spiele hatte ihren Vortheil sogleich in sich selbst, indem jedes dem Körper freiere Bewegung schaffte, seine Kräfte stärkte und ihn biegsam machte, und zur höhern physischen und ästhetischen Vollkommenheit bildete. Das Schachbret als Analogie des Kriegs beschäftiget die Aufmerksamkeit und den Scharfsinn der Parteyen auf eine nicht gewöhnliche

Weise, und giebt einem Militär die ersten allgemeinen Regeln seines Handwerks bildlich an die Hand. Aber dasselbe als eine große Schule der Kriegskunst überhaupt zu betrachten, würde wohl gänzliche Unkunde der menschlichen Natur sowohl, als der Wissenschaft seyn: denn Soldaten haben mit Schachfiguren auch weiter nicht die geringste Ähnlichkeit, als ihre mechanische Stellung. Auf dem Brette schlägt nach der berechneten Regel in der Position die Figur gewiß ihre Figur; aber auf dem Felde schlägt in der Position nicht nothwendig der Mann den Mann, oder ein Regiment ein Regiment, sondern das bessere schlägt das schlechtere; und es zeigt sich nur zu oft aus der Erfahrung, welcher Unterschied zwischen Bauer und Bauer, Springer und Springer, Thurm und Thurm ist. Doch hat das Spiel seinen Nutzen, indem es allgemeine Ideen giebt; aber welches Kartenspiel irgend einer Art hat nur den geringsten Vortheil nah oder entfernt auf das praktische Menschenleben? Ein Beweis, daß die energischen Abendländer nicht die ersten Erfinder dieses Tandes seyn können, und daß es aus dem faulen Orient durch irgend eine Horde indolenter Bettelkauer zu uns herüber gekommen seyn muß. Obgleich das Schachspiel auch orientalischen Ursprungs ist, so muß es doch mehr von Männern und aus einer Periode seyn, deren Charakter etwas mehr als Unthätigkeit und gänzliche Gedankenlosigkeit war. Man findet Kohorten von Menschen, die nichts weniger als ausgezeichnete Gaben besitzen, und fast alle nichts bedeutende Spiele mit den bunten Figuren in größter Vollkommenheit zu spielen wissen. Und gesetzt auch, wie denn dieses nicht ganz zu leugnen ist, daß die mancherlei Veränderungen des Kartenspiels auch wohl etwas Sinnreiches für die Aufmerksamkeit haben können, so haben doch alle nicht den geringsten Bezug auf das menschliche Leben, und stehen noch zehen Grade unter dem Kunstwerk, wo der Meister drei komplette Kegelspiele in

einen Kirschkern auf ein Fuhrwerk drechselt, das er von einem wohlabgerichteten Floh ziehen läßt.

Was würde die Königin der feinen Damen Griechenlands, in deren Gesellschaft Periklesse, Sokraten und Alcibiaden sich bildeten, und deren Haus der Sammelplatz des guten Tons in Athen und das Heiligthum der Musen und Grazien war, was würde Aspasia sagen, wenn sie in unsern Gesellschaften vom sogenannten guten Ton sähe, wie die ganze gespannte Aufmerksamkeit stundenlang an der krausen Mischung einiger Dutzend der schlechtesten Bilder hängt, und wie man sich mit aller Anstrengung bemüht, Gedanken in die Gedankenlosigkeit zu bringen? Allerdings hält man bei uns keine griechischen Hausfeste, wo die Menschheit in ihrer schönsten Würde, in einer herrlichen himmlischen Geistesergießung verbunden mit der reinsten liebenswürdigsten Sinnlichkeit zu sehen war. Wer wollte nicht mit bitterer Herzensknirschung enthusiastisch Schillers Götter Griechenlands zurück rufen, wenn er nur eine Viertelstunde hinter einem unserer modischen Spieltische steht? Die Mode der gedankenlosen Spielsucht ist also von der Art der alten dänischen, von welcher Shakespears Hamlet in einem beißenden Apophthegm sagt, daß man sie besser bricht als hält.

Ich bin versichert, und weiß es wenigstens aus dem Zirkel meiner Bekanntschaft gewiß, daß die meisten sich anfangs zu dieser Beschäftigung als Opfer der Mode zwingen, bis man nach und nach die Natur ausrottet und etwas Bastardartiges an ihre Stelle pflanzt, welches endlich mit der Zeit ganz dieselbe, aber mit welchem traurigen Äquivalent? zu ersetzen scheint. Und was gewinnt man durch diese tiefe ruhige der Indolenz so behagliche Unthätigkeit? Angenommen, daß auch keine niedrige Leidenschaft mit in das Spiel tritt, vor welcher jeder redliche Mensch Ursache hat zu erröthen, und daß man bloß aus den beiden letzten Ursachen zur Gefälligkeit sich zur Par-

thie setzt, welche traurige Befriedigung gewährt dieser soge-
nannte Zeitvertreib! Schon das Wort Zeitvertreib ist, wie ich
schon oben behauptet habe, eine Satyre auf den Menschenver-
stand; und es gereicht meiner Meinung nach den energischen
Römern zu nicht geringer Empfehlung, daß sie in ihrer Spra-
che für diesen Begriff kein ganz eigenes unphilosophisches Wort
haben, wie wir. Jeder vernünftige Mann wird seine Stimme
geben, daß er lieber einen Zeithalter als einen Zeitvertreiber
wünscht. Ohne den Vorwurf der Pedanterey zu wagen, darf
man billig fragen: Ist denn die Zeit so etwas peinigendes,
daß wir noch Mittel ersinnen müssen ihren Adlerflug noch mehr
zu beschleunigen? Schon oben habe ich geradezu angegeben,
wem die Zeit schwer über dem Schedel hänge, und ich kann
nicht umhin hartnäckig bei dieser Meinung zu bleiben. Sobald
es ausgemacht ist, daß unser sogenanntes Spiel nach vernünf-
tiger Vorstellungsart ein Vergnügen ist, sobald ist es gerecht-
fertiget und hört sogleich auf bloßer Zeitvertreib zu seyn. Wie
verstimmt müssen aber nicht Seelen seyn, die vorzugsweise ein
Vergnügen an einer Sache finden können, welche von allen
Seiten betrachtet von keiner eine vortheilhafte Beziehung, we-
der auf Vernunft noch Moralität und praktisches Menschen-
leben hat. Der Mann hat nie weniger Würde, als in der ge-
dankenlosen Stellung des Kartengebens oder Kartenordnens;
das Weib nie weniger Anmuth und Grazie, als bei eben die-
ser Beschäftigung. Jede wirklich empfindungsvolle und geist-
reiche Person wird in diesen Augenblicken zur Figur, und nach
und nach zum bloßen Automat. Als Medicin der Gesellschaft,
wie man wohl zu sagen pflegt, mag das Spiel immer gelten;
aber dann giebt man gerade zu, daß die Gesellschaft krank sey.
Ob es gleich mehr als hundertmal schon gesagt, und besser und
nachdrücklicher gesagt worden ist, als ich es zu sagen vermag,
so kann ich doch nicht schweigen, welche fürchterliche Zerrüttung

das Spiel nach und nach in der ganzen Moralität anzurichten im Stande ist. Tausend traurige Beispiele in großen und kleinen Verhältnissen schreiben es mit blutiger Schrift zur Beherzigung vor das Auge eines jeden, der bemerken kann und will. Schulen und Akademien, wo junge Leute an Herz und Kopf zu ächten Patrioten gebildet werden sollen, sind so voll von dieser pestartigen Seuche, daß man sehr oft auf den Studierzimmern von Jünglingen, die man sonst eben nicht für verwildert hält, unter der Büste des guten kahlköpfigen Athenienſers Pharoparthieen trifft, wo man die Weisheit des alten Ehrenmannes unter seinem Bildnisse lästert. Goldhaufen rollen über den Tisch zwischen den Schwärmern hin; und ein armer Handwerker muß im Nebenzimmer um seinen sauer erschwitzten Lohn wie um ein Almosen betteln, wird wohl gar mit Lotterbubenausdrücken, deren sich wahrlich die feine Welt schämen sollte, sich aber leider noch nicht schämt, wieder fortgeschickt. Manchmal bin ich Zeuge solcher Unwürdigkeiten gewesen, und hätte zähneknirschend mit Rehabreams Skorpionenzucht darein schlagen mögen, wenn ich nur hätte hoffen können dadurch dem armen Gemißhandelten zu helfen. So setzen sich die würdigen Zöglinge der feinen Welt in den Stand, um vielleicht einst auf eine Karte die ganzen jährlichen Einkünfte der väterlichen Güter und endlich die väterlichen Güter selbst zu setzen, ganze Familien durch ihre Hirnwuth zu Grunde zu richten, und endlich unter dem Sturz der Ihrigen als Opfer der Verzweiflung zu fallen. Und diese Wuth herrscht mit eisernem Scepter über beide Geschlechter. Wer Gelegenheit gehabt hat etwas näher in die Verhältnisse der größern Zirkel zu sehen, wird gefunden haben, daß die Hälfte des daselbst vermißten Glücks von dem Spiele geraubt wird. Es ist erstlich Quaal, wird nach und nach Gewohnheit, dann Neigung, dann Leidenschaft, dann Wuth, dann Furie; es frißt bald krebsartig

um sich her, und tödtet bald mit allen Schrecken des Verderbens. Und eben die schönsten Seelen, welche anfangs gezwungen der Mode dieses Opfer bringen, sind am ersten in Gefahr durch ihre Lebhaftigkeit endlich selbst ihr Opfer ohne Rettung zu werden.

Ein junges herrliches Mädchen mit einem Grazienkörper und einer himmlischen Seele, die dem besten Manne ein Paradies auf Erden schaffen könnte, wird konventionsmäßig die Gattin eines Mannes, in dessen Herz der Himmel wenig Wärme gelegt und in dessen Kopf er wenig Licht angezündet hatte. Unschuld und Frohsinn wohnen auf ihrem Antlitz, und ihre Augen strahlen Erleuchtung und Gefühl selbst in die Seele des Menschenhassers. Ihr Gatte hat nur die Vorzüge des Goldes und des Standes, welche beide Qualitäten leicht die andern ächten wünschenswerthen Eigenschaften in den Augen der Welt geben oder übersehen lassen. Das junge liebenswürdige Weib hofft auf Glückseligkeit und Lebensgenuß durch Sympathie und zärtliche Mittheilung; sie wird getäuscht und trauert. Ihr Herz fordert Mitempfindung über die wichtigsten heiligsten Gegenstände vernünftiger Wesen, und sie findet den Mann ihres Lebens überall in greller Mißstimmung. Sie irrt einsam, und sucht um sich her nach Seelenähnlichkeit; sie findet sie, wo Gesetze und Tugend das Anschließen verbieten. Das freudeathmende Geschöpf verliert sich in Schmerz der Zurückhaltung. Ihr Gatte war für die Zärtlichkeit die erste Woche gestorben, wenn er je eine Minute für sie gelebt hatte. Sie flieht zur Modezerstreuung aller Zirkel, in welcher ihr Gemahl das Beispiel giebt, und eilt den Spieltischen zu. Hier lauert die Verführung mit tiefen unsichtbaren Schlingen auf ihr Opfer. Ihre Seele ist rein und feurig; um ihrer quälenden Gedanken los zu werden, sucht sie im Spiel Beschäftigung, unglückliche Beschäftigung. Der Gewinnst des Geldes reißt sie

nicht, aber der Verlust ist ihr nicht gleichgültig; sie verliert und erhohlt sich wieder. Sie gewinnt und wird kühner; sie fängt an, um nichts anders denken zu müssen, nur auf das Spiel zu denken: das Glück ist abwechselnd, aber nicht so regelmäßig wie Ebbe und Fluth. Ihr Verlust wird größer. Ein verdeckter Wüstling legte unterdessen seine Minen, und hat durch seine teuflische Geschicklichkeit schon den Vortheil eines artigen unverdächtigen Mannes gewonnen. Er verliert an sie, und gewinnt bei ihr; seine List ist zu fein. Sie verliert das Gewonnene an andere, deren Hunger nichts als Geld verlangt. Der Mann, der auf mehr rechnet, und ihr sein Geld unbemerkt verspielt, rückt näher, aber beleidiget nicht. Die Scene verändert sich; aber ihr Zustand wird immer verwickelter und trostloser. Ihr Herz wird ganz leer, und nur der gute Ton nimmt darinne Besitz. Sie wird vertraut mit Beispielen, die vorher ihr Gefühl empört hatten. Der sentimentale Verführer spielt seine Rolle als Großmüthiger, sie aus der tödlichen Verlegenheit zu retten, in welche sie seine eigenen Stricke gezogen hatten. Sie dankt erst gerührt, dann warm, dann heiß. Ihre Unbesonnenheit ist Ursache, daß sie wiederholt ihre Zuflucht zu ihm nehmen muß; sie dankt endlich in der fünften Instanz des Dichters. Der feine Lehrling des Satans hat nun seine Absicht erreicht, und sie eilt um der Schaam zu entfliehen in die Arme der Schande. Nun wechseln die Personen und die Auftritte, aber nicht das Schauspiel. Sie ist ihrem Gatten gleich, und eilt von Zirkel zu Zirkel und gelegentlich von Liebhaber zu Liebhaber. Das Spiel hat mit Hülfe der Mode ein Meisterstück der Schöpfung zerstört: und verdient ein Weib dieser Art wohl weniger den Namen eines Stadtweibes, weil es im Wagen fährt, als andere, die ihr nämliches Gewerbe zu Fuße treiben? Dieses ist Ideal; wollte der Himmel, es wäre bloßes Ideal, und es entsprächen ihm nicht so viele Originale in unserer Modewelt.

Dort stellt sich unruhig ein junger Mann der besten Hoffnung, unter die Reihen der Glücksritter. Halbzitternd faßt seine Hand ein Goldstück nach dem andern, um es zu dem großen Haufen des Bankhalters zu schieben. Seine Gebährden ziehen sich bei jedem hingestoßenen Dukaten in ein ängstlicheres Ganze; halbgebrochene Verwünschungen drängen sich hervor. Selbst der augenblickliche Gewinnst vermehrt seine bange Erwartung; er geht wieder fort und kommt zurück und geht wieder. Seine Baarschaft sinkt, seine Begierde steigt, und mit ihr seine Unruh und Angst. Jeder neue Verlust gebiert neue Flüche; alles was dem Menschen heilig und ehrwürdig ist, wird mit Blasphemie genannt. Der Mann verliert gänzlich sein Gleichgewicht; er kocht, er ras't, er wüthet: mit jedem Goldstücke verliert er einen Grad der Besonnenheit, und mit dem letzten den letzten. Sein nicht viel vernünftigerer Nebenmann wird schnell halb schuldig halb unschuldig der Gegenstand seines Grimmes. Das Spiel macht dem Zorne und der blinden Rache Platz; und Skorpionenstiche treten an die Stelle der Ruthenstreiche. Eine kalte Stahlspitze oder ein Stückchen Bley bringt die hochaufkochende Narrheit in ihre Gränzen zurück. Oft schickt einer den andern ohne Abrechnung hinüber in das unbekannte Land, um ihm bald als Todtenopfer nachzufolgen.

Und diesem allen stellt sich der Mensch bloß, nur aus kleiner schmutziger Gewinnsucht, zu der ihn stufenweise arme Leerheit des Geistes oder die blinde Abgöttin der Mode führt, ohne ihn in dem Opfer den geringsten Sinn für Moral, Patriotismus, Philantropie und ächte Menschenwürde finden oder nur ahnden zu lassen.

IX.

Warum ist der Schmerz der Aeltern bei dem Verluste kleinerer Kinder größer und heftiger, als bei dem Verluste erwachsener?

XI

Unter kleinern Kindern verstehe ich hier nicht Säuglinge in Wiegen und Windeln, deren neues Menschenwesen kaum noch das zärtlichere Interesse der Ältern gewonnen hat: ich verstehe Kinder von der Periode des Gängelbandes herauf, bis in das zwölfte oder vierzehnte Jahr, wo die menschliche Natur anfängt in jeder Rücksicht sich zu einiger Vollkommenheit herauf zu arbeiten. Nun scheint mir dieses eine durch Erfahrung ausgemachte Sache zu seyn, daß Ältern und daß überhaupt Menschen bei dem Tode solcher jungen Geschöpfe, die so eben zu ihrer schönsten Fülle aufblühen, im Allgemeinen heftiger gerührt werden, als bei dem Tode anderer älterer, in denen die Natur schon ihre höchsten Zwecke ziemlich erreicht zu haben scheint. Ich sage, im Allgemeinen: denn unstreitig giebt es Ausnahmen, die durch andere individuelle Umstände und Ursachen bestimmt werden. Wenn eine alte einsame Mutter ihren einzigen Sohn, ein guter zärtlicher Vater seine einzige geliebte Tochter verliert, Kinder der edelsten besten Art, die den Ältern Freude, Trost und Stütze in den letzten Lebensperioden schon wirklich waren, so ist hier der Schmerz unstreitig sehr heftig und angreifend: aber seine Quelle ist nicht allein die reine Zärtlichkeit der Natur. Auf einmal verschwundene Hoffnungen, zerscheiterte Plane, die schon in ihrer Reife lagen, und die sichtbar weit mehr Beziehung auf den Trauernden als auf den Verstorbenen hatten, die Aussicht der melancholischen Einsamkeit, der Hülflosigkeit, des Unvermögens, vielleicht des Mangels in der Zukunft, drängen sich unbemerkt zum Ausbruch des heftigsten Leidens zusammen. Und auch in diesem

Falls bemerken wir, wenn eine Mutter ihrem einzigen geliebten Sohne, als Knaben oder heranwachsenden Jünglinge, zum Grabe folgt, daß ihre Gefühle erschütterter sind, als wenn sie ihn als Leiche eines vollendeten Mannes hinaustragen siehet. Die Erscheinung ist wahr, und die Ursachen davon müssen in dem Wesen des Menschen liegen. Ich will, so weit meine Kräfte und Einsichten reichen, einige davon zu entwickeln suchen.

Mich däucht, es ist eine richtige, nicht ganz gewöhnliche Bemerkung, die man aber oft im Leben zu machen Gelegenheit hat: bei der Geburt der Kinder, ist die Zärtlichkeit und Besorglichkeit der Mütter für die kleinen Neugebornen unbegrenzt; die der Väter bei weitem nicht so innig. Einige gewiß nicht schlimme Väter haben mir bekannt, sie hätten mit ungewöhnlicher Gleichgültigkeit das kleine ihnen geborne Menschenkind betrachtet, und die junge Kreatur der Mutter unter halb geheuchelter Freude zurückgegeben. Gewiß ist nicht, wie wohl einige boßhaft behaupten, oder doch nur höchst selten, die geringere Gewißheit des Eigenthums bei dem Vater der Grund dieses Mangels an Innigkeit und der geringeren Freude; indem eben diese Männer versicherten, daß kein Gedanke von Zweifel darüber jemals in ihrer Seele aufgestiegen. Auch liebten eben diese Väter eben diese Kinder mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, als sie einige Jahre alt waren. Die Natur scheint dieses Prinzip zur Wohlthätigkeit für das Menschengeschlecht gesetzt zu haben, da es für die erste Erziehung der neuen Weltbürger so nothwendig ist: und es lassen sich vielleicht sehr gute Gründe der Erscheinung selbst bestimmen.

Die Mutter nämlich hat während der ganzen Zeit der neun Monate und vorzüglich während der letzten Periode derselben, sich auf eine ungewöhnlich nahe, feine und innige Weise mit dem künftigen kleinen Wesen beschäftiget; ihre Existenz war mit seiner Existenz ganz genau verbunden; sie hatte mit ihm

einerlei Furcht, einerlei Hoffnung, so zu sagen einerlei Schmerz, einerlei Genuß. Der Vater war seit der Zeugungsperiode, in Vergleichung mit der Mutter, dem Embryo und dem nunmehrigen lebendigen Wesen weit fremder geworden. Nur sein Seelengefühl hatte die Verwandtschaft fortgesetzt; für die Sinnlichkeit war sie unterbrochen; und nun erst fangen die Sinne von neuem an, sie wieder anzuknüpfen. Der erste Anblick des jungen Geschöpfs wirkt verhältnißmäßig nur schwach auf den Vater, da die Gestalt desselben nur noch wenig ästhetisches Vergnügen gewähren kann. Die Mutter sieht in der Erscheinung ihres Neugebornen schon einen Lohn ihrer zärtlichen Sorgfalt und ihrer überstandenen Angst, welches ihr denselben theurer macht. Wenn man einem Manne eine Stimme erlauben will, der nicht das Glück hat, Vater zu seyn, und dessen Gefühle also noch nicht in dieses Heiligthum der menschlichen Natur eingehen konnten, so glaube ich sagen zu dürfen, daß die ersten freudigen Regungen der Ältern nach der Geburt ihrer Kinder anfänglich bloß aus dem moralischen Gefühl entstehen. Das kleine Wesen kann während der ersten Monate seiner Existenz, als abgesondert von seinen Ältern gedacht und ohne Überlegung seiner künftigen Bestimmung und Vollendung, durch seinen bloßen Anblick kein sehr angenehmes Wohlgefallen erregen, weil es während dieser ersten Zeit nur sehr wenig Schönheit darstellt. Wenn ich nach meinem Gefühle urtheilen darf, so muß ich bekennen, so sehr ich in jedes reine schöne Kindergesicht, ich darf sagen, fast wirklich verliebt bin, so wenig Interesse hat die Erscheinung der kleinen ganz neuen Ankömmlinge in den Windeln für mich. Ich konnte oft meine Gleichgültigkeit kaum verbergen, wenn man mir einen solchen neuangekommenen Weltbürger zum Anschauen hingab; und reichte ihn bloß mit der tröstlichen Bemerkung zurück: in vier Jahren wird er schöner seyn. Ich kann mich nicht tiefer in die

Zergliederung dieses Gegenstandes einlassen. Alle Ästhetiker und Naturgeschichtsforscher sind voll von Bemerkungen, die meine Meinung bestätigen. Die Gestalt der Neugebornen ist durch die ganze Natur wirklich nur sehr selten schön. Der Tod eines Kindes also in dem ersten oder auch wohl in dem zweiten Jahre ist den Ältern bei weitem nicht so traurig, als in den folgenden. Der Mutter ist er aus eben dem Grunde schon schmerzlicher, aus welchem ihre Zärtlichkeit gegen den kleinen Verstorbenen größer und inniger war, als die des Vaters, und den ich oben mit wenigen Worten berührt habe. Aber von dem zweiten Jahre an entwickelt sich das Geschöpf; der Mensch wird in jedem Zuge, in jeder Veränderung sichtbarer. Die Form fängt vom dritten Jahre an sich täglich merklich schöner zu bilden; und die gemischte Ähnlichkeit beider Ältern zeigt sich in dem Kinde deutlicher. Der Knabe hebt an seine jungen Muskeln mit aller Kraft in Bewegung zu setzen: sein Gesicht wird heiter, wie der schöne Mai. Das feinste lebendigste Kolorit mischt sich auf seinem Antlitz; seine Augen blitzen Freude und Thätigkeit, und rastlose Bemühung fährt strahlend durch sein ganzes Wesen. Die junge schuldlose Seele arbeitet mit bewußtloser Kraft in der biegsamen Masse; alles wird an dem Knaben Bedeutung und Interesse: und für wen kann dieses Interesse inniger seyn, als für Vater und Mutter? Das kleine Geschöpf wächst, wird in seinem Bau harmonischer, in seinen Bewegungen elastischer, in allen seinen Spielen der Seele und des Körpers reicher an Schattirungen. Es wird mit einem Worte schöner, so wie es anfängt menschlischer zu werden. Nun schließt es sich selbst an die Ältern an, da die Ältern es vorher an sich ziehen und an sich halten mußten. Es macht sie zu Gehülfen, zu Theilnehmern seiner ersten Thätigkeit. Je mehr der Knabe zum Vater hinauf steigt, je mehr steigt der Vater mit unaussprechlichen Gefühlen zu dem Knaben herab, Alles

ist in der jungen Form Biegsamkeit, Regung, Schnellkraft; alles in der jungen Seele Thätigkeit, Wißbegier, Schlußtrieb: beides verbunden macht das ergötzende rührende Bild kindischer Schönheit. Nun tritt die Periode ein, in welche sich der Vater durch Erinnerung selbst einigermaßen wieder zurücksetzen kann. Er vergißt sein Ich, und fließt mit dem kleinen Sohne in ein Wesen zusammen. Er wird wieder Knabe mit mehr Erfahrung: zum ganzen Genusse seiner jetzigen Existenz bekommt er wieder reinen Kindersinn, um den wirklichen Knaben an seiner Hand empor zu leiten. Nun holt er die Zärtlichkeit der Mutter ein, und geht ihr oft vor. Seine beste süßeste Beschäftigung ist Sorge für das jetzige Vergnügen und das künftige Glück seiner Kinder. Dieses ist der Zeitpunkt der schönsten heiligsten Gefühle der Natur für Ältern; der Genuß der Gegenwart ist der reinste, unschuldigste und herrlichste; die Hoffnung der Zukunft ist die glühendste.

Wenn es wahr ist, was Kant an irgend einem Orte sagt, und mich däucht, daß es wahr ist, daß nämlich wahre reine Schönheit keinen Charakter, weder des Geistes noch des Witzes, noch des Tiefsinnes, noch irgend einer Eigenschaft zeige, so ist gewiß die Form der Kinder vom fünften bis zum fünfzehnten Jahre ausgemacht die schönste. Hier ist die Form zwar schon zu ziemlicher Vollkommenheit entwickelt, aber doch noch immer rein, biegsam, schmelzend; der Umriß so rund und so fein, so leicht und so schwer. Kein Geist, kein Witz, kein Tiefsinn sitzt auf dem Gesicht; liebliche Unbefangenheit ist darüber verbreitet. Keine Leidenschaft hat ihre Züge eingegraben: ein leichter Schleier, eine zitternde Empfänglichkeit für alle fährt strahlend augenblicklich darüber hin, und läßt keine merkliche Spur zurück. Das Kind ist alles und ist nichts. Es kann das Prototyp wahrer reiner Schönheit, der Gegenstand reines ästhetischen Genusses seyn, abgezogen von allen übrigen Verhält-

nissen und Rücksichten. Es war jederzeit der Vorwurf der wildesten Barbarei und des gänzlichen Mangels an Menschengefühl, wenn man im Kriege der Kinder nicht schonte; weil die Kinder schon durch ihre Gestalt, durch ihre schuldlosen schmelzenden Mienen, durch ihre rührenden Bitten allen Zauber haben, durch den man selbst das Herz eines Wütherichs zur Menschlichkeit bändigen könnte. Nun denke man Ältern, die mit diesen liebenswürdigen Geschöpfen in der innigsten Vereinigung stehen, die in dem Aufkeimen ihrer Schönheit und ihrer Fähigkeiten ihre eigene Jugend noch einmal leben; wie süß und stark müssen wohl ihre Empfindungen seyn, da die Kette so vielfach ist, die beider Wesen an einander bindet. Es ist ausgemacht, unsere mächtigsten Gefühle sind die sinnlichen: eben so richtig scheint es zu seyn, daß das Gefühl der Ältern in dieser Periode und ihr Genuß an ihren Kindern die reinste edelste Sinnlichkeit ist.

So wie nun das Vergnügen des Genusses das größte, reinste und edelste seiner Art ist; so ist auch sein Verlust der größte, heftigste und schmerzlichste. Jetzt lagen die Kinder den Ältern ganz nahe, kein Verhältniß des Lebens konnte sie einander näher bringen. Die Wohlthaten dieser und die Dankerwiederungen jener, waren die wärmsten und rührendsten. Alles was aus Gefühl und mit Gefühl geschieht, rührt den Menschen mehr, als was bloß kalte wahre Vernunftidee ist: hier ist alles Gefühl; und nur selten treten die Ideen, auf welchen es beruhet, in ein helles Licht; und sobald die Gefühle sich zu Grundsätzen entwickeln, verlieren sie von ihrer Wärme. Der Genuß für jede wahre Wohlthat ist in dem Wohlthun selbst. Der Vater freut sich zu geben, zu helfen, zu unterstützen, zu erhöhen, ein Verschwender seiner Zärtlichkeit zu seyn. Die wärmsten Empfindungen füllen seinen Geist mit glühenden Bildern der künftigen frohen Erndte: und so wie meistens

die Hoffnung süßer ist, als der Genuß; so ist auch dann der Verlust der Hoffnung schmerzlicher, als der Verlust des Genusses selbst; und hier ist Verlust des schönsten Genußes und der schönsten Hoffnung zugleich.

Wenn Kinder ganz zu Menschen empor wachsen, wenn ihre ausgebildeten Fähigkeiten eine festere Richtung nehmen, ihr Charakter einen eigenen Stempel gewinnt, so steigen sie dadurch an Vollkommenheit und moralischem Werth; aber ihr reiner ästhetischer Werth sinkt. In dem Bau des Jünglings steht Stärke, seine Miene zeigt Kraft und Muth, seine Stirne spricht Entschlossenheit und Trotz; irgend eine Leidenschaft gräbt oder wühlt in seinem Gesicht, und läßt nunmehr ihre Marken zurück. Es ist nicht mehr reine Schönheit; es ist Charakterzug. Das Gesicht der Jungfrau leidet unter andern Eindrücken mit andern Anlagen auch andere Veränderungen. Die sich unbewußte liebenswürdige Unbefangenheit verschwindet; auch ihre Züge werden Charakter, der oft fast eben so wenig an moralischem als an ästhetischem Werth gewinnt. Der Mensch ist fertig; er nähert sich seiner Bestimmung. Er liegt nun den Ältern nicht mehr so nahe; er braucht ihre Hülfe nicht mehr so unmittelbar. Wenn wir nicht mehr wohlthun können, so weitert sich das Band zwischen den Gegenständen: unsere Wesen trennen sich. Sobald der Mensch herangewachsen ist, treten beide Parteyen, Ältern und Kinder, mehr aus dem Gebiete der Sinnlichkeit und des bloßen Gefühls, und gehen über in das Gebiet der Vernunft und des reinern Begriffs der Pflicht. Nun ist Vernunft selten so stark als Sinnlichkeit, und Pflicht selten so heiß als Gefühl. Die Zeit hat die Pflicht gestärkt und geheiliget, aber das Gefühl gemildert, obgleich tiefer gelegt. Der Schmerz ist also bei dem Verluste solcher Kinder, die schon einen beträchtlichen Grad ihrer Vollkommenheit erreicht haben und ihrer endlichen Bestimmung nahe sind,

wenn gleich tiefer und dauernder, doch nicht so heftig und erschütternd, als bei dem Tode solcher Geschöpfe, die in der Blüthe der Hoffnung dahin fallen; wo den Ältern der edelste reinste Genuß in dem Wohlgefallen an Schönheit und alle herrliche Bilder der Zukunft auf Einmahl vernichtet werden. Ein ähnliches gilt auf gleiche Weise von dem Schmerze der Kinder bei dem Verluste der Eltern. Wenn derselbe in der Periode dieser zärtlichen Verknüpfung, dieser vollen Herrschaft der stärksten Sympathie eintritt, so wird der Schmerz weit größer seyn, als in jeder andern. Der gute Knabe, der seinen Vater in dieser Lebensepoche verliert, wird unsägliche Trauer trauern, wird für sein Gefühl keinen Namen haben: die Natur wird um ihn her in seinem Schmerz unterzugehen scheinen; die Welt mit allen ihren Freuden wird ihm wie eine Leichengruppe seyn. Ich berufe mich hier auf meine eigene Empfindung, auf Erfahrung. Mein Vater starb, als ich ohngefähr dreizehn Jahre zählte. Ich hatte mir vorher den Fall als mit meinem Wesen zugleich möglich, nicht zu denken vermocht, daß eines meiner Ältern sterben könnte. Noch bin ich mir dieses Gedankens völlig bewußt; die Vorstellung schlug mich in Nichts zusammen. Als der Fall geschah, war die ganze Welt um mich her wie eingestürzt: mein Zustand war die ersten Tage unaussprechlich; ich hatte für ihn keine Vergleichung. In den Tod nachsinken zu können, würde mir süße Wohlthat gewesen seyn. Kurze Zeit darauf war ich nicht allein getröstet, sondern sogar erheitert. Ich wunderte mich selbst über die Veränderung meines Zustandes, und machte mir Vorwürfe. Nur periodenweise kehrte die magische Melancholie zurück, wenn der Gedanke an den Verstorbenen sich in meine Seele drängte, oder ich einsam an seinem Grabe stand. Die Lebhaftigkeit der Jugend war Ursache der Heftigkeit der Gefühle, und war Ursache ihrer kurzen Dauer. Jetzt bin ich Mann; die Gewalt der Empfindungen hat durch

Erfahrungen mehrerer Jahre merklich abgenommen, und die Vernunft ist so viel als möglich schon an die eiserne Kette der Nothwendigkeit geschmiedet. Wenn meine gute Mutter stürbe, die ich liebe und ehre, der ich jede solidere Richtung meines Charakters zu danken habe, und wegen welcher das Erdenleben noch das meiste Interesse für mich hat; ich würde bei ihrem Tode vermuthlich nicht so unaussprechlich schmerzlich trauern, obgleich meine Trauer gewiß länger und tiefer seyn würde. Die Bilder des Knaben sind glühender; die Gefühle des Mannes sind bleibender.

Es liegt durch die ganze Natur, daß wir an der Jugendlichkeit aller Geschöpfe, im Thierreiche sowohl als im Pflanzenreiche, durch den Anblick ihrer sanften Schönheit ein hohes reines sinnliches Vergnügen haben. Die Bücher der Dichter aller Nationen sind voll von Beispielen, die dieses bestätigen: alle diejenigen von ihnen, deren erster Zweck es ist, Schönheit darzustellen und zu erreichen, nehmen ihre Vergleichungen von jugendlichen Gegenständen. Selbst in ihren gewagtesten Prosopopöien muß der Tag und die Morgenröthe jung seyn; und wenn es nicht gegen alle Analogie wäre, würden sie vielleicht auch einen schönen Abend so nennen. Schon der Begriff der Jugend giebt, daß alles schöner ist. So ist uns der Mai schöner als der Oktober mit allen seinen Schätzen; eine junge grünende Kornflur reizender, als ein reifes Ährenfeld; ein blühender Apfelbaum ergötzender, als seine Hesperidenfrüchte. So wird der Landmann schmerzlicher trauern, wenn das Ungewitter seine schossenden Halme niederschlägt oder der fürstliche Jäger mit seiner Bande die jungen Saaten niederstampft, als wenn ihm der Dieb seine Garben stiehlt: so wird der Gärtner heftiger empfinden, wenn ihm ein Wüstling seinen schönen blühenden Lieblingsapfelbaum niederhauet, schmerzlicher über den Tod der Blüthen klagen, als wenn man ihm die ganze

Erndte des Herbstes nähme. Es ist etwas unaussprechlich Trauriges und Wehmüthiges in dem Gefühle, etwas in der Blüthe mit allen seinen herrlichen Hoffnungen zernichtet zu sehen. Wenn nun ein Exemplar des Meisterwerks der Schöpfung auf einmal von der jugendlichen Glorie herabfällt, und mit allen seinen schon aufblühenden Schönheiten alle künftigen Früchte zugleich mit hinabsinken; wer kann den Schmerz derer messen, die das süße heilige unwidersprechliche Recht hatten, sich jetzt in der Anschauung der durch sie entstandenen Schönheiten zu ergötzen und einst für so angenehme Mühe so reiche volle Belohnung zu erwarten? Wer vor einem zerschlagenen Saatfelde, vor einem zerbrochenen Zöglingsbaume ohne Empfindung vorüber gehen kann, ist ein Mensch ohne Gefühl: wer eine junge dahingestorbne Menschengestalt ohne Rührung im Sarge liegen sieht, ist ein Mensch ohne Menschlichkeit. Über den Verlust des in seinen Endzwecken Vollendeten trauern wir; und wir klagen über das frühe Verunglücken dessen, was nach Vollendung strebte: und Klagen sind eine große laute Trauer. Unsere Trauer kann tiefer, kann dauernder und vielleicht gefährlicher seyn; aber unsere Klagen sind schmerzlicher: denn sie sind der Ausbruch der Gefühle, die wir nicht in stiller Trauer unterdrücken konnten.

X.

Ein Wort an Schauspieler und diejenigen, welche es werden wollen.

X.

Circum praecordia ludit.

Da der Geschmack an Schauspielen in unserm deutschen Vaterlande immer zunimmt, obgleich sich nicht immer bessert, so ist es wohl nicht überflüssig, wenn über den Gegenstand, der selbst keine ganz unwichtige Nationalsache ist, aus manchen Gesichtspunkten recht viel gesprochen wird; wenn auch nicht alles, was gesprochen wird, die Kritik der Philosophie, der Moral und der Ästhetik halten sollte. Mein gegenwärtiger Aufsatz ist weder ein gründliches scientifisches Gebäude der Kunst, noch eine tiefere Analytik einzelner Gegenstände derselben; sondern bloß was die Aufschrift sagt, eine kurze Apostrophe, eine flüchtige Rhapsodie, ein theilnehmender Aufruf an Kenner und Liebhaber. Leid sollte es mir freilich thun, ob ich gleich nicht Kritik schreibe, wenn man hier gar nichts für wahre gründliche Kritik finden sollte: ich bin aber schon zufrieden, wenn hier und da ein Veteran auf etwas trifft, wo er Beifall nickt, und wenn die Tironen und Dupondier Thaliens oder diejenigen, welche so eben Lust haben es zu werden, nur einige Winke merken, die zu ihrem Frieden dienen.

Nichts gewähret dem gebildeten wohlgestimmten Menschen in allen Verhältnissen ein wahreres edleres Vergnügen, als ein dichterisch und theatralisch gut gearbeitetes Schauspiel: aber nichts setzt auch die feinere Humanität in eine peinlichere Lage, als wenn ihr Liebling die schöne Natur, von dem Dichter, und ihre Darstellung von dem Schauspieler verdorben wird. Das große Postulat, auf welches der kritische Zuschauer auch im Vergessen der Kritik strenge hält und zu halten berechtiget ist, bleibt, daß der Dichter und der Schauspieler beständige Har-

monie seyn müssen. Es ist ein Verstoß der Kunst, wenn er unangenehm daran erinnert wird. Die Schauspielkunst ist so leicht und so schwer, wie alle übrigen Künste, welche für Bildung der Humanität arbeiten. So leicht für diejenigen, welche dazu die gehörige geistige und körperliche Fähigkeit und Ausbildung besitzen; so schwer für alle, denen die erforderlichen Anlagen mangeln, oder bei denen sie roh und unausgebildet wie im Chaos liegen. Unmöglich ist sie für diejenigen traurigen Subjekte, denen durchaus gänzlich Anlage und folglich auch nothwendig Ausbildung fehlt, die trotz allen Musen hervortreten, und die bei jeder Periode, welche sie sagen und bei jedem Schritte, den sie treten, dem Hörer und Zuschauer das Naturam furca herbeirufen und an ihre eigentliche Bestimmung erinnern. Leider sind solche verunglückte Schöpfungen auf unsern Theatern noch nicht sehr selten. Man könnte von unsern Bühnen gewiß eben so viele Beispiele nehmen, um zu belegen, wie es nicht seyn sollte, als zu erklären, wie es seyn sollte. Selbst Schauspieler von wahrem Werth, deren ich einige persönlich kenne, fühlen das Bedürfniß einer strengeren Kritik für ihr Handwerk, und haben, eben weil sie gut sind, Muth genug, sich auch selbst dem Messer nicht entziehen zu wollen.

Wenn wird Lessings Geist wieder aufstehen, und den Stempel des Lobes und des Tadels wieder strenge nach wahrem Verdienste prägen? Seit seiner Dramaturgie hat das Scientifische der Kunst viel gewonnen. Die Gewohnheit zu analysiren und auf einfache Grundsätze zurückzuführen, hätte auch der Bühne Vortheil bringen sollen. Aber sie hat ihr bloß Männer gebracht, die über Schauspiel philosophiren: und diese Männer sind sehr selten Schauspieler, und Schauspieler bekümmern sich sehr selten um die Philosophie dieser Männer. Vielleicht liegt die Ursache vom letztern auch mit darin, weil der Vortrag dieser Männer meistens zu schulmäßig systematisch

ist und die Schauspieler selten gekettete Systeme lieben: denn wäre dieses, so würden sie schwerlich Schauspieler geworden seyn.

Seit Lessings Dramaturgie ist, so viel ich weiß, bei uns kein Werk erschienen, das mit so viel wahrer gründlicher Kenntniß der Sache, so viel attisches Salz und eine so angenehm eindringende Art des Vortrags verbände. Das Ense recidendum wird jetzt mehr als jemals wieder nöthig. Der Werth von Schinks braven dramaturgischen Arbeiten ist nicht zu verkennen. Aber als Kritiker steht doch vielleicht Schink eben so weit hinter Lessing, als er als gelehrter Kenner hinter ihm steht; wenn er ihm auch an Geist, welches viel sagen will, gleich kommen sollte. Lessing war zu seiner Zeit der Mann des Tages, wo er nur auftrat: und die jetzt Männer des Tages werden wollen, dürfen sich nicht schämen seine Schüler zu seyn; denn er war ein großer Meister. Sein Geist schöpfte aus der alten und neuen Schule aller Nationen mit durstigen Zügen das Beste, und brachte es für die Humanität auf die Probe: und er ist von allen bis auf diesen Tag vielleicht der Einzige, der die Sprache grammatisch ganz rein schrieb, und der daher trotz einigen Härten, die ihm eigen sind, als ächt klassisch angesehen werden kann.

Es müßte ein Mann mit Lessings Geist, Lessings Kenntnissen, Lessings Muth seyn, der es auf sich nähme, den jetzigen Zustand des deutschen Theaters zu würdigen und an seiner Vervollkommnung mit wohlthätiger unerbittlicher Strenge ohne Bitterkeit zu arbeiten. Die Nation wird dieser Männer nicht viele haben: und diejenigen, welche dem Unternehmen vielleicht gewachsen wären, sind durch ihre individuelle Lage oder ihren Geschmack zu andern Arbeiten bestimmt, die freilich auch der Nationalbildung nicht weniger wichtig sind.

Daß wir kein eigentliches Nationaltheater haben, ist bekannt, und ist wohl kein geringer Grund, warum für die He-

bung der Schauspielkunst in Deutschland verhältnißmäßig gegen unsere Nachbarn so wenig geschieht. Was in Wien, Berlin und an einigen andern Orten für Nationaltheater gilt, ist immer nur Eigenthum des Ortes und der Provinz; und nicht selten hat die Ästhetik Ursache, die Eigenheiten dieser Institute unter nähere Rüge zu nehmen. Gesetzt man könnte alle übrigen wesentlichen Gegenstände der Theaterkritik mit Wahrheit an diesen verschiedenen Orten koncentriren und gehörig behandeln, und den Schauspieler nach allen strengen Forderungen der Kunst zum Muster der Humanität bilden? so wird es doch unmöglich seyn die Hauptsache der Sprache so zu bearbeiten, daß die ganze Nation sich auf die Bühne, als die Norm der Entscheidung in zweifelhaften Fällen der Aussprache, des Accents und selbst der Grammatik berufen könnte. Jedes unserer Theater hat noch seinen eigenen, den andern oft sehr unangenehmen Dialekt und Accent; und die wahre reine Sprache einer Nation muß weder Dialekt noch Accent haben. Daß die griechische sie hatte, hebt die Gerechtigkeit der Forderung nicht auf. Der Attische Dialekt war auf der griechischen Bühne die Fahne geworden, nach welcher man sich in allen übrigen Provinzen der entgegengesetztesten Aussprache richtete. Man kann eigentlich auch nur von den Athenern sagen, daß sie unter den Griechen diese Kunst getrieben haben. Die verschiedenen Dialekte in den griechischen Theaterdichtern gehören zur Bezeichnung der Charaktere; und man hat deren hauptsächlich doch nur zwei, den Attischen und den Dorischen zur Darstelung der feinern und der gröbern Klasse der Nation. Daß Pindar als ein Bötier und doch das größte Dichtergenie der Griechen in dem letztern schrieb, bewegte den Komiker Aristophanes billig nicht in seiner Anordnung eine Änderung zu treffen. So lange die Griechen überhaupt noch ihre sehr verschiedenen Dialekte hatten, war auch die Nationalbildung noch sehr zu-

rück. Zu Perikles Zeiten sprach und schrieb schon fast alles attisch, von Byzanz bis nach Syrakus und Cyrene: und höchst wahrscheinlich würde nach und nach endlich alles in eine allgemeine Form gegossen worden und nur zur Kolorirung des Gemäldes Nüancen geblieben seyn. Der Dialekt Theokrits gehört auch zur Charakterzeichnung seiner Personen, so wie bei uns in mehrerern Stücken von Voß.

Das deutsche Theater hat also die Vortheile nicht, die das Englische und Französische gleich von ihrer Entstehung an gehabt haben: und man muß sich wundern, wie ohne einen festen Mittelpunkt die deutsche Schauspielkunst noch zu diesem Grad der Vollkommenheit gekommen ist, auf welchem sie doch jetzt wirklich schon stehet. Unstreitig ist dieser Mangel des Mittelpunktes für die Sprache auch eine der wichtigsten Ursachen, warum sich das Italiänische Theater nicht höher gehoben hat, und warum auf demselben das Lustspiel mehr Glück gehabt, als das Trauerspiel, weil jenes den klassischen Werth der Sprache eher entbehren kann als dieses. So wie der Schauspieler in der allgemeinen Darstellung weder den Engländer noch den Franzosen noch den Spanier, sondern den Menschen geben muß; so muß der deutsche Schauspieler in seiner Sprache nicht den Wiener, noch den Berliner, noch den Meißner, noch den Mannheimer, sondern den Deutschen geben. Wie soll er aber diesen geben, da es noch streitig ist, wo er ihn suchen soll? und da der Künstler keinen festen Strebepunkt hat, wo er für das Allgemeine und die kleinsten Nüancen der Sprache Gewißheit hernehmen könnte? In England entscheidet Koventgarden, als das Zentrum der Nationalstimme; und in Frankreich die Akademie, nach welcher sich in diesem Stücke das Theater und nach diesem die ganze Nation richtet. Was soll in Deutschland entscheiden? Man giebt den anfangenden Schauspielern freilich mit Recht den Rath, sie sollen ihre Muttersprache nach,

dem besten Dialekt rein und richtig sprechen lernen: aber wo ist der beste Dialekt, da viele Provinzen auf die Diktatorschaft in der Sprache gleichen Anspruch machen? Adelung sagt zwar und belegt mit nicht untriftigen Gründen aus der Geschichte und Bildung unserer Sprache, daß der Strich Landes an der Oberelbe und Saale seit dem sechzehnten Jahrhunderte ausschließlich in dem Besitz der besten Mundart sey. Es lassen sich aber gegen eben diese Mundart, vorzüglich in Ansehung der Richtigkeit und Feinheit der Aussprache, so viele Einwendungen machen, daß sie durchaus nicht, weder dem Volksredner noch dem Schauspieler, ohne Ausnahme empfohlen werden kann. Was die Niedersachsen über die Vernachläßigung des Unterschiedes der weichen und harten Buchstaben desselben Tones und der fast gleichlautenden Vokale sagen, hat einen so guten Grund, daß man nur das Autosepha eines Meißnischen Schulmeisters weggeworfen zu haben braucht, um ihn sogleich zu fühlen. Die Meißner haben unstreitig die beste Grammatik der Sprache, und ihre Aussprache ist im Allgemeinen, das heißt, als Sprache der Nation die erträglichste: aber sie müssen das Gute nicht verkennen, das die übrigen Provinzen einzeln besitzen. Wenn man auch die Autorität des Zischlautes in Sp und St anerkennt, welches doch die Niedersachsen mit eben so gutem oder vielleicht besserm Grunde, als es die Meißner fordern, nicht thun; so bleibt doch in der hochdeutschen Aussprache der Obersachsen noch manches Fehlerhafte, das nur derjenige gehörig empfindet, der das Gute mehrerer Mundarten lange gehört und unparteyisch verglichen hat. Die Provinzen an der Ostsee von Danzig bis nach Reval, sind nicht ganz ohne Ursache auf ihre richtige deutsche Aussprache eitel; und bezeichnen eine sehr fehlerhafte Aussprache unter Anführung vieler auffallenden Beispiele mit dem Namen der Sächsischen. Dafür nehmen sich aber wieder die meisten der deutschen Nordländer die Freiheit,

die Regeln der Grammatik in jeder Periode einige mal zu radbrechen, und den Artikel und die Präpositionen alle Augenblicke falsch zu brauchen. Freilich geben wir ihnen auch in dem Punkte der Grammatik manchmal wenig nach; und es würde schwer seyn, auf der besten deutschen Universität nur ein halbes Dutzend Professoren zu finden, die ihre Sprache ohne Ausnahme richtig sprechen. Wer seyn Sie? hörte ich selbst vor kurzem lakonisch genug von einem Manne fragen, dessen Deutsch nicht allein in Büchern, sondern auch auf dem Lehrstuhle bei der Nation sonst billig in sehr gutem Kredit steht. Schauspieler also, welche in der Sprache schnitzern, haben wenigstens ein eben so großes Recht auf Entschuldigung als akademische Lehrer, deren Vortrag zugleich Belehrung und Muster der Ästhetik seyn sollte: obgleich vielleicht Gründe da sind, welche unsere Forderungen an den Schauspieler noch strenger machen. Aber ich verirre mich zu sehr auf dem Wege der Ungebundenheit.

Ich will meine Anforderungen an den Schauspieler, sowohl in Ansehung des Physichen, als in Ansehung des Geistigen und Wissenschaftlichen in der Kürze vortragen. Die Künstler und Kenner werden urtheilen, mit welchem Fuge dieses geschieht; und die Kandidaten der Kunst mögen darnach ihre Selbstprüfung anstellen.

Ich fange von dem Physischen an, weil dieses die erste Bedingung ist, welche eintritt, und welche allein durchaus nicht in unserer Macht steht, sondern von der Natur gegeben seyn muß.

Ein ansehnlicher stattlicher durchaus harmonischer Körper, ohne auffallende Eigenheit irgend einer Art und ein reines metallvolles Sprachorgan sind das erste Requisit an einem Schauspieler für ernsthafte Rollen. Thersit wird nie die Person Agamemnons spielen, und wenn der Heldengeist des ganzen griechischen Lagers in seine Seele gefahren wäre. Schönheit der Person ist billig nirgend bei der ersten Erscheinung ein besserer

Empfehlungsbrief, als auf der Schaubühne. Schon das Wort rechtfertiget die Sache; es muß etwas zu schauen gegeben werden. Die Theatergeschichte hat zwar Beispiele, daß auch nicht ansehnliche Figuren sich in dieser Sphäre zu ungewöhnlicher Vollkommenheit hinauf gearbeitet haben; unter denen Garrick selbst der erste ist. Garrick war nicht groß und ansehnlich; er war bloß regelmäßig und angenehm. Aber über seinem großen Geiste und dem Ausdruck desselben, vergaß man die kleine unansehnliche Figur, so wie man über dem kleinen Geiste manches Schauspielers die große ansehnliche Figur vergißt. Ich darf aber immer sagen, der erste Eindruck wird bei dem ersten immer nachtheilig und bei dem letzten vortheilhaft seyn; und die Veränderung geschieht nur, wenn der eine mehr und der andere weniger leistet, als beide ankündigen. Unstreitig würde bei demselben Studium, mit demselben Geiste den er besaß und einer Heldenfigur Garrick in großen Rollen noch größer gewesen seyn; so wie der schlechte Schauspieler ohne Figur, sogleich noch schlechter oder vielmehr gar nichts seyn würde.

Damit sage ich nicht, daß jeder Schauspieler ein Belvederischer Apoll seyn müsse: aber ein Mann ohne Person wird, wenn er sich auch mit Glück auf das Theater wagt, sich doch nicht an Charaktere wagen dürfen, zu denen Person durchaus erfordert wird. Eben dasselbe gilt von den Weibern. Eine kleine niedliche Grazie, die uns als Ophelie bezaubern kann, wird uns als Königin Elisabeth, oder auch als das Mädchen von Marienburg, das hier vielleicht nicht ganz eigentlich Mädchen genannt worden ist, durchaus nicht befriedigen können. Wenn der Kothurn auch ihrer Länge eine Elle zusetzen könnte, so kann er doch das Übrige in kein heroisches Verhältniß bringen. Die historische Wahrheit darf nicht so sehr beleidiget werden, oder, wenn auch dieses nicht wäre, so darf man unsere Forderungen auf Größe, wo Größe in unsern Vorstellungen wesent-

lich ist, durchaus nicht vernachläßigen. Besonders erfordert, im angeführten letzten Stück der Charakter Peters des Ersten in seiner Geliebten mehr als eine Begleiterin der Liebesgöttin; und wenn diese auch wirklich derselben ihren Gürtel geliehen hätte. Die Geschichte zeigt auch, daß Katharina die Erste wirklich mehr Virago war, als ein Bild sanfter weiblicher Anmuth, mehr eine Heroin, als eine bloß schöne Seele in einem niedlichen Körper. Und wenn uns also eine Grazie, mit dem Inbegriff alles weiblichen Liebreitzes, das Mädchen von Marienburg mit aller ihrer schmeichelnden Kunst giebt, so wird doch unsere Bezauberung nur so lange dauern, als wir uns nicht erinnern, daß diese kleine Schmeichlerin unmöglich die Geliebte Peters des Russen seyn kann, die am Pruth mit so viel männlicher Entschlossenheit wie ein Held handelte, und durch ihr ganzes Leben diesen Charakter getragen hat.

Eine helle starke sonorische Stimme ist ferner ein unnachläßliches Erforderniß für einen Schauspieler großer Rollen, ohne welches er durchaus zu dem ganzen Ausdruck des wahren Geistes in dem Charakter nicht gelangen kann, den er auf der Bühne zeigen soll. Er kann die Schönheit der Person vielleicht noch eher entbehren, als dieses allernächste Mittel der Darstellung, die Stimme: wer aber beide Geschenke der Natur, Person und Sprache besitzt, und Seele genug hat, ohne welche durchaus gar nichts gethan werden kann, der steht in Vortheilen auf dem Theater jedem sogleich viele Schritte voraus, der ihm sonst an wahren Vorzügen des Geistes auch weit überlegen ist; und wird mit weit weniger Aufwand von Studium, weit mehr als diejenigen leisten, die in diesen äußern Erscheinungen minder Günstlinge der Natur sind.

Man darf nur die Schauspieler von entschiedenem Kredit bei der Nation, in dem großen Fache, betrachten, um sich sogleich recht lebhaft davon zu überzeugen. Wem die Natur nicht

vorgearbeitet hat, der wird mit aller Anstrengung seiner geistigen Kräfte, die wirklich ausgezeichnet seyn mögen, doch meistens nur auf der Mitte stehen bleiben.

Wer also auf der Bühne etwas Großes zu leisten wünscht, den muß der Hauptmann bei der Musterung durchaus nicht ins Ranzenglied stellen können, der muß auch als Schildwache im Stande seyn, ein eindringliches metallenes Werda zu rufen. Ich bin einigemal im Hamlet in Versuchung gerathen, bei dem ersten Anruf der Posten in der ersten Scene, das Haus zu verlassen, so wenig war der Ton kriegerisch fest, daß er vielmehr die Stimme von Tertianern zu seyn schien. Welche Wirkung auch in sonst ziemlich gleichgültigen Stellen, Person und Stimme zusammen macht, habe ich nie eindringlicher gefunden, als bei dem verstorbenen Reineke. Die Natur hatte ihn zu großer Arbeit gebaut, und schon bei seiner ersten Erscheinung schien sie zu sagen: Hier steht ein Mann. In seiner Stimme lag die Stärke einer Posaune, und die Modulation einer Flöte. Und wenn er den Briefträger machte, und in dem ganzen Stücke nur zwanzig Schritte trat und zehn Worte sprach, so wußte man doch schon, daß er der erste Mann der Gesellschaft war. Mit wahrem Genuß erinnere ich mich noch seiner letzten Rolle im Hamlet, wo er den Geist und Opitz den Prinzen spielte. Hier war das eigentliche Verhältniß zwischen beiden. Opitz wäre Reinekens Sohn geblieben, und wenn er noch vierzig Jahr neben ihm fortgearbeitet hätte; denn die Natur hat ihm nicht die physische Kraft gegeben, sich auf gleichen Fuß mit ihm zu stellen. Das benimmt seinem Werthe nichts; die Natur hat die Ordnung gemacht, und diese hebt niemand mit aller Anstrengung und dem ganzen Zauber der Kunst auf. Opitz machte den Prinzen vortrefflich; aber er war immer nur Prinz, und Reineke war König. In der Vorstellung des letztern war der Geist wirklich Geist und schaffte durch seine Erscheinung das schauer-

liche schreckliche Gefühl, sowohl bei dem Prinzen als bei den Zuschauern, das er schaffen sollte. Seine Gestalt war zitternder Nebel, sein Schritt das Dahinziehen einer grauen Wolke, seine Stimme die schauerliche starke Tremulation eines Orakels. Sein, Schwört! Schwört auf sein Schwert! war allein ein ganzes Trauerspiel werth. Immer habe ich geglaubt, daß der Geist des alten Hamlets eine Hauptrolle des Stücks ist, und mich durch diese meisterhafte Vorstellung völlig überzeugt. Der Dichter hat mit wahrem Gefühl alles, was er von Majestät, Kraft und Würde hatte, in die wenigen Züge des ermordeten Königs gelegt, und die Schilderung, welche sein Sohn von ihm der Mutter im Nachtgespräche macht, giebt uns die Idee, die wir uns von seiner Person nicht allein machen dürfen, sondern machen müssen. Es soll mit einem Worte der Geist eines Königs seyn; und zwar der Geist eines Königs, der als Muster der Könige in jeder Rücksicht vorgestellt wird. Traurig ist es, wenn man jetzt hier und da die Geister Hamlets auf der Bühne sieht und hört, die von dem wahren Geiste des Königs noch mehr abstechen, als der lebende König von dem verstorbenen in dem Stücke selbst nach der Zeichnung des Dichters. Heu mihi, qualis erat, quantum mutatus ab illo! steigt es mit Widerwillen in der Seele empor, und mit wahrer Erleichterung sieht das beleidigte ästhetische Gefühl den Schächer wieder in die Hölle fahren. Da der Schauspieler, so wichtig auch die Mimik der Geberden und des ganzen übrigen Körpers ist, doch vorzüglich durch die Sprache wirken muß, wie will ein Mann seinen Zweck erreichen, der gar keine Sprache hat? Sprache läßt sich indessen doch noch eher erwerben, als Figur schaffen. Der schwerzüngige Demosthenes nahm Kiesel in den Mund und sprach, und trat im Sturm an das Felsenufer, um seiner Stimme Stärke zu geben: und neuere Diätetiker der Seele und des Körpers, liefern vielleicht ähnliche eben

so bewährte Mittel. Aber unter zehn tausend Schwerzlingigen wurde vielleicht nur ein Demosthenes; und unter eben so vielen würde vielleicht auch nur ein Garrik werden.

Diese vorzüglich strenge Anforderung auf Figur und Stimme, erstreckt sich indessen, nach meiner Meinung, bloß auf diejenigen, die im heroischen Fache etwas mehr als gewöhnlich ist, leisten wollen. Es giebt eine Menge Rollen, wo eine gewöhnliche Figur und eine gewöhnliche Sprache, wenn nur sonst der Kritiker der Kunst nichts Erhebliches gegen dieselben in ihren gegebenen Situationen einwenden kann, hinreichen, den Charakter, zur Belehrung und zum Vergnügen der Zuschauer, vollkommen ästhetisch darzustellen. Dergleichen sind Chevaliers, gewöhnlichere Liebhaber, Hausväter, und die meisten Nebenrollen des Trauerspiels und Schauspiels, und fast alle Rollen des Lustspiels, das wieder einen eigenen Stempel für seine Personen verlangt.

Es müssen sogar in jedem Stücke die Steigerung und Ordnung der Personen der Zeichnung der Charaktere beständig entsprechen; und ein Stück, in welchem alle Spieler Helden, oder alle Helden in gleichem Grade und auf gleiche Weise wären, würde seiner gehofften Wirkung ganz gewiß verfehlen. Der Knappe soll nicht Ritter seyn, und die Zofe nicht Fräulein; aber so wie man gegen Ritter und Fräulein als solche nichts einzuwenden haben muß; so muß man auch gegen Knappen und Zofe in ihrem Charakter nichts einzuwenden haben. Im Komischen ist sogar etwas Barockes in Figur und Stimme, nicht selten der Grund eines entschiedenen Wohlgefallens zur Darstellung von Charakteren, die alle in diesem Hauptfache liegen. Einem ganz schön gebauten Manne wird es schwerer gelingen, seine Figur in Stellungen und sein Gesicht in Züge zu zwingen, die sich fast der Karikatur nähern, und die doch auf dem Theater nicht selten gebraucht werden müssen, da selbst

der Dichter sie zur Hebung des Kontrastes aus der wirklichen Welt nimmt, wo er sie oft genug findet. Solche Leute, Männer sowohl als Weiber, sind vortrefflich in ihrer Art; nur sollten sie die Direktoren nicht aus ihrer Sphäre treten lassen. Überhaupt könnte eine Theatergesellschaft, wenn sie nur immer Fond genug hätte, nicht Mannigfaltigkeit der Subjekte genug in ihrer Mitte haben, auch manche schlechte mit eingerechnet: denn es ist kein Schauspieler so schlecht, der nicht irgend eine Rolle vorzugsweise vortrefflich und weit besser machte, als der größte Meister der Kunst; weil die Natur jedem seinen eigenen Stempel gegeben hat.

Es ist gewiß eine eben so große Thorheit, ein universeller Schauspieler, als ein Polyhistor seyn zu wollen; weil es nicht möglich ist, und die Natur auch hier, wie überall, jedem seine Grenzen angewiesen hat. Die Ökonomie der meisten Gesellschaften schränkt sich aber auf eine bestimmte, oft geringe Anzahl ein; und so sind sie denn genöthiget, die Mannigfaltigkeit der Natur durch die künstliche zu ersetzen, indem mehrere aus ihrem Charakter links und rechts heraustreten und noch so viel Analoges zu sich ziehen, als sie einigermaßen behandeln können; wozu sie nicht selten aus Mangel der Subjekte, selbst das Direktorium verbindet.

Das kanonische Recht will, daß kein Kandidat mit einem auffallenden schweren körperlichen Gebrechen in das heilige Ministerium genommen werde. Ohne den Schauspieler mit dem Kanzelredner eben in Parallele zu setzen, darf man diese Forderung mit weit mehr Grund an die Kandidaten der Bühne machen. Jeder wahre Gebrechliche erregt wahres Mitleiden; und in den Rollen, wo er auf dem Theater erscheint, ist wohl selten, oder fast nie wahres Mitleid, am allerwenigsten mit dem Spieler, die beabsichtigte Wirkung. Es muß sich meistens in dem Jovialischen oder dem Lächerlichen des gezeichneten Cha-

rakters verlieren. Es liegt überhaupt nicht in der Humanität und ist ein Zeichen der Armuth, oder des Muthwillens, wenn Dichter von solchen Naturfehlern Gelegenheit nehmen, ihre Personen in komischen Kontrast zu setzen. Wenn es aber doch geschieht, so ist ein solcher Naturfehler immer noch angenehmer, wenn er auf dem Theater nachgemacht, als wenn er wirklich erscheint, aus einem doppelten Grunde. Das humane Gefühl wird mit dem Anblick wirklicher Leiden verschont; und das Vergnügen an der Geschicklichkeit des Künstlers behauptet sich, trotz der Humanität mit dem dunkeln Gedanken, daß es hier nur Täuschung ist.

Ferner wird für das Publikum und den Schauspieler selbst von dem letztern vorzüglich eine gute feste Brust erfordert. Dieses liegt einigermaßen schon in der Bedingung der Stimme mit eingeschlossen, da beide meistens zusammen sind: aber sie sind es doch nicht immer. Die Erfahrung zeigt, wie viele Schauspieler, die sich nicht schonen können, durch die Anstrengung leiden, wenn ihre Brust nicht fest ist: und schon mancher brave Mann ist aus dieser Ursache, das Opfer seines Enthusiasmus für die Kunst geworden. Der Kanzelredner kann immer seine Brust noch eher schonen. Er ist der Einzige auf seinem Posten, mißt seinen Vortrag nach seinen Kräften ab und überläßt es sodann seinen Zuhörern, ihm so gut als möglich zu folgen. In dem Schauspielhause ist das Publikum etwas gebietherischer, und fordert, daß alles zum höchsten Genuß in der Darstellung übereinstimme.

Es ist dem Schauspieler durch die Sache vorgeschrieben, wie er sprechen soll. Er hat nicht die Wahl: er darf keiner Situation etwas vergeben, keine vorgezeichnete Leidenschaft ohne Vollendung lassen, nicht zum Nachtheil seiner Rolle hinter seinen Mitspielern zurück bleiben, wo ihr Geist will, daß er voran stehen soll. Wenn sich gleich mancher Schauspieler mit etwas

mehr Kritik, vielen Aufwand von Kraft ersparen könnte, so ist doch der Aufwand, der wirklich unumgänglich erfordert wird, oft schon groß genug, daß ihn ein Schwachbrüstiger ohne des Publikums und noch mehr ohne seinen eigenen Schaden unmöglich machen kann. Es ist nicht selten, daß Personen vom Theater halb ohnmächtig nach Hause getragen werden, ohne daß man sagen könnte, daß sie ihre Rolle übertrieben haben. Ein Mensch also, der vielleicht die Sünden seiner Väter mit seinen eigenen trägt, wird für die Bühne schwerlich taugen; wenigstens keine Rollen übernehmen können, die einen Mann erfordern, und die er unvollendet liegen lassen müßte. Das nämliche gilt von den Weibern, doch nicht in dem nämlichen Grade, da man überhaupt dem Weibe etwas mehr Schwachheit verzeiht, als dem Manne, weil sie schon mehr in dem weiblichen Charakter liegt.

Daß der Körper eines Schauspielers leicht, biegsam und frei, daß er, so zu sagen, durchaus plastisch seyn müsse, ist eine Bedingung, die durch die Sache selbst gesetzt wird. Er muß mit dem Körper fast eben so viel, als mit der Stimme arbeiten; und wie soll er arbeiten, wenn dieser bei aller übrigen Wohlgestaltheit doch durchaus nur hart und unbildsam ist? Wie soll er als Künstler und momentanes Kunstwerk selbst, sich durch alle wellenden oder schroffen Bewegungen doch mit Grazie hindurchwinden, wenn man alle Augenblicke über ihn ausrufen möchte, stipes est et fungus? Diese plastische Beschaffenheit des Körpers ist indessen keine abgesonderte, absolut reine Naturbedingung, da man annehmen kann, daß ein Körper, der nur übrigens durchaus harmonisch gebaut ist, sich durch Fleiß, Aufmerksamkeit und wiederholte Übung bald in alle Wendungen fügen wird, die zum Ausdruck der Rolle gehören, welche sein Besitzer geben soll: ja man darf behaupten, diese Bewegungen werden, so zu sagen, nach einer prästabilirten Harmonie

von selbst folgen, wenn nur die Seele richtig empfindet und ihre Empfindungen ohne Zwang, rein ästhetisch hinströmen läßt. Jedoch ist Übung und Studium auch hierin von dem größten Nutzen; nicht um die Bewegung zu lernen, denn gelernte Bewegung ist nicht mehr reine Natur, also nicht mehr für die Kunst; sondern über sie zu wachen, damit sie sich nicht von dem Ausdruck der Wahrheit entferne, welche die Seele geben will.

Die Sache wird noch deutlicher und anschaulicher werden, wenn ich nun weiter von den moralischen und scientifischen Erfordernissen für den Schauspieler spreche, und zeige, was wir in Verbindung dieser Eigenschaften billig von ihm erwarten dürfen.

Ich trage fürs erste, ehe ich weiter gehe, meine Forderungen an den Körper mit noch mehr Unerbittlichkeit im Allgemeinen auf die Seele des Schauspielers über. Er muß eine empfängliche, gefühlvolle, wahr empfindende, taktmäßige Seele haben. Ist dieses nicht, so gewinnt er mit allen jenen Vorzügen von den Zuschauern schwerlich weiter etwas als ein, Quanta species: ist dieses aber, und er hat wahren Willen, etwas zu leisten, so wird er des Zwecks sicher nicht verfehlen. Kein Mensch in der Welt, muß ein feineres ästhetisches Gefühl besitzen, als der Schauspieler, um das wahre Schöne und Harmonische eben so, wie das Abstechende und Grelle, in den Charakteren lebendig zu bezeichnen. Selbst der Lehrer der Ästhetik kann eher die Ästhetik entbehren, als ein Mann auf der Bühne, an dem unsere Forderungen in der Darstellung des Schönen unnachläßlich sind. Die Forderung ist nicht strenger, als daß derjenige, der keinen Takt hat, kein Musiker seyn, und wer kein Gerechtigkeitsgefühl besitzt, kein Richter werden soll. Allgemeine Harmonie und allgemeiner Takt, liegen so tief in der Seele des Menschen, daß jeder, der von der Natur nicht ganz stiefmütterlich behandelt worden ist, beständig unvermerkt in

ihrer Leitung geht. Ein Regiment würde auch ohne das Instrument des Korporals vielleicht nur einige Tage später, aber desto reiner nach dem musikalischen Instrumente marschiren; und es ist fast unmöglich auf dem Parterre seine Äpfel anders, als nach dem Takt der Symphonie zu essen, wenn man nicht ganz allein mit dem Essen beschäftiget ist: so wie es einem moralisch richtig gestimmten Menschen unmöglich ist, sein Gesicht mit Wohlgefallen oder auch nur mit Gleichgültigkeit auf dem Antlitz einer eben wirksamen Schurkenseele ruhen zu lassen.

Ein guter Schauspieler muß durchaus ein Günstling der Natur seyn, oder sein Rollenfach wird so eingeschränkt und undankbar seyn, daß er selten einen interessanten Charakter ganz liefern und von der Gesellschaft und dem Publikum meistens weiter nichts erndten wird, als: er ist doch ein recht guter Lückenbüßer. Hat der Schauspieler eine harmonische, fein fühlende Seele, so fehlt es ihm auch nicht an Dichtersinn, der durchaus zur völligen Fassung und Darstellung seiner Rolle nöthig ist; so wird er den ganzen Charakter sowohl als die einzelnen feinen Nüancen, die wie die Farbenschattirungen im Gemälde, die Symmetrie erhöhen, lebendig geben können. Mit ihr übersieht er leicht den Plan des ganzen Stücks und die Charaktere der verschiedenen handelnden Personen, und findet desto leichter und gewisser den Geist seiner eigenen Rolle und ihre Verkettung mit den übrigen. Bei jedem Schritte sagt ihm sein innerer Genius: Das will der Dichter, denn das ist das Wahre: und wenn es der Dichter nicht gewollt hat, so will es die Dichtung. Bei jeder Gelegenheit fühlt er das Feine und das Schickliche, und giebt es, so wie er es gefühlt hat, seinen Zuhörern und Zuschauern, und giebt es gewiß richtig: und mit diesem Gefühl arbeitet er sich glücklich durch die Klippen, die ihm der Dichter vielleicht durch das Übermaaß oder den Mangel des Genies gelegt hat. Mit dieser Grundlage der Seele

und einem treuen Gedächtniß hat er, nach meiner Meinung, schon die größten Schwierigkeiten seiner Kunst überstiegen: denn die übrigen Anforderungen sind bei denselben, mit gehörigem Studium und nöthiger Aufmerksamkeit, leicht befriediget.

Ein gutes treues Gedächtniß ist dem Schauspieler vorzüglich auch unentbehrlich. Doch wird zu seiner Arbeit eben kein Wunder von Memorie erfordert, daß er auf das erstemal Lesen, wie Mithridates eine Legion Namen behalte, oder sogleich aus Ovids Metamorphosen alle Hunde, die Akteon zerreißen, mit ihren Stammbäumen hersage. Es ist genug, wenn er mit gewöhnlicher Aufmerksamkeit, nachdem er den Geist seiner Rolle gefaßt hat, auch ihre Form, ganz wie sie ist, zu nehmen und zu geben im Stande ist. Wessen Gedächtniß aber ein Sieb ist, der darf überhaupt keine Lebensart wählen, wo die Fächer des Kopfs unumgänglich nöthig in beständiger Ordnung und Revision seyn müssen; am allerwenigsten darf er Schauspieler werden, wo man einen Fehler dieser Art am wenigsten verzeiht, mit Strenge rügt, und in seiner Strenge Recht hat. Damit sage ich nicht, daß wer ein sehr schnelles, treues und weitumfassendes Gedächtniß hat, sogleich auch vorzüglich geschickt zum Schauspieler sey. Man hat oft genug bemerkt, daß bei Subjekten, welche diese Gabe in einem sehr hohen Grade besitzen, die altera pars Petri ziemlich mangelhaft ist. Man darf aus einem fertigen Gedächtnisse eben so wenig schnell auf die übrigen wichtigen Talente schließen, als man selten zum Resultat von dem Polyhistor annehmen kann, daß er ein guter Dichter, Philosoph, Sachwalter oder überhaupt nur ein durchaus vernünftiger Mann sey. Das tantum scimus quantum memoria tenemus des Römischen Redners, hat zwar seine Richtigkeit; aber das Wissen allein ist nirgends genug: es gehört überall mehr dazu, daß es lebendig werde. Ein Mann, der viel Philosophie weiß, ist deßwegen noch kein Philosoph;

und ein Mann der des Aristoteles ganze Poetik und alle Vorschriften des Horaz von Humano capiti bis zu plena cruoris hirudo auswendig hersagt, ist darum kein Dichter; denn sonst wäre gewiß Gottsched einer unserer ersten Männer in beiden Fächern gewesen. Viele Männer können, ohne ein sehr treues Gedächtniß, in ihren Fächern wahres Verdienst haben; aber der Schauspieler darf desselben durchaus nicht in einem merklichen Grade ermangeln. Die Wichtigkeit davon lernen erst Schauspieler einsehen, welche in die Jahre kommen, wo nach dem Laufe der Natur diese Gabe schwächer wird, oder auch noch mehr solche, die durch irgend einen unglücklichen Zufall einen guten Theil derselben verloren haben.

Alles dieses, wovon ich bisher gesprochen habe, ist mehr oder weniger nur Naturgabe. Ich komme nun auf das, was Erziehung und eigene nähere Vorbereitung für die Bühne thun muß. Das erste, was man nach eben vorausgesetzten Bedingungen von dem Schauspieler unnachläßlich fordert, ist, daß er seine Sprache, rein und fließend nach dem besten Dialekt und, wo möglich, ohne allen Accent irgend einer Provinz, spreche. Wie schwer dieses bei unserer Nation sey, ist schon oben erwähnt worden, und hat wohl keiner fernern Erweiterung nöthig, da die Schwierigkeit jedem sogleich selbst in die Augen fallen muß. Aber je größer diese Schwierigkeit ist, und je mehr eben dieser Mangel unter der ganzen gebildeten Klasse der Nation, auch außer dem Theater überall bemerkt wird, desto gerechter ist der Wunsch, daß es nach und nach auch hierin besser werden möchte, und desto billiger unsere Forderung an das Theater, vorzüglich mit dazu arbeiten zu helfen. Wie ich oben bemerkt habe, ist kein Dialekt einer einzelnen Provinz, ohne Ausnahme insbesondere, zu empfehlen; sondern es ist hier mehr als irgendwo nöthig, den Eklektiker zu machen. Der Meißnische Dialekt ist zugestanden der erträglichste im Allgemeinen,

aber ist aus dem Niedersächsischen gewiß noch mancher Berichtigungen fähig. Man wird ihn nicht deßwegen geradezu für völlig gut halten wollen, weil er die Mitte zwischen dem starken zischenden Oberdeutschen und dem weichern Niederdeutschen ist. Aus dem Oberdeutschen, besonders dem Östreichischen, Schwäbischen und Schweizerischen dürfte in der That wenig zu gebrauchen seyn, einige Wortformen und Veränderungen ausgenommen für die höhere Poesie, wo selbst Klopstock für sie ist; für die Aussprache gar nichts: aber desto mehr Berichtigungen in Ansehung der Genauigkeit der Aussprache, bietet die Niedersächsische Mundart dar. Ich selbst bin in dem Fall gewesen, daß ich in Gegenden von Niederdeutschland erst mit Aufmerksamkeit und Mühe meine Aussprache zu berichtigen suchen mußte, um nicht oft unangenehm erinnert zu werden, daß mich dort Schulknaben mißverstehen würden. Dann wollte ich wieder nicht ohne Einschränkung, oder vielmehr ohne erweiterte Liberalität die dortige Mundart für die beste erkennen: denn logisch und grammatisch dürften wohl die Niedersachsen das meiste für sich haben. Aber sie machen doch bei weitem den kleinsten Theil der Nation aus; und das Deutsche ihrer niedern Klassen ist kaum unter die gröbsten Abarten zu zählen: sie dürfen also zufrieden seyn, wenn man das, was unwidersprechlich gut in ihrem Dialekt ist, zu benutzen sucht. Sie werden schwerlich den alten verjährten Zischlaut in dem Sp und St verdrängen, durch dessen Wegschaffung unstreitig auch die Sprache zu ängstlich weichlich und fast weibisch werden würde. Logisch haben sie Recht, empirisch wir. Prüfet alles, das Gute behaltet; heißt es hier vorzüglich. Man hört es sogleich an der Rede, ob ein Mann auch außer seiner Provinz, und zwar in dieser Rücksicht auch ohne Vorurtheil, außer derselben gelebt hat. Bei Schauspielern ist dieses vorzüglich zu ihrem Vortheil bemerklich. Man findet bald diejenigen aus der Gesellschaft, welche

nicht beständig auf einem einheimischen Theater gewesen sind, sondern sich vom Rhein bis zur Newa, wo die deutsche Muse spricht, vielleicht sich selbst kaum bewußt, gebildet haben. Der Schauspieler wird durch diese wiederholte Veränderung des Orts nicht allein, was man sagt, ein routinirter Schauspieler. Er hat noch andere wesentlichere Vorzüge, und es ist keiner der kleinsten Vortheile, daß seine Sprache dadurch außerordentlich gewinnt. Er verliert auf dieser Wanderung das Provinziale, und behält nur das Nationale; und dieses wollen wir. Provinzialismen jeder Art, können nur Leute ohne wahren geläuterten Geschmack, oder wahre Kenner, nur in solchen Stücken vergnügen, die in der Peripherie des niedrigen Komischen bleiben. Die Accentuation gehört, in so fern sie die Richtigkeit einzelner, aus dem Text genommener, Worte betrifft, zu der Aussprache; und in so fern sie das richtige Maaß und Gewicht dieser Worte in dem Texte bestimmt, zu den Vortrage.

Man fordert ferner von dem Schauspieler mit Recht, daß er gut deklamire; eine Forderung, deren Erfüllung sehr leicht und sehr schwer ist, nach der Beschaffenheit des Subjektes, an welches sie geschiehet. Deklamiren kann weiter nichts seyn, als eine durchaus verhältnißmäßige Verstärkung der Lebhaftigkeit des Vortrags auf der Bühne, zur Erreichung des theatralischen Zwecks. Für jeden, der in den Geist seines Gegenstandes eingedrungen ist, der in dem Augenblick der Darstellung sich denselben selbst ganz eigen gemacht hat, kann der Vortrag nicht schwer seyn: denn er ist eine natürliche Folge seiner Ideen und Gefühle. Wenn beide richtig sind, wird nothwendig ihre äußere Darstellung schön und angenehm werden; vorausgesetzt, daß die oben gegebenen Bedingungen der Person, der Stimme und der Sprache erfüllt sind. Die Deklamation als Steigerung des Vortrags, fordert allerdings etwas mehr Aufmerksamkeit und auch wohl etwas mehr Anstrengung der Kräfte: aber sie

beruht doch immer nur auf dem richtigen Gefühl des Wahren und in jeder Lage Schicklichen. Ein Mann der richtig denkt und fühlt und dem Ausdruck dieses Gefühls seine natürliche Freiheit läßt, hat wenig Regeln für Deklamation und Handlung nöthig; einem andern werden eine Menge Regeln wenig helfen. Unser Zollikofer wurde einst gefragt, weil man fand, daß er außerordentlich richtig und fein deklamirte, wo er deklamiren gelernt hätte? Wie meinen Sie das? versetzte der vortreffliche Redner lächelnd; und als man sich weiter darüber erklärte, sagte er: das habe ich nicht gelernt. Auf die Neugierde, wie er einen durchaus so festen und richtigen Ausdruck bekommen habe, gab er zur Antwort: Ich suche so viel als möglich richtig zu denken und zu fühlen, diesen Gedanken und diesem Gefühl übergebe ich mich; und so wird ihr Ausdruck, wie ihr inneres Wesen war. Dieses war die ganze herrliche Schule des Mannes; ich zweifle, ob Demosthenes und Bourdalone eine bessere gehabt haben. Pectus est quod facit disertos, sagt Quintilian, ein Mann, auf dessen Autosepha man hierin fast zu schwören gewohnt ist. Freilich ist die Deklamation des Schauspielers mannigfaltiger und vielleicht in mancher Rücksicht schwerer, als die Deklamation des Redners, da die Lage der Rollen verschiedener und der Übergang aus einer in die andere schneller und verwickelter ist. Der Redner hat zu seinem Gegenstande ein eigenes großes Gemälde, dessen Schöpfung, Ordnung, Haltung und Ausführung, alles sein eigenes Werk ist; der Schauspieler ist das rastlose Menschenleben selbst, wo das Spiel keinen Augenblick fest steht und die nämlichen Farben beständig andere Schattirungen machen. Der Redner giebt die großen Laster und Tugenden der Menschen; der Schauspieler giebt den Menschen selbst mit seinen Lastern und Tugenden, und wirkt eben dadurch sinnlich stärker. Ich darf also behaupten, ein richtiges tiefes lebhaftes Gefühl der Wahrheit der Rolle,

durch alle ihre Lagen, mit allen ihren psychologischen Ursachen, ist stets der Grund zum richtigen Ausdruck und seines Grades.

Damit der Schauspieler dieses Gefühl recht lebendig und ganz haben könne, darf er freilich weder in der Welt, noch in den Wissenschaften Fremdling seyn. Jeder kann nur das aus sich heraus nehmen, was in ihm ist. Über Dinge, die er nicht kennt, kann er weder richtige Vorstellung noch richtiges Gefühl haben, und muß sich also aufs Gerathewohl geben, wo er sie höchst wahrscheinlich falsch geben wird. Von dem Schauspieler wird also billig verlangt, nicht daß er ein vollendeter Virtuose in irgend einem Fache sey, sondern daß er als nicht ungeschickter Dilettant in vielen oder vielmehr in den meisten Fächern erscheine, die zu der Erziehung des feinen Lebens gehören. Der Opernschauspieler muß in der Musik etwas mehr als bloßer Dilettant seyn, weil er, wenn er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Musik verwenden müßte, dem übrigen Charakter seiner Rolle unmöglich Gerechtigkeit widerfahren lassen könnte.

Mit den Wissenschaften und Künsten überhaupt muß derjenige, der auf dem Theater mit Leichtigkeit und Glück erscheinen und arbeiten will, wenigstens einigen Umgang gehabt haben. Ohne Geschichte wird selten eine Rolle ganz verstanden; denn selten ist eine, in welcher nicht irgend eine historische Hinweisung oder ein historisches Gleichniß vorkäme. Von der Philosophie muß der Schauspieler etwas mehr als eine eingeschränkte Terminologie wissen, weil er sonst das Ganze schwerlich fassen und manches nicht in Konsequenz bringen kann. Alle Augenblicke erscheinen Kunstausdrücke: und das ganze Betragen des Spielers bekömmt etwas Ängstliches und Linkisches, wenn er den Sinn derselben nicht vollkommen gefaßt hat. In Dingen, welche er nicht hinlänglich richtig einsieht, kann er keinen Vortrag haben: oder sein Vortrag wird seyn, wie wenn ein Laie von Dorfschulmeister eine militärische Erzählung von der Be-

agerung einer Festung vorlieset. Wenn die Schauspieler auch wirklich im Ganzen, sehr wenig oder gar nichts hätten, so sollten sie doch von allen etwas haben und wenigstens die Fähigkeit besitzen, im erforderlichen Falle schnell etwas selbst werden zu können. Technologie ist ihnen fast eben so nöthig als dem Ökonomen und dem Finanzkrämer. Alle Künstler und einzelne wissenschaftliche Männer können eher die Kenntnisse der Dinge außer ihrer Sphäre entbehren, als der Schauspieler eine allgemeine Bekanntschaft mit allem, weil in seine Sphäre wirklich fast alles gehört. Das Publikum besteht aus dem Amalgama aller Klassen, und jeder ist befugter Richter in seinem Fache, wenn auch der Schuster nur bei dem Leisten und der Roßkamm nur bei der Striegel bleibt. Wenn, wie gar kein Zweifel ist, das Schauspiel eine Darstellung wichtiger, rührender und lehrreicher Begebenheiten aus dem menschlichen Leben ist, so müssen die handelnden Personen im Stande seyn, alles was diese Begebenheiten wichtig, rührend und lehrreich machen kann, lebendig zu geben: und dazu gehören nicht allein alle große Züge, sondern auch alle kleinen Nüancen der verschiedenen Menschenklassen, ihrer Gesinnungen und Geschäfte.

Etwas vertrautere Bekanntschaft muß der Schauspieler ferner haben, nicht allein mit den Dichtern, sondern auch mit der Poesie. Desto besser, wenn es ihm selbst an Dichtergeist nicht fehlt: desto besser für das Publikum; aber desto schlimmer vielleicht in mancher Rücksicht für ihn selbst. Denn es muß eine wahre Folter für einen geistreichen Schauspieler seyn, eine geistleere Rolle zu behandeln. Das Publikum gewinnt, indem der Schauspieler von dem Seinigen noch etwas hineinlegen kann: er selbst aber wird das Söhnopfer für den Dichter. Die Bekanntschaft mit der Poesie, und mit dem Versbau insbesondere, läßt den Schauspieler den Rhythmus der Diktion durchaus besser fühlen, fassen und ausdrücken. Er hat nicht nöthig

Geßners Idyllen erst in Verse zu übersetzen: er weiß sie so zu sagen, daß der Wohlklang derselben den abgeschnittenen Stanzen nichts nachgiebt. Für eine rhythmische Seele ist der ganze Bokkaz in Stanzen. Der Schauspieler, wenn er hier kein bloßer Handwerker ist, kann, darf und soll die Sünden des Dichters zudecken: nur gehört oft etwas mehr als gewöhnliche Kritik dazu, zu bestimmen, ob es wirklich Sünde des Dichters oder Fehlblick und Unvermögen des Schauspielers ist. Der Schauspieler braucht weder Verse noch Schauspiele selbst geschrieben zu haben: aber es muß doch von seinen Fähigkeiten und seinem Geschmack mit Recht angenommen werden können, wenn er es unternähme, so würden beide Produkte nicht schlecht seyn.

Jeder Schauspieler der sich über das Mittelmäßige zu heben hofft, muß ebenfalls eine ziemliche Kenntniß von den benachbarten Sprachen besitzen; wenigstens diejenige mit einiger Fertigkeit wissen, die bei uns den guten Ton in Beschlag genommen hat, welches bis jetzt noch die Französische ist. Es ist traurig, wenn man zuweilen aus dieser Sprache die Phrasen, welche sogar bei uns in deutschen Gesellschaften des sogenannten guten Tons Kours haben, brechen und würgen hört. Es giebt Rollen, deren Charakter dieses erlaubt, ja sogar fordert; von diesen ist die Rede nicht: aber es giebt wieder Rollen, die eine möglichst genaue feine Aussprache dieser Radotage verlangen; und wenn der Schauspieler darin zu sehr absticht, so setzt er die Zuhörer, die es besser zu hören gewohnt sind, und dieser sind jetzt nicht wenige, in Unmuth, zumal wenn dieses Rothwelsch in seiner Geläufigkeit, wie oft der Fall ist, hauptsächlich zum Charakter gehört. Etwas Latein ist jedem Mann von guter Erziehung unentbehrlich, wenigstens so viel, daß er nicht die Prosodie in Stücken trete und dem Priscian Ohrfeigen gebe. Wenn der Schauspieler mit dieser Sprache

noch nicht bekannt ist, so gehört es sogleich zu dem ersten Verstehen seiner Rolle, daß er sich die Ausdrücke, welche vielleicht in derselben daraus vorkommen, gründlich erklären lasse, ehe er selbst zu dem Studium derselben weiter geht. Das nämliche gilt eben so sehr von wissenschaftlichen, deren Grund er nicht einsieht: denn vor allen muß die Rolle grammatisch und logisch verstanden werden, ehe ihr Geist studirt werden kann.

Man sieht, daß Unwissende oder schwerbezeichnete Stiefkinder der Natur am allerwenigsten auf dem Theater an ihrer Stelle sind; wenn das Direktorium nicht Subjekte genug hat, daß für ihren eigenthümlichen Charakter nur jährlich ungefähr einige Rollen fallen. Man hat oft die Erfahrung, daß junge unbändige Wildlinge, denen das Joch der heilsamen Disciplin in ihrem Fache unerträglich wird, ihre Ausflucht auf das Theater oder unter das Militär nehmen. In beiden Fällen sind sie eben in die rechte Bahn gekommen; denn es wird wohl in keinem Fache mehr Geduld, Anhaltsamkeit, Muth, Unverdrossenheit und angestrengtes Studium erfordert, als in den angeführten beiden, wenn den Pflichten des Standes Genüge geleistet werden soll. Zum Glück fehlt es solchen Leuten selten ganz an Anlagen, die ihren Neigungen angemessen sind: aber die Schwierigkeit in der Ausbildung dieser Anlagen sehen sie meistens erst ein, wenn sie mit ihrer Wahl erst recht bekannt werden. Sie verwünschen sodann oft mit Unrecht, was sie mit Unrecht gewählt haben: und beide Fächer haben an ihnen, wenn nicht sehr glückliche Umstände dazu kommen, selten mehr als mittelmäßige Subjekte.

Von dem Schauspieler fordert man endlich Welt, das heißt Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen des Gesellschaftlichen, mit dem Charakter der Menschenklassen überhaupt und vieler Individuen insbesondere: nicht Einseitigkeit des hier und da Konventionellen, sondern allgemeine Leichtigkeit eben so-

wohl das Analoge von allen Nationen aufzufassen, als ihren abstechenden Unterschied zu bezeichnen. Er muß ein Mann von entschieden feiner Lebensart seyn. Platner sagt, die beste Lebensart ist keine Lebensart haben. So parador dieses klingt, so ausgemacht wahr ist es. Die wahre Lebensart ist, überall das Angenehme, Schickliche und Gefällige zu sehen, zu fassen und so viel möglich in seiner Individualität darzustellen. Um dieses zu können muß man kein Sklav der Formalitäten mehr seyn, sondern sie zu beherrschen wissen: um sie aber zu beherrschen, muß man kein Fremdling in denselben seyn. Dieses war ursprünglich die so berühmte griechische Urbanität, die selbst noch Sokrates bei Aspasien lernte, und durch welche sich Alcibiades als beider Schüler eine solche Allmacht in Griechenland erwarb. Es gehört allerdings viel Verstand, Geist und Leben dazu, auf diese Weise keine Lebensart zu haben. Ein guter Schauspieler muß diesem Bilde nahe kommen, wenn er auch kein vollendeter Alcibiades wird: und wir sehen wirklich, daß Männer von entschiedenem Werth in diesem Fache mehr oder weniger selbst solche Bilder sind. Diese Forderung ist stark; aber die Forderungen an einen guten Schauspieler sind auch überhaupt nicht geringe; sie steigen höher, so wie sein Werth und unsere Schätzung desselben wächst. Endlich wird vielleicht aus ihm, was Schiller von seinem Armenier im Geisterseher sagt: Alle Leidenschaften *) haben in seinem Gesichte gewühlt, und sind wieder verschwunden; die Zeit hat ihre Spuren wieder völlig geebnet und mit unerforschlicher Ruhe steht der vollendete Menschenkenner da. Diese Männer sind selten; aber die Nationen zählen auch ihre großen Schauspieler nicht zu Dutzenden.

Alles was ich bisher sagte, bezieht sich nur auf die persönlichen und scientifischen Eigenschaften, und ist nur als Vorbe-

*) Dieses ist der Sinn; die Schillerischen Ausdrücke sind mir nicht mehr gegenwärtig.

rzitung zum Schauspieler anzusehen. Die Vorbereitung ist aber das Wichtigste in jeder Sache, da immer ihr glücklicher Erfolg selbst darauf beruht. Ich gehe nun zu dem Theater selbst über, und erlaube mir, nachdem ich meine Meinung gesagt habe, wie der Mann vor dem Schauspiele seyn müsse, auch noch einige Bemerkungen, wie er als Schauspieler auf dem Theater selbst seyn soll.

Das erste ist, daß er sich gut und in seinem Charakter ohne Übertreibung kleide. Hierher gehört vorzüglich das Studium des Kostüms. Das Unbestimmte ist der Wahl und dem Geschmack des Schauspielers überlassen; aber alles was bestimmt ist, und das Kostüm ist es jederzeit, muß sich durchaus nach der Bestimmung richten. Es muß kein Ordensband getragen werden, wenn der Mann in seinen Verhältnissen gehörig angegeben ist, das der Kenner dieser Institute nicht in der Rubrike findet. Die ganze Quinquaillerie dieser Art kostet einige Dukaten; und auch diese müssen zweckmäßig angewendet werden. Es muß allemal gefragt werden, ob dieser Mann diesen Orden wirklich tragen konnte, und welchen er eigentlich tragen mußte. Wenn der Dienst bestimmt ist, sind auch sogleich alle Abzeichen des Dienstes gegeben und das Auge desjenigen, dem die Nation bekannt ist, muß nicht durch auffallende Widersprüche im Aufzuge beleidiget werden. Jetzt ist das Publikum billig etwas strenger geworden: und wenn man ehmals den Achill im Frack tanzen sah, ohne sich sehr darüber zu ärgern, so wird es jetzt schon mit Mißfallen bemerkt, wenn ein bestimmter Offizier eine falsche Kokarde oder eine falsche Degenquaste trägt. Das Kostüm abgerechnet, welches mehr Sache des Direktoriums ist, dessen Verfehlung aber doch immer dem Schauspieler nicht zur Ehre gereicht, weil er sich darum bekümmern soll, zeigt sich schon in der Kleidung der feine Geschmack der Schauspieler zu ihrem Vortheil. Man kann von ihnen erwarten und

verlangen, daß an ihnen alles schön und geschmackvoll sey, wo es der Charakter ihrer Rolle erlaubt; weil die Gesellschaft zur Vorbereitung auf das Wesentlichere sogleich schon eine ästhetische Erscheinung machen muß. Grotesken, welche in Figur und Spiel die Grenzen der Karrikatur halten, gefallen uns zwar auch: aber sie haben ihr Mißliches und die Veredlung unsers Geschmacks erlaubt nicht, daß sie zur platten Buffonnerie des Jack Pudding herabsinken. Den Weibern des Theaters gesteht man in der Regel mit Recht immer etwas mehr Freiheit des Anzugs zu, als den Weibern, welche wenigstens nicht Schauspielerinnen seyn sollen. Man darf bekennen, daß in dem Artikel der Anständigkeit unsere Damen von der Bühne in ihrer Kleidung noch sittlich genug sind, und in dieser Rücksicht zuweilen fast den Vorzug vor unsern Damen außer der Bühne verdienen. Die Mode der entblößten Busen hat seit einigen Jahren schnell genug die Ronde von Paris nach Warschau und zurück gemacht. Ohne eben den Moralisten zu machen, kann ich nicht finden, daß der reine ästhetische Sinn durch eine Erscheinung gewinne, wo man von dem, was gezeigt wird, nur noch eine Spanne zum Allerheiligsten von Paphos hat. Es ist ein altes oft gesungenes Lied, wann werden die Weiber endlich die wahren Reitze der Sittsamkeit verstehen lernen? Wenn die Kunst nackend bildet, so hat sie ihre großen löblichen Absichten als Kunst: wenn sie aber Gewänder giebt, so bekleidet sie gewiß nicht auf diese Weise, wenn ich mich in der wahren ästhetischen Darstellung nicht irre. Für Weiber vom Ballet ist ein solcher Aufzug noch zweckmäßig genug; denn er scheint der ganzen Figur mehr schwebende Elasticität zu geben: und der Begriff von wahrer Sittsamkeit fällt auch bei solchen Personen weg, den man sonst von dem Begriffe der schönen Weiblichkeit zu trennen nicht berechtiget ist. Die Balletmädchen abgerechnet, müssen sich also auch die übrigen Schauspielerinnen sehr

hüten, sich hierin zu viel Freiheit zu nehmen. Weder ihr eigener, noch der Charakter ihrer Rolle gewinnt: doch ihr eigener kommt dabei nicht weiter in Anschlag, als in sofern er Einfluß auf ihre öffentliche Erscheinung hat; welches freilich mittelbar fast immer ist. Die Ästhetik der Kleidung bei den Schauspielerinnen ist ein Artikel, in welchem das Theaterwesen in unsern Gegenden noch ziemlich zurück ist. Es giebt einige vortheilhafte Ausnahmen; aber im Ganzen wird der Anzug bei weitem noch nicht mit der leichten Grazie behandelt, wie er sollte. Weder in Berlin noch in Dresden kleiden sich die Weiber des Theaters so angenehm, als in den nördlichern Ländern, zum Beispiel in Warschau und Riga. Es ist immer noch so viel hartes und ungeschmeidiges in ihren Figuren, daß selbst eine Grazie ihre Anmuth zu verlieren scheint. Wie sie diese leichte Grazie haben und erhalten können, weiß ich freilich nicht; aber die Forderung ist gerecht, sie sollen sie haben; denn sie ist eine der ersten Bedingungen ihrer Kunst. Gegen den Anzug der Männer ist bei weitem nicht so viel zu erinnern: doch über diesen dürfen vielleicht nur die Damen richten. Ein vorzüglicher Punkt, den man vielleicht noch mit zum Anzuge rechnen darf, ist die Schminke. Niemand wird die Nothwendigkeit der Schminke auf dem Theater läugnen. Sie ist ein herrlicher doppelter Ersatz für die Masken der Alten. Daß sie es nicht zu sehr auf Kosten des eigentlichen Gesichts werde, dafür mögen durch die Wahl der Ingredienzen diejenigen selbst sorgen, welche sie brauchen müssen. Im Schminken zeigt der Schauspieler keinen geringen Grad von Beurtheilung. Nach meiner Meinung wird diese wichtige Sache auf unsern Theatern ungewöhnlich vernachlässiget. Ich erinnere mich im Englischen ein ziemlich starkes Buch unter dem Titel The art of painting for players gesehen zu haben, und Kenner versicherten mich, daß es für Schauspieler klassisch sey. Es ist schon alt und in der ersten

Hälfte dieses Jahrhunderts geschrieben. Jeder Schauspieler wird selbst die Wichtigkeit dieses Punktes einsehen und zugestehen; aber es scheint nicht, daß man nur die gewöhnliche Aufmerksamkeit darauf verwende. Selten hat ein Gesicht eine so glühende Farbe, daß es auf dem Theater nicht noch Erhöhung durch Schminke nöthig hätte, da die Entfernung des Standpunktes und der Glanz der Lichter, die Wirkung des natürlichen Kolorits sehr schwächen. Männer sowohl als Weiber sind in diesem Falle, wenn man auch noch gar nicht von der Charaktermalerei des Gesichts spricht. Aber es ist ein großer Unterschied, ob sich eine Dame schminkt zum Ball oder zur Kour bei dem Könige Stanislaus Poniatowsky *); oder ob sie mit ihrem Gesicht die Toilette für die Bühne macht. Dort kann der Spiegel hinlänglich entscheiden, wie stark oder schwach das Gemälde seyn müsse; hier ist durchaus die Perspektive nöthig den gehörigen Grad zu bestimmen. Schon die Nachlässigkeit im Auftragen ist kaum zu verzeihen. Die meisten werfen einen Klecks auf den Backenknochen, ohne sich weiter die Mühe zu geben, die Farbe gehörig zu verwaschen und das natürliche Kolorit mit dem Gemälde sanft zusammen laufen zu lassen. Daraus entsteht der grellste Anblick, der dem Auge der Natur nicht anders als unangenehm seyn kann. Oft liegt die fremde Farbe so isolirt auf dem Gesichte, daß das Ganze aussieht, wie die abgelebte Mode mit allen ihren Sünden. Ich appellire an das Gefühl eines jeden, welche ästhetische Wirkung dieses thun kann. Geschminkt müssen die Schauspieler seyn; aber nur diejenigen schminken sich gut, von denen man nicht sieht, ob sie sich geschminkt haben. Wenn man aber gleich bei

---

*) Es zeigte sich selten eine Dame ungeschminkt in seiner Gegenwart. Vous étes bien pale, Madame; Vous ferés bien de mettre du rouge! sagte er einst zu einer Dame, die er nur von ungefähr ohne Schminke an einem öffentlichen Orte sah.

dem Eintritt in das Parterre oder in die entferntesten Logen die übertünchten Figuren schimmern sieht, so gehört schon Überwindung dazu, dieser verdorbenen Malerei seine Aufmerksamkeit zu schenken. Man hält es für ein sehr kleines theatralisches Verdienst, wenn man sagt, er schminkt sich gut. Es ist wahr, es ist kein großes; aber es ist doch eines der ersten, gleich bei dem ersten Anblick den richtigen Sinn des Zuschauers nicht zu beleidigen. Um dieses zu studiren, sollte jeder Schauspieler sich zuweilen in dieser Absicht in das Parterre oder in entfernte Logen stellen, wo er sehen könnte, welche vortheilhafte oder widrige Wirkung diese oder jene Art sich zu malen mache, um für sich seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Die Schminke der Damen von der Bühne kann freilich nicht so sparsam aufgetragen und so fein verarbeitet werden, wie sie eine Modesünderin auftuscht, die noch den spähenden Blick ihres Liebhabers täuschen will: aber sie darf doch nicht in grellem Abstich einen Theil des Antlitzes wie ein Brachfeld liegen lassen, und den andern lothweise in glühende Blüthe setzen. Der richtige Grad und die vortheilhafteste Mischung ist leicht zu finden, wenn man sich nur die Mühe geben will, die Entfernung zu Rathe zu ziehen, und nach ihr und dem Lichte, in welches man gestellt wird, die Wirkung zu messen, welche man haben will.

Sodann wird vor allen Dingen gefordert, daß der Schauspieler seine Rolle gut memorirt habe, so daß er in der Verlegenheit des Sinnes und der Worte nicht den Geist verfehle. Es ist eine fast nothwendige Folge, daß dieses geschehe, wenn nicht gut gelernt worden ist; und der Schauspieler giebt in diesem Falle seine Rolle fast ohne alle Bedeutung, wie ein Automat. Wie will er den Ausdruck des Ganzen und alle Schattirungen der einzelnen Züge lebendig darstellen, wenn er ängstlich sein Ohr auf die Stimme des Nothhelfers spitzt, nach den Perioden fragmentenweise hascht und sie so den Zuschauern

vortranchirt? Er verliert, wenn auch nicht den Sinn, doch das Gewicht desselben im Zusammenhange; er setzt den Ton entweder gar nicht oder falsch, und erscheint wie ein Katechismusschüler, dem sein Nachbar bei dem Examen die siebente Bitte ins Ohr flüstert. Um gut zu sprechen, muß man wissen, was man sprechen will. Einige komische Rollen leiden durch die Gegenwart des Geistes, das Gesten- und Mienenspiel und einige charakteristische Lückenbüßer des Schauspielers, vielleicht einen nicht unangenehmen Aufenthalt: aber die Fälle sind selten; und eine ernsthafte Stelle oder auch eine komische, die durchaus im Fluß gesprochen werden muß, verliert allemal viel durch Gedächtnißfehler, und wenn der Schauspieler noch so routinirt wäre. Es ist schwerlich möglich, erst vom Souffleur den Sinn zu haschen und ihn sogleich mit allem Charakter wieder zugeben. Es entstehet daraus für die nahe am Theater Stehenden und Sitzenden eine andere große Unannehmlichkeit, daß sie den Souffleur vorher und fast eben so stark hören, als den Schauspieler selbst. Ganz entfernt wird der Mann dieses unterirdischen Orakels nun wohl nicht werden; aber das ist doch traurig, daß er noch in so vielen Stücken uns immer die Hauptrolle macht, und das halbe Publikum eben nicht zur Empfehlung der Gesellschaft mit seiner hülfreichen Stimme übertoset. Der Name deutet hinlänglich sein Amt an; und je weniger er es zu verwalten nöthig hat, desto besser. Il ne faut qu'un souffle; mais chés nous c'est un bruit, qui donne un soufflet à la piece. Die üble Gewohnheit ist so stark, daß sie selbst den Schauspieler, der wirklich fertig memorirt hat, in seiner Arbeit hindern muß. Welcher Genuß aber für die Nahestehenden, wenn der Schauspieler, wiewohl zuweilen der Fall ist, fast eben so ungesalzen nachspricht, was ihm der Souffleur, nicht vorgehaucht, sondern mit voller Lunge vorgeblasen hat. Daß es dem Schauspieler manchmal schwer werden muß,

eine Rolle zu memoriren, die nicht nach seinem Geschmacke oder wider seine Empfindung, oder wohl gar ohne allen Dichterwerth, trocken und im eigentlichen Verstande nur zusammengesetzt ist, daran ist kein Zweifel; auch das Auswendiglernen einer wirklich guten Rolle wird nicht leicht seyn: aber es wird ja niemand sagen, daß es überhaupt leicht sey, Schauspieler zu seyn. Die gute Rolle muß unter den Händen eines braven Künstlers nichts verlieren, und die schlechte muß gewinnen.

Ich komme zu dem Wesentlichen der Kunst, zum Vortrage und der Handlung selbst. Dieses ist so sehr das Heiligthum Thaliens, daß ein Laie billig nur schüchtern seine Wünsche und seine bescheidene Meinung zu äußern wagt. Aus dem, was ich bisher gesagt habe, wird man schließen können, daß meine Erwartungen zwar nicht übertrieben, aber doch auch nicht geringe sind. Wir haben darüber schon manche Belehrungen und Systeme, daß jede Erörterung überflüssig seyn dürfte. Mir scheint es ziemlich gewiß zu seyn, daß derjenige, dessen Seele das Schöne, Wahre, Große und Gute nicht überall finden und empfinden kann, hier durch Belehrung wenig gewinnen wird, und daß derjenige, der durch die glückliche Stimmung der Natur alles dieses lebendig zu fassen im Stande ist, derselben ohne großen Verlust entbehret. Damit spreche ich nicht wider solche Theorien und Grundsätze. Sie sind zum wissenschaftlichen Studium und der wahren Kritik zweifelhaft scheinender Fälle sehr nützlich; müssen aber doch erst aus jener Stimmung der Natur genommen seyn, und werden ohne sie so wenig einen Schauspieler schaffen als des Aristoteles Poetik einen Dichter. Bilden können sie ihn, oder vielmehr nur warnen, wo er irre gehen möchte, welches aber bei einem Mann mit den Eigenschaften, die ich in dem Schauspieler billig voraus gesetzt habe, nicht so oft zu befürchten ist. Lebendige Beispiele, sowohl des Vortrefflichen als des Schlechten, thun hier, wie überall, mehr, als ganze

Rollen todter Regeln. Wenn die Schauspieler im Stande sind, den wahren Sinn ihrer Rollen im Ganzen und Einzelnen richtig einzusehen und zu fühlen, so wird ihnen unter den gegebenen Bedingungen der wahre Ausdruck niemals fehlen. Das Komische wird vergnügen, das Angenehme wird gefallen, das Pathetische wird rühren, das Erhabene wird erheben, das Starke wird erschüttern. Ist bei dem Schauspieler dieses nicht, so mag er zwei Olympiaden den Geist zu haschen suchen; er wird für ihn immer ein Proteus seyn und das ganze Werk wird böotisch bleiben. Nur richtiger Takt für Wahrheit und feines Gefühl, für Humanität und alles darauf Bezogene, welches von der Natur geschenkt, durch Kenntnisse genährt und durch den Umgang mit der Welt bestimmt und befestiget wird, macht den guten Schauspieler im ersten Augenblick. Seine erste Rolle wird sogleich besser seyn, als die Arbeit des Schächers, der schon hundert Paar Sohlen auf der Bühne durchgelaufen hat. Daher ist die Erfahrung nicht selten, daß eine Privatgesellschaft von Personen, die bloß zu ihrem eigenen Vergnügen Stücke für sich selbst versuchen, es sogleich weit besser machten, als lange geübte alte Zöglinge Thaliens. Die Ursache ist, solche Personen, von denen man richtiges Gefühl voraussetzt, haben in den meisten Rücksichten alle mehr Kenntnisse und Bildung, als die meisten wirklichen Schauspieler, vermöge ihrer Verhältnisse, haben können. Wenn Schröder also der erste Schauspieler unserer Nation ist oder wenigstens war, so ist er unstreitig seinen Kredit auf dem Theater, nach seinen Naturgaben, mehr seiner erhöhteren Bildung, seiner tieferen Menschenkenntniß und seiner leichtern Empfänglichkeit für alles Wahre, Wichtige, und Schickliche schuldig, als allen Regeln der Kunst. Diese Regeln sind vortrefflich zu entscheiden, warum etwas geschehen oder nicht geschehen soll; aber sie bewirken selten, daß es geschehe. Die Kunst geht meistens vor

den Regeln her; und ein Künstler, der immer nur nach Regeln arbeitet, ist selten ein großer Künstler: deßwegen wird er doch nicht wider die Regeln arbeiten.

Es wird dem Schauspieler von Kenntnissen und richtiger Empfindung nicht schwer werden, sich in den Geist einer richtig gezeichneten schönen Rolle hinein zu setzen, wo alles konsequent motivirt ist: aber sehr schwer wird es ihm werden, wenn die Rolle dieses nicht ist, wenn der Charakter in sich selbst nicht folgerecht und ohne Haltung, oder geringfügig und ganz gemein ist. Hier ist der brave Schauspieler eben so sehr zu bedauern; der in das bunte Machwerk des Dichters, welches nur nach Horazens adsuitur pannus zusammen gesetzt zu seyn scheint, schöne Übereinstimmung bringen soll; als der Dichter zu bedauern ist, dessen gute Arbeit unter die seelenlose Behandlung eines ungesalzenen Bretertreters fällt, der durch Unwissenheit und Gefühllosigkeit jede wahre Schönheit mehr als kombabisirt.

Unstreitig ist die erste große Künstlerpflicht des Schauspielers, daß er seine ganze Rolle studirt, das heißt, ihren Grund in der Individualität des dargestellten Subjekts und in den Verhältnissen mit den übrigen Charakteren zur nähern Bestimmung desselben anschaulich fasse. Dazu gehört meistens eine Übersicht des Stücks selbst: denn sehr wenige geringe Nebenrollen ausgenommen, sind die Charaktere alle verflochten, und müssen durch einander erklärt und näher bestimmt werden. Dieses Studium muß dem Künstler keine Arbeit, sondern Vergnügen seyn; ein eben so großes Vergnügen seyn, als es die gute Darstellung dem Zuschauer ist. Freilich findet vielleicht der Schauspieler in dem Lauf dieses Studiums manche Sünden des Dichters auf: aber eben dieses schärft seine Kritik und giebt ihm desto mehr Werth, wenn er durch seine zauberische Geschicklichkeit diese Sünden bedecken kann. Wir haben sehr wenig Dichter, deren Charaktere durchaus ohne Ausnahme richtig

gezeichnet wären. Iffland und Lessing, Schiller und bei aller seiner übrigen Unregelmäßigkeit Shakespear sind vielleicht in dieser Rücksicht die besten Muster. Es giebt zwar noch mehrere richtige Zeichner, die aber als Dichter zurück bleiben. Iffland leistet vielleicht mehr den Forderungen als großer Schauspieler Genüge, Lessing als großer Kritiker; aber beide als wahre Dichter. Auch einige Franzosen haben auf dieses Verdienst Anspruch. Kotzebue, der ein Lieblingsmann des größten Theils unsers Publikums ist und es in mancher Rücksicht sehr verdient, entspricht dieser Forderung der Kritik nicht. Denn fast kein einziger seiner Hauptcharaktere hat durchaus psychologische Richtigkeit und gehörige Haltung; selbst nicht der vollendetste, nämlich der des Unbekannten in Menschenhaß und Reue. Und doch sieht man die meisten seiner Stücke trotz der Kritik mit mehr Vergnügen als andere, denen man das Verdienst einer richtigen Zeichnung der Charaktere vielleicht nicht absprechen kann, wo aber alles nur kalte Zeichnung ohne einen einzigen Hauch des Genies ist. Er hat die Gabe des schönen Dialogs, des lebhaften Witzes, zuweilen der treffenden Satyre, und seine einzelnen Züge sind voll von Menschenkenntniß und feiner Charakteristik, so daß man eine kleine Inkonsequenz im Ganzen manchmal kaum gewahr wird. Er ist einer von den Schriftstellern, von welchen man behaupten darf, sie würden mehr geschrieben haben, wenn sie weniger geschrieben hätten; wenn sie das, was ihren eigenthümlichen Werth macht, zur Vollendung einzelner Werke konzentriren wollten. Doch möchte ich glauben, daß das Studium und die Erlernung einer Kotzebueschen Rolle, trotz den kleinen pathologischen Widersprüchen in denselben, dem Schauspieler weniger Mühe macht, als einer andern, die weiter keinen Fehler hat, als daß sie in ihrer Einförmigkeit nichts wichtiges für die Menschheit giebt.

Hat der Schauspieler seine Rolle gut gefaßt, so giebt er

sie gewiß, wenn sich in ihm die Forderungen vereinigen, die wir schon festgesetzt haben, mit Richtigkeit und Ausdruck, zum Vergnügen derer, die ihn sehen und hören. Wenn er dabei alle die kleinen Regeln des Vortrags noch nöthig hat, so ist es ein sicherer Beweis, daß er sie noch nicht gehörig gefaßt hat. Wenn der Schauspieler Fehler in der Deklamation macht, so rührt das nicht daher, weil er nicht deklamiren kann, sondern weil er nicht in den Sinn und den Geist des Charakters oder nur der Stelle eingedrungen ist. Naturstimmung und Aufmerksamkeit in der Welt lehrt ihn Pathognomik genug, um den Hauptausdruck der Leidenschaften zu fassen und selbst ihre Nüancen unterscheiden zu lernen. Oder vielmehr sein eigenes Wesen, als Magazin aller menschlicher Zustände, drückt sie ohne Regel doch richtig aus den ursprünglichen Typographie der Natur ab. Erfahrung bildet nur aus, was die Seele selbst geschaffen hat.

Wir verlangen von dem Schauspieler nicht nur, daß er uns die Natur wahr und treu darstelle, sondern daß er uns auch immer die edle Natur darstelle. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu entscheiden, ob die Natur veredelt werden könne. Gewiß ist es, daß ihre Erscheinungen in anscheinend gleichen Lagen sehr verschieden sind. Der Künstler soll die Natur nicht bessern, sondern er soll nur immer das Beste aus ihr nehmen, es mit Klugheit ordnen und es so in ein harmonisches Spiel bringen. Dieses alles kann mit Leichtigkeit geschehen, ohne daß man sich einen Schritt von der Natur entferne. Das Direktorium wird jederzeit wohl thun, oder vielmehr es ist seine eigentlichste Pflicht, bei der Anordnung des gröbern Mechanismus immer Nettigkeit und Geschmack mit Wahrheit zu verbinden. Gemeine Leute auf dem Theater müssen freilich nur gemeine Leute seyn und müssen sprechen und handeln, wie sie; aber doch nicht so ganz ohne allen Rest von Feinheit, wie der gewöhnliche Schlag von Fischweibern auf der Sachsenhäuser Brücke.

Handwerker und Landleute müssen Handwerker und Landleute seyn, aber in ihrer edelsten Form; ihr Anstand sey die gute Einfalt, nicht die Rohheit und Grobheit ihres Standes; ihre Geschäfte so, wie man sie bei ihrer wirklichen Erblickung angenehm finden und loben würde. Es ist nichts angenehmes, ihre Instrumente so voll Schmutz auf dem Theater zu erblikken, als sie im Regenwetter vielleicht in der kothigsten Grabenarbeit aussehen. Es macht mit dem übrigen Aufzug einen zu grellen Abstich, und es muß alles in Harmonie gesetzt werden. Das Häßliche kann man vertragen; es wird weiter nichts als Haß erzeugt; und auch dieses ist Absicht: aber nicht das Ekelhafte; es kann nie die Absicht seyn, anhaltenden Ekel zu erregen. Dichter und Schauspieler sollten sich dieser Forderung immer erinnern: der Dichter müßte denn die Sache mit so vieler Feinheit im Vorbeigehn zu behandeln wissen, wie Shakespear in einigen Scenen.

Zum Ausdruck jeder Leidenschaft ist es wohl am besten, die Leidenschaft in einem ziemlichen Grade selbst zu haben. Wo das Wesen ist, zeigt sich der Schatten gewiß richtig, wenn dem Sehnerven nicht falsche optische Gläser vorgeworfen werden. Wenn der Schauspieler seines Takts gewiß ist, mag er sich selbst der Leidenschaft zur Herrschaft hingeben: sonst aber wagt er, wenn er gleich auch vielleicht durchaus individuelle Wahrheit giebt, doch mehr von der Leidenschaft zu zeigen, als zu dem Zweck der Bühne gehört. Mitleid, Haß, Abscheu und Verachtung mag immer erregt werden; aber nicht Schaam und Ekel: sie sind der unerträglichste niedrigste Zustand, in welchem sich der Mensch befinden kann. Die wahrhaft moralisch angenehmen Gefühle darf er so hoch treiben, als es ihm möglich ist. Auch die vermischten, wie Haß, Abscheu u. s. w. leiden einen höhern Grad; denn wir fühlen dabei durch die dunkle Vergleichung unsern eigenen Werth: aber rein unangenehme,

wie Schaam und Ekel, müssen mit der größten Behutsamkeit behandelt und so viel als möglich geschont werden. Transitorisch, aber schnell wie ein Wetterleuchten, dürfen sie wohl berührt werden, und haben sodann ihren moralischen Nutzen, wenn nur das Gefühl durch das Folgende sogleich wieder gehoben wird und Ersatz erhält. Es ist hier wie in einem wohl berechneten pädagogischen Unterricht oder jedem Unterricht überhaupt, daß man die Humanität zärtlich behandle.

Der Schauspieler erreicht nur dadurch ganz seinen Zweck, daß er das in jeder Darstellung wird, was der Dichter aus seinem Charakter machen wollte. Mit Recht glaubt also Iffland, daß das Edle nur von edlen Seelen ganz edel ausgedrückt werden könne. Wo also Größe, Erhabenheit und Stärke gegeben werden sollen, darf der Schauspieler in keiner Rücksicht in seiner Erscheinung ein Schwächling oder Weichling seyn. Hier thut vielleicht das Physische mehr als alles Scientifische. Auf dem Theater lassen wir uns nicht überreden, daß eine winzige Figur und eine kleine Stimme einem Helden gehöre, wenn uns auch wirklich die Geschichte dafür bürgte. Wir gehen nach der Analogie unserer Vorstellungen; und diese giebt in Zwergen keine Größe, und in Kastraten keine Stärke. Ganz richtig sagt man, der Schauspieler ist der Rolle nicht gewachsen, weder seine physischen noch seine moralischen Kräfte reichen zu einer solchen Höhe: er bleibt zurück, und läßt den Charakter, der auf dem Felsen stehen sollte, an abgeschlagenen Steinen fallen. Jeder Schauspieler sollte hier seine Schultern vorher versuchen, und sich nicht an eine Last wagen, die er auf halbem Wege abwerfen muß. Verzeihlich ist daß Unternehmen und sogar löblich; aber die beharrliche Hartnäckigkeit, durchaus den Frosch in der Fabel zu machen, quält nicht selten das Publikum und schadet noch mehr dem kühnen Manne selbst.

Iffland spricht an irgend einem Orte mit etwas Spott von

der jetzigen Vorliebe zu großen und starken Stellen, daß man jetzt nur gepackt seyn wolle. Unstreitig hat der Mann, der weiter nichts liefert, als daß er uns vielleicht einmal packt, keinen entschiedenen Werth; aber der Mann hat noch weniger einen entschiedenen Werth, der uns niemals packt. Der Ausdruck ist nicht fein, aber doch wahr und also passend genug. Nicht alle Menschen sind so sanft und gefühlvoll, daß sie das leichte Spiel der Empfindungen in die Länge angenehm beschäftigte; und doch sind sie nicht gefühllose oder gar böse Menschen. Diese Menschen, deren physische und moralische Beschaffenheit vielleicht aus den Händen des Schöpfers so kam, oder auf dem Amboß der Welt geschlagen und gehärtet worden ist, weinen selten eine Thräne, loben und tadeln selten, und stehen im eigentlichen Verstande als Zuschauer da. Diese Menschen sollen doch auch gerührt, und müssen also gepackt werden. Esist das wahre Kriterion des Genies, wenn er seinen Mann packen kann: deßwegen ist in dem Genie noch keine Vollendung. Die Stellen, welche einen solchen harten, aber guten und nicht rohen Mann erschüttern, ihm die Hitze durch das Rückenmark in den Nacken und die Glut in die Augenlieder treiben, sind wohl entschieden die besten. Das geschieht nicht durch ampullas et sesquipedalia verba; sondern im Gegentheil durch Einfachheit der Wahrheit, die die Empfindung mit eben so einfachen Worten allmächtig wecken und halten kann.

Was ist leichter als Schillers: Auch die Todten sollen leben: — Allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr seyn? Und der verdient kaum Vergebung der Sünden, der die Strophe niemals mit glühender Andacht mitsingen konnte. Nicht so moralisch, aber noch größer, von schrecklicher Größe ist das noch einfachere des Shakespear: Er hat keine Kinder! im Makbeth. Kann man gewöhnlichere Worte von furchtbarerer Größe haben? Makduff floh vor dem Tyrannen. Der Tyrann kochte Wuth und Rache, zerstörte seine Schlösser, tödtete seine Leute, mordete sein

Weib, erwürgte seine Kinder. Der Bothe kam. Dort stand der Mann, der Soldat, der Patriot, der Gatte, der Vater. Die Bothschaft machte den Helden verstummen: die Söhne des ermordeten Königs und ihre Freunde fordern ihn nun mit eben diesem Grunde zur Theilnahme an der blutigen Rache auf. Unter der ganzen unaussprechlichen Last seiner Gefühle sagte er mit schrecklicher Ruhe weiter nichts als: Er hat keine Kinder. Hat je ein Dichter ihm so vorgemalt oder nachgezeichnet? Wer dort noch eine Erklärung braucht, für den hat Shakespear nicht geschrieben. So kann der Tyrann nicht bestraft werden, wie er beleidigt hat. Nur Shakespear konnte diesen furchtbaren Gedanken so fassen und so geben. Mir goß er Feuer durch die Gebeine, als ich ihn das erstemal in seiner Verbindung las. Nicht Makbeth sondern Makduff ist von dieser Stelle an die Hauptrolle des Stücks: und es gehört mehr als Schule dazu, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Es entsteht hier aber keine kleine Schwierigkeit. Wenn wir sagen, daß das Edle und Große nur durch Edles und Großes in der Individualität des Schauspielers selbst ausgedrückt werden kann; so scheint daraus zu folgen, daß das Niedrige, Schlechte und Verabscheuungswürdige nur durch ähnliche Eigenschaften in dem Schauspieler am besten dargestellt werden könne: und wir wollen und dürfen doch keinem Schauspieler erlauben, weder als Schauspieler noch viel weniger als Mensch schlecht zu seyn. Auch sind nicht wenig Beispiele in der Theatergeschichte, daß Männer, die als vortreffliche Darsteller der boshaftesten häßlichsten Rollen bekannt waren, den rechtschaffensten und zuweilen den liebenswürdigsten Charakter ihrer eigenen Personalität behauptet haben. Das Räthsel löset sich, wenn wir annehmen, daß dergleichen Männer bei ihrer Rechtschaffenheit durch ihre Weltkenntniß mit ihrer Philantropie im Allgemeinen doch eine gewisse Morosität oder moralischen Unwillen gegen alle Schurkereyen in der Welt sich erwarben, daß die Erfahrungen, wo sie Gegenstände oder

Zeugen des Betrugs, der Kabale, der Unterdrückung und Bosheit wurden, ihre Bilder so lebhaft in der Seele ließen, daß sie bei jeder Gelegenheit mit einem ärgerlichen Wohlgefallen wieder hervortreten. Das Böse ist immer mit Ärger und Ingrimm verbunden; selbst dem Bösewicht ist es peinlich, daß er nicht zugleich seine Schurkenabsichten erreichen und doch auch ein ehrlicher Mann seyn kann. Alles Böse geschieht also mit widerlicher Anstrengung, weil es wider die Natur geschieht. Bei dem Schauspieler erzeugt es nebst dem stillen Verdrusse, der eben die Erscheinung der Bosheit vermehrt, ein Wohlgefallen, daß er diese Bosheit der Menschen, die er mit Recht für sehr groß und ausgebreitet hält, so ganz durchschauen kann. Daraus entsteht die Richtigkeit der Darstellung ohne eigentliche Analogie der Gesinnungen. Die Erfahrung hat die ursprüngliche Humanität mit einer ziemlichen Dose Misanthropie vermischt. Die Misanthropen sind im Allgemeinen fast immer Leute von übrigens guten Grundsätzen, und werden bloß deßwegen das, was sie sind, weil ihre Art zu denken, zu fühlen und zu handeln, die sie für gut halten, mit der gewöhnlichen schlechten Weise der Welt zu grell absticht. Timon war kein Bösewicht, selbst in Shakespears Gemälde von ihm ist nichts ursprünglich bösartiges in seiner Natur; er würde aber vermuthlich in seinem Paroxismus den Bösewicht sehr gut vorgestellt haben.

Da alle Menschen von Natur gut sind, wenn sie keine Veranlassung haben böse zu seyn, so ist es leicht daß jeder nicht ganz verwahrloſete Mann als Schauspieler sich in das, was gut und edel ist, hineinsetze: wenigstens ist er in dem Augenblicke gut, wo er Güte und moralischen Werth richtig ausdrückt, sollte er auch die nächste Minute in seiner Individualität das Gegentheil seyn. Deßwegen kann aber nicht behauptet werden, daß der Schauspieler in dem Augenblick böse sey, in dem er die Bosheit häßlich-schön darstellt: denn Bosheit ist wider die Natur, und nur ein innerlicher Ingrimm gegen dieselbe kann den rechtschaffenen Mann zum

natürlichen Ausdruck ihrer Häßlichkeit bringen. Wenn es aber doch, wie ich auch nicht durchaus läugnen will, einen vollendeten Bösewicht geben sollte, den die Ähnlichkeit seines wahren Charakters zum unverbesserlichen Schauspieler in boshaften Rollen auf dem Theater machte, so ist dieser ein Ungeheuer, den man für sein Talent mit der Brandmarke bezahlen sollte; damit jedermann auf dreißig Schritte auf dessen Stirne lesen könnte: Hic niger est, um seine ganze Seele vor ihm auf Schildwache zu stellen.

Da die Theatergesellschaften unter fast eben so strenger Subordination stehen sollten, als das Kriegswesen, so kommt es vorzüglich auf Direktoren und Regisseurs an, was aus dem Institut gemacht werden soll. Wie ein guter General bald eine gute Armee, ein guter Rektor bald eine gute Schule bildet, so kann ein guter Direktor eben sowohl bald eine gute Gesellschaft für das Theater ziehen. Aber dazu gehört freilich in dem Direktor etwas mehr, als die gewöhnlichen Prinzipaleigenschaften, Einnahme und Ausgabe zu berechnen, die Subjekte rekrutenmäßig zu engagieren, korporalmäßig zu behandeln und ebenso zu verabschieden. Der Direktor muß seiner ganzen Gesellschaft Geist einzuhauchen verstehen; um dieses zu thun, muß er aber selbst Geist haben. Er muß, wenn auch nicht auf dem Brete, doch wenigstens in der Theorie der Kunst und dem damit verbundenen Wissenschaftlichen selbst ein Mann seyn, der Ansehen hat, und es nicht erst durch seine Stelle zu erhalten braucht. Er muß beurtheilen können, was wahre Humanität sey und was dieselbe befördert und hindert; und er muß selbst Rechtschaffenheit und wahre Ästhetik genug besitzen, um auch für echte Nationalbildung zur Unterdrückung des falschen Geschmacks eines fehlenden Publikums, wenn es nöthig ist, Aufopferungen zu machen. Das meiste, was ausgepocht wird, wenn nicht die Kabale pocht, verdient diese Züchtigung; aber bei weitem nicht alles verdient Beifall, was laut beklatscht wird.

Das wichtigste für die Direktoren ist wohl, daß sie das Talent

ihrer Schauspieler für die verschiedenen Fächer gehörig zu würdigen wissen, um sie in ihrer eigentlichen Sphäre zu halten und darin gehörig zu üben. Am besten geschieht dieses, wenn sie jeden durch das Glück, welches er in diesem Fache mit Recht macht, selbst überzeugen, daß dieses Fach für ihn das beste sey. Viele Schauspieler haben den Ehrgeitz in vielen Fächern zugleich glänzen zu wollen; und haben dabei nicht bedacht, daß jede Münze nur unter ihrem Stempel gilt. Es giebt zwar Beispiele, daß große Künstler sowohl im Tragischen als im Komischen sich auszeichneten; aber dieses ist eine Seltenheit: und der große Tragiker wird doch nie zu dem kleinen Komischen sich herabstimmen können: es muß immer das Edle in seinem Charakter das Herrschende seyn. Reineke spielte im Räuschchen noch zum Vergnügen und zur Befriedigung aller Kritiker; aber er würde gewiß nicht sehr erbaut haben, wenn er als Barbier Schnaps erschienen wäre, er hätte denn die Rolle ganz zur eckigsten Karikatur umprägen müssen, welches weder sein eigener noch der Charakter der Rolle vertragen hätte. Salome Schmahlheim, die als Salome Schmahlheim recht brav ist, muß nie die Königin im Hamlet seyn wollen. Das Publikum wird ärmlich bewirthet, wenn die Direktoren aus Armuth solche Königinnen erscheinen lassen müssen. Wenn eine Frau sich auch bis zur Würde einer Matrone erheben kann, so steigt sie deßwegen noch nicht bis zur Majestät. Und es ist kein peinlicheres Gefühl, als wenn der erwartete Ausdruck der Hohheit mit überspannter Kraft auf den Markt geworfen wird. Eine der vornehmsten Regeln für alle Schauspieler und Schauspielerinnen sollte seyn, ihre Kräfte nach dem Klimax der Rolle zu messen; damit sie wissen, wie sie sowohl mit der Stimme als mit dem Spiel auskommen können, und den Charakter nicht auf der Hälfte liegen lassen. Die Folge davon ist, entweder sie sinken ruhig zurück, wo die ganze Kraft erst wirken sollte, und dieses ist immer noch erträglicher; oder sie springen in der Anstrengung über, wie man sich ausdrückt, der

herausgezwungene Ton wird grell und pfeift; welches auf dem Theater bei dem Schauspieler noch unangenehmer ist, als wenn ein Sänger linksum in die Fistel steigt. Bei beiden ist der Übergang entschiedene Kakophonie, und das Folgende nicht harmonisch. Komisch ist dieser Prozeß; und in dem Komischen thut er oft sehr gute Wirkung. Es ist uns lächerlich aber angenehm, in der Lebhaftigkeit die Kräfte bis zum Reißen über einer Kleinigkeit froh gespannt zu sehen: aber es ist uns höchst widrig, wenn sie in einer sehr ernsthaften Anstrengung, wo es den Werth eines großen Charakters gilt, nicht aushalten. Es ist mit Ekel vermischter Unmuth, wenn wir die Erscheinung sehen, und dabei die gerechte Forderung aus dem Charakter machen können, daß sie aushalten sollen. Auch wenn sie wirklich in dem Charakter fehlen, darf der Schauspieler nicht auf diese Weise überspringen, sondern muß nach der Bezeichnung in der Ermattung ruhen oder sinken, bis die Kräfte wieder steigen und halten können, wo sie sollen. Alles dieses liegt in der Rolle, und muß mit Aufmerksamkeit aus derselben herausgesucht werden.

Daß zur strengen kritischen Bildung des Schauspielers vorzüglich das genauere Studium der ausgezeichnetsten Rollen dienlich sey, leidet keinen Zweifel: und keine dieser Rollen wird in ihrer ganzen Tiefe, in ihrem Hauptcharakter mit allen Nüancen, ohne die Verflechtung der übrigen Personen, also mehr ohne Kenntniß und Beurtheilung des ganzen Stücks gefaßt. Daß bei unserm Gange des Theaters vorzüglich die wichtigsten Shakespearischen Personen dieser Mühe werth sind, ist schon oft erinnert worden, so wie man mit mancher Analyse der Arbeit der Schauspieler hat zu Hülfe kommen wollen. Shakespear ist in der That der Mann, an dem man oft irre wird und nicht weiß, ob man mehr loben oder tadeln, mehr zürnen oder bewundern soll. Seine Landsleute nannten ihn den Dichter der menschlichen Natur; und es ist vielleicht unter keiner Nation ein anderer, der durch sein schöpfe-

risches Genie diese Benennung mehr verdiente. Wenn man in ihm eine Menge kalter Wortspiele findet, die zuweilen bis zur Zweideutigkeit herabsinken, so ist davon mehr die Schuld in dem Geschmack seines Zeitalters, von dem er sich nicht ganz los machen konnte und dem er in seinen Verhältnissen vielleicht wider seinen Willen sogar mitopfern mußte. Mich däucht, alles was wir in seinen Schriften bewundern, lernen und studiren, ist das Eigenthum Shakespears des Dichters: das übrige hat Shakespear der Schauspieler und Theaterdirektor dazu geworfen, damit die Unbestechlichkeit seines guten Geschmacks seiner Kasse nicht üble Streiche spielte. Pope sagt in seiner Vorrede zu dessen Werken: There was never a poet who with so much thrash gave so much gold; und Pope ist gewiß der kompetenteste Mann darüber zu urtheilen. Daß die meisten Stücke Shakespears einer Reform bedürfen, um die Kritik des echten feinen Geschmacks zu halten, ist ohne Zweifel: mir ist aber kein Stück bekannt, das durch die häufigen Veränderungen wirklich gewonnen hätte, als nur Weißens Bearbeitung von Romeo und Julie. Schröders Hamlet ist nach meinem Gefühl wohl kaum eine Verbesserung zu nennen, und ich wollte wirklich lieber den Shakespear, so wie er ist, dafür nehmen. Die scharfsinnigste, geistreichste und beste Analyse über irgend ein Theaterstück, die ich kenne, ist von Göthe über den Hamlet im Wilhelm Meister. Die hierher gehörigen Stellen in dem Buche sind so voll tiefgeschöpfter feiner Bemerkungen über Dichtung überhaupt und Theaterdichtung insbesondere, daß ich anfänglich glaubte, des Verfassers ganze Absicht sey, eine Ästhetik über Schauspielkunst zu liefern. Ich sahe nachher bei der Fortsetzung meinen Irrthum; aber kann bis jetzt noch nicht bergen, daß mir diese Stellen in Rücksicht auf Humanität die wichtigsten in dem Werke zu seyn scheinen, und daß der Wunsch, eine Bearbeitung des Hamlet zu sehen, von einem Manne wie Göthe, nach den Ideen die er dort angegeben hat, zu einem der lebhaftesten ge-

worden ist, den ich für die Litteratur habe. Unter unsern Nationalstücken liefern vielleicht Lessings Emilie, Schillers Trauerspiele und Klavigo den besten Stoff zum Charakterstudium für Schauspieler. Der deutsche Geist ist mit dem französischen zu heterogen, als daß wir uns mit den Meisterstücken dieser Nation aus ihrer goldenen Periode ganz vertragen könnten. Sie haben zwar weniger Sünden wider die Regel; aber ihre deklamatorische Korrektheit faßt bei weitem unsere Seele nicht so, wie die genialische Natur der uns näher verwandten Britten.

Es giebt Rollen, die zwar dadurch, daß sie beide entweder komisch oder tragisch sind, einen ähnlichen Geist zu athmen scheinen, aber durch ihre nähere Bestimmung vorzüglich der äußerlichen Personalität so sehr von einander getrennet sind, daß sie unmöglich der nämliche Schauspieler mit Glück unternehmen wird, und wenn er auch sonst in seiner Kunst ein Proteus wäre. So wird der nämliche Schauspieler schwerlich Figaro und Falstaf, oder den Schwätzer und den Amtmann Riem beide ganz gut machen, weil jeder Charakter eine eigene Personalität zu sehr abstechend von der andern hat. Der nämliche Fall dürfte es im Tragischen mit Hamlet und Odoardo seyn.

Ob der komische oder tragische Schauspieler den Vorzug verdiene, ist eine Frage, deren lange Untersuchung von sehr geringem Nutzen seyn würde. Indessen sey es mir doch erlaubt, nur mit einigen Worten zu bemerken, daß es mir scheint, der Komiker habe als Künstler den Vorzug, und der Tragiker als Mensch den größern Werth. Der Tragiker ist, was er ist, mehr durch Naturgeschenk: der Komiker dankt seine Vollkommenheit mehr dem unermüdeten Fleiß und dem Studium der Natur in allen ihren kleinen versteckten Falten. Der Tragiker kann die Natur nie zwingen; der Komiker kann sich zuweilen ihr zum Trotz in manche Fächer hineinarbeiten, wovon die Ursache mehr in dem Wesen und der Verschiedenheit beider Darstellungen liegt.

Es ist eine fast allgemeine Bemerkung, daß das weibliche Personale bei den meisten Gesellschaften nicht so gut besetzt ist, als das männliche. Die Ursache liegt wohl in einigen Vorurtheilen, die über das Theaterleben und manchmal nicht ganz ohne Veranlassung unter uns noch herrschen. Leute aus der ganz niedrigen Volksklasse, sowohl Männer als Weiber, sind nicht für das Theater geschickt: wenigstens sind die Ausnahmen höchst selten, daß Subjekte daraus durch ganz besondere Umstände sich geschickt machten. Das Theater erfordert Bildung, und zwar mehr als gewöhnliche Bildung: und mancher der mit dem Kompendium unter dem Arme aristarchisch oder vielmehr zoilisch über Vorstellung aburtheilt, würde, wenn er selbst erscheinen sollte, noch einige Zeit Statist seyn müssen. Frauenzimmer, welche diesen Grad der Bildung und der Kenntnisse vereint mit den persönlichen Eigenschaften besitzen, die zu dieser Lebensart gehören, tragen billig Bedenken sich auf diese Syrten zu wagen. Wenn nicht hier und da ungewöhnlicher Enthusiasmus oder eine durchkreuzte Leidenschaft ein gutes weibliches Subjekt dahin brächte, würden die Theater noch ärmer seyn. Vom Theater ist selten für die Weiber eine andere Ausflucht. Das sollte nicht seyn; aber es ist. Ein Mann setzt sich eher über eine Menge Dinge hinweg, als ein Weib es thun darf. Gefällt einem Manne das Theater nicht mehr, so wirft er sich, freilich auch mit einiger Schwierigkeit, aber doch oft glücklich wieder in irgend ein anderes Fach des menschlichen Lebens, wozu ihn Neigung, Geschmack, Geschicklichkeit oder Verhältnisse bestimmen können. Einer Frau, die sich dem Theater gewidmet hat, bleibt selten eine andere bessere Ausflucht. In das kleine Leben zu treten, leidet der Geist nicht, der sich ihrer auf dem Theater bemächtiget hat. Jede Schauspielerin ist doch wenigstens eine Quasidame; und es gehört schon etwas Vermögen dazu, dieses außer dem Theater ohne andere Hülfsmittel zu seyn. Man hat zwar Beispiele, daß Mädchen vom Theater recht gute Par-

thieen machten; aber sie sind selten: und es ist meistens noch in eben der Periode, wo die Gesellschaft vielleicht mehr an ihr verliert, als der Eheherr gewinnt.

Mich wundert es, daß noch kein Direktor mit wahrem Gehalt im Kopf und in der Börse auf den Einfall gekommen ist, ein Erziehungsinstitut für seinen Endzweck zu errichten. Er würde Kinder genug finden, die es in ihren Verhältnissen für ein Glück zu halten Ursache hätten, in seine Disciplin zu treten. Und der Erfolg würde wahrscheinlich seinen und des Publikums guten Erwartungen entsprechen. Die Kinder der Schauspieler werden zwar meistens von Jugend auf von ihren Ältern zu dem Fache gebildet und früh genug von den Direktoren selbst mit auf das Theater gezogen; und mancher Direktor schont wohl zuweilen die Alten um die Jungen nicht zu verlieren. Aber es ist doch nicht geradezu anzunehmen, daß die Kinder eines guten Schauspielers auch entschiedene Anlage zu diesem Studium haben. Der König Stanislaus Poniatowsky, der durchaus ein besserer Ästhetiker als König war, hatte ein ähnliches Erziehungsinstitut für die Oper und das Nationaltheater in Warschau, in welches er versprechende Zöglinge beiderlei Geschlechts aus Litthauen von seinen Gütern nahm und ihnen in den nöthigen Kenntnissen Unterricht geben ließ. Das Unternehmen versprach einen sehr glücklichen Fortgang. Es wurden recht brave Leute gebildet. Wir haben selbst Madam Campi gehört, die, wie man mich in Polen versichert hat, aus diesem Institute seyn soll: und die Nationalschauspieler gaben unter der Anführung des Herrn Boguslawsky an Richtigkeit der Darstellung und wahrer Kritik den besten deutschen Bühnen sehr wenig nach. Die große Katastrophe hat auch diesen kleinen Altar der Grazien mit zertrümmert.

Eine oft gehörte Anmerkung der Fremden über unser jetziges deutsches Theater, welche freilich nur die Dichter und den Nationalgeschmack und nicht die Schauspieler trifft, ist, daß fast in allen

Stücken gegessen, getrunken, und Tobak geraucht wird. Der Vorwurf ist gar nicht ohne Grund. Soll es eine Bezeichnung unsers Nationalcharakters seyn, so macht uns dieser Charakter nicht sonderlich viel Ehre. Diese Dinge sind bei andern Nationen eben sowohl als bei uns; aber man stellt sie nicht auf das Theater, da man natürlich dabei nichts wichtiges, nichts ästhetisches Charakteristisches findet. Mit welchen Gründen man die Aufführung solcher unbedeutenden Handlungen an einem Orte vertheidiget, wo alles Bedeutung seyn soll, weiß ich nicht: mir ist sie bei keiner Nation bekannt. Shakespear, der doch alles aus dem Leben nahm, was ihm nur zu einer Zeichnung Gelegenheit geben konnte, bedient sich dieses Mittels nicht; wenigstens höchst selten. Seine Mahlzeit im Makbeth ist voll, sehr voll Bedeutung. Können häusliche Zirkel nicht anders angenehme, lehrreiche und rührende Gemälde werden, als bei einer Tasse Kaffee? Ich erinnere mich noch recht lebhaft der Repartie eines wirklich sehr gebildeten Franzosen, der auch unsere deutsche Litteratur kannte und liebte, wenn ich ihn zuweilen zum Theater einlud. Mais, mon dieu, oui, sagte er, quelquefois on joue fort bien: mais que voulés Vous qu'on y fasse? On ne fait que manger, boire et fumer du tabac. Ich konnte meine Apologie nur schwach machen, weil ich im Herzen selbst keine hatte. Dieser Vorwurf trifft einen unserer besten deutschen Theaterdichter, der selbst Schauspieler ist. Iffland will vermuthlich auch mit dadurch seine Handlung heben: aber mir däucht immer, der Franzose hatte nicht Unrecht, wenn er glaubte, daß durch eine solche leere Handlung das Stück unmöglich gewinnen könne. Die Ästhetik der Gruppirung gewinnt mit der Theemaschine, der Chokolatetasse und der Tobakspfeife gewiß nur für Tabagiefreunde: übrigens kann zur Aushebung edler u. merkwürdiger Charakterzüge damit durchaus nichts geholfen werden. Weit besser wird in der Reise nach der Stadt die Perücke gekämmt u. wieder zertreten; denn es ist wirklich sehr viel Meinung in diesem Prozeß.

Der Dichter und der Schauspieler müssen zwar überall Wahrheit darstellen; aber sie müssen sie auch edel und unsern ästhetischen Forderungen gemäß darstellen, und wenn dadurch wirklich gegen die Thatsache gesündiget würde. Geschichte mögen sie geben, wo sie können; aber Ästhetik und Konsequenz unserer Begriffe müssen sie überall geben: zu ihrem Glücke treffen beide meistens zusammen. Dem Dichter kann es nicht so schwer werden die Charaktere zu zeichnen, als es vielleicht manchem Schauspieler werden muß, sie nach dem Geist der Zeichnung darzustellen; weil die Darstellung oft Naturbedingungen von dem Schauspieler fordert, die nicht in ihm liegen. Wir stellen uns einen großen Mann auch als groß in der äußerlichen Erscheinung vor, und wenn er auch wirklich, wie Alexander, nach dem bekannten Vers klein von Person gewesen wäre. Seine Stimme muß Metall haben, und wenn auch wirklich das Original die Lungensucht hatte. In der Wirklichkeit muß die Ästhetik oft schweigen; aber in der Kunst ist sie Herrscherin. Suworow ist zum Beispiel ein kleiner hagerer Silberkopf, dessen Stimme zwar hell und schrill ist, aber wenig Durchdringendes und Starkes hat. Bloß das elastische Spiel aller seiner Muskeln zeigt dem nahen Beobachter den ungeduldigen energischen Geist des Alten. Schwerlich würden wir ästhetisch damit zufrieden seyn, wenn ihn auch einst ein Schauspieler ganz treu bis auf seine Nemogusnaikas*) kopirte. Wir wollen auf der Bühne zuerst nicht bloß historische Wahrheit, sondern Wahrheit in der moralischen und physischen Welt zugleich, das ist Harmonie zwischen beiden, die freilich in der Natur selbst etwas selten ist. Der Hauptmann vor seinen Leuten oder ohne seine Leute auf dem Theater darf in seinem Kommando oder in seiner Sprache durchaus nicht den Ton eines Tertianers haben, wenn auch gleich mancher Hauptmann bei

*) Ein satyrischer Ehrentitel, den Suworow den Petitmätern giebt. Das Wort bedeutet einen Menschen, der etwas nicht weiß, und diese Unwissenheit mit der zierlichen Formel bekennt: das kann ich nicht wissen.

der Armee seine Kompagnie mit einer Tertianerstimme kommandirt und vielleicht doch ein guter Hauptmann ist. In dem Felde will man erst den Soldaten und dann seine gute Erscheinung; auf der Bühne ist man überall bloß mit der guten Erscheinung zufrieden. Ein Minister darf nicht wie ein Dorfschulmeister sprechen, und wenn der Schauspieler wirklich belegen könnte, daß Minister so sprechen: es ist dieses bloß ein Beweis, daß auch die Minister nicht in den rechten Rollen des Lebens standen.

Ein Mensch, der nicht wenigstens in manchen Fächern diese Forderungen erfüllen kann, sollte zu seinem Kredit und zur Verschonung des Publikums nie die Bühne betreten, mag ihm sein Körper oder seine Seele die Geschicklichkeit dazu versagen. Es giebt Subjekte, bei deren ersten Erscheinung, wenn auch noch alles roh ist, der geübte Zuschauer, wie der Werbesergeant bei dem Anblick des Rekruten, sogleich sicher das Urtheil fällen kann: aus diesem kann etwas werden, wenn er will und den guten Weg trifft. Es giebt aber auch Leute, denen man Kenntnisse und Fleiß und selbst Geschmack auch in ihrem schlechten Spiel ansehen kann, und wo man dessen ungeachtet zu urtheilen gezwungen ist: hier wird nichts herauskommen, und wenn er auch zwanzig Jahre wie ein Cyklope schwitzte. Zu den meisten Metiers ist Geistesgabe und Lust hinreichend sich empor zu arbeiten: bei dem Schauspieler ist beides, verbunden mit der größten Anstrengung, nicht hinlänglich. Die Natur muß ihn mit Figur und Stimme beschenkt haben, ohne welche er ewig auf den Stufen der Mittelmäßigkeit stehen bleiben wird. Er kann ein großer Theoretiker werden; er kann jede Sylbe mit ihrem eigenen Ton als Dramaturg und Chorag zu bezeichnen wissen; aber er wird nie ein volles Haus auf den Grad der Rührung führen, auf den es nach dem Geist und dem Werth des Stücks in einer guten Darstellung geführt werden soll.

Schiller, der in seiner Abhandlung über Anmuth und Würde auch einige vortreffliche Bemerkungen über Schauspiel und Schau-

spieler liefert, giebt nach seinen nicht geringen Forderungen auf die Frage: wer denn nun Schauspieler werden solle? den Rath: Man solle die Menschheit erst zur Reife gedeihen lassen, und dann hingehen und sie ausdrücken, wenn man Beruf dazu empfinde. Der Rath ist herrlich zur Vervollkommnung der Bühne: aber wenn würden denn unsere Rollen besetzt werden, wenn wir auf diese Zeitigung warten sollten? Ein Mann, der in seiner Welt so weit ist, wird selten den Beruf zum Schauspieler fühlen. Gewährt ihm die Wirklichkeit Genuß, so wird er diesen Genuß billig nicht um die Täuschung verkaufen: gewährt sie ihm keinen, und er empfindet das Gegentheil, so wird er die Bilder der Unannehmlichkeiten nicht alle Tage wieder von neuem zurückrufen wollen. Wir dürfen nicht erwarten vollendete Menschen auf das Theater zu bekommen. Die Schauspieler glaube ich, dürfen auch dieses nicht einmal alle seyn, wenn die ästhetische Vollkommenheit erreicht werden soll. Mehrere Meisterrollen erfordern allerdings solche Männer; aber eine Menge, ja die meisten Charakterzeichnungen, können recht gut von gewöhnlichen Menschen geliefert werden. Der vollendete große Schauspieler würde ihnen nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil er nicht so tief herabsteigen kann. Der Schluß ist nicht allemal richtig, daß wer das Schwerere macht auch das Leichtere machen könne. Der Sänger des Paradieses schrieb nur sehr mittelmäßige Sonnette; und wer will behaupten, daß Homer auch Anakreontische Lieder würde gemacht haben? Friedrich der Zweite gab einst der ganzen Parade zu lachen, als er im militärischen Eifer einem Grenadier selbst zeigen wollte, wie man nur mit einer Hand das Gewehr auf die Schulter würfe, und es fallen ließ. Wir können also und wollen nicht lauter im höchsten Grad ausgebildete Subjekte auf der Bühne sehen; aber gebildet müssen sie alle seyn: und ohne Bildsamkeit, so viel Beurtheilung darf man billig von jedem Vorsteher verlangen, sollte das Direktorium niemand dem Publikum vorstellen. Ohne Figur, ohne Sprache, oh-

ne tiefes ästhetisches Gefühl, ohne festen Takt für Wahrheit und Schicklichkeit, ohne eine weite Peripherie encyklopädischer Kenntnisse, der wissenschaftlichen sowohl als der sogenannten schönen für die Welt, ohne einige Größe und Stärke der Seele, ohne Humanität und Bekanntschaft mit allen Arten der Menschen kann niemand hoffen, etwas beträchtliches als Schauspieler zu leisten: und derjenige, der diese Eigenschaften alle im größten Maaße in sich vereiniget, wird, ohne nöthig zu haben, sich lange in das Heiligthum der Kunst einzuschließen, nothwendig bald der erste seiner Brüderschaft werden.

Das Mediocribus esse des Dichters läßt sich also auf die Individuen der Schauspielergesellschaften nicht anwenden. Es dürfen, es müssen sogar mittelmäßige darunter seyn, um den Klimax zu machen und zu halten, welcher Vergnügen gewährt. Es dürfen, es müssen Leute auf dem Theater seyn, welche nicht bemerkt werden; aber es dürfen keine dort seyn, welche sich durch die Antiphrase der Ästhetik bemerkbar machen. Leider findet man diese Erscheinung nicht selten, daß an einer noch guten Rolle durch einige Mißgriffe in jeder Periode nichts Erträgliches mehr gelassen wird. Oft findet man zwar in der Natur bei Menschenklassen, aus denen die Charaktere gezeichnet sind, eben so viel Ungeschicktes, Unbehülfliches, Plattes und Nichtssagendes, als bei schlechten Schauspielern, und die schlechten Schauspieler könnten sich meistens immer noch entschuldigen, daß sie doch Wahrheit aus dem Leben darstellten; aber wir wollen nicht die Wahrheit ohne Auswahl; wir wollen von jeder Klasse das Beste, dasjenige, was unsern besten Erfahrungen entspricht, alle unsere ästhetischen Forderungen befriediget. So wie der Dichter nicht jeden ganz alltäglichen Charakter als alltäglich zeichnen darf, so darf der Schauspieler noch weniger ihn, so wie sie in Heerden auf dem Markte stehen, darstellen. Der Dichter hob das Merkwürdige und Originale heraus, und der Schauspieler muß es noch mehr heraus heben. Das

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Schlechte darf nie auf das Theater gebracht werden; als absichtlich, in so fern es schlecht ist; das heißt, daß das Schlechte zum Beispiele sehr bemerkbar gemacht werde, so weit man gehen kann, ohne unsern moralischen und ästhetischen Sinn zu beleidigen. Dann wird aber das Schlechte gut; es thut nämlich, wenn es gut vorgestellt wird, gute Wirkung.

Jeder Zuschauer merkt am besten das Mangelhafte in seiner Sphäre, der Soldat, der Weltmann, der Gelehrte, der Handwerker. In dem Handwerksmäßigen ist jeder in seinem Fache ausschließlich kompetenter Richter: und dieses betrifft vorzüglich das Kostüm, sowohl des Aufzugs als der Darstellung. Von dem allgemeinen Ästhetischen kann jeder urtheilen, der allgemeine Ästhetik besitzt. Wir verlangen also nicht bloß Wahrheit, sondern auch die schöne Wahrheit. Wir wollen, daß ein Mann von Stande nicht spreche wie sein Stallknecht, wenn es gleich Leute von Stande giebt, denen dieser Dialekt eigenthümlich ist. Wir wollen, daß ein Soldat nicht die Sprache eines Kleinmeisters habe, wenn gleich Offiziere vor der Front mit dieser Sprache auch nicht selten sind. Etwas anders ists, wenn dieses in dem Charakter der Rolle und in der Absicht des Stücks liegt. Der Schauspieler muß also auch die Wirklichkeit studiren, weit öfter um sie nicht darzustellen, als um sie darzustellen. Er muß zu seinem Ideale, da er es in keiner Sphäre ganz finden wird, überall einzelne schöne Theile zur Bildung eines vollendeten Ganzen aufsuchen, wie Phydias und Polygnot zur Schöpfung ihrer Werke in der schönen Natur Musterung hielten: dann wird sich das Prototyp des Charakters in seine Seele prägen, das er uns sodann oft zu unserer Bewunderung und immer zu unserm Vergnügen wieder geben kann.

Diese wenigen Betrachtungen gebe ich hiermit Schauspielern, die schon die Bahn betreten haben, zur Beherzigung, Anfängern, die es eben Willens sind, zur Selbstprüfung, und Kennern zur Untersuchung und Berichtigung, mit der Hoffnung, daß sie die meisten Forderungen gegründet finden werden. Wo sie es nicht sind, und wo ich falsch bemerkt und geschlossen habe, trete ich mit Vergnügen der bessern Belehrung bei.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seume, Johann Gottfried,

J. G. Seume's gesammelte Schriften

Bd.: 1

Wiesbaden (1823)
Opp. 561 t-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604679-8